

Erlangen 1977

Europäische Hochschulschriften

Hans-Joachim Behr

Politische Realität und literarische Selbstdarstellung

Studien zur Rezeption volkssprachlicher Texte
in der lateinischen Epik des Hochmittelalters



PETER LANG

Frankfurt am Main · Bern · Las Vegas

1977



Digitized by the Internet Archive
in 2026

Politische Realität und
literarische Selbstdarstellung

Europäische Hochschulschriften

Publications Universitaires Européennes
European University Papers

Reihe I

Deutsche Literatur und Germanistik

Série I Series I

Langue et littérature allemandes
German language and literature

Bd./Vol. 234

Politische Realität und
literarische Selbstdarstellung



PETER LANG

Frankfurt am Main · Bern · Las Vegas

Hans-Joachim Behr

Politische Realität und literarische Selbstdarstellung

Studien zur Rezeption volkssprachlicher Texte
in der lateinischen Epik des Hochmittelalters



PETER LANG

Frankfurt am Main · Bern · Las Vegas

Behr, Hans-Joachim

Politische Realität und literarische Selbstdarstellung:

Studien zur Rezeption volkssprachl. Texte in
d. lat. Epik d. Hochmittelalters. – Frankfurt am
Main, Bern, Las Vegas: Lang, 1978.

(Europäische Hochschulschriften: Reihe 1,
Dt. Literatur u. Germanistik; Bd. 234)

ISBN 3-261-02440-2



D 29

ISBN 3-261-02440-2

Auflage: 300 Ex.

© Verlag Peter Lang GmbH, Frankfurt am Main 1978

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck oder Vervielfältigung, auch auszugsweise, in allen Formen
wie Mikrofilm, Xerographie, Mikrofiche, Mikrocard, Offset verboten.

Druck: Fotokop Wilhelm Weihert KG, Darmstadt

Titelsatz: Fotosatz Aragall, Wolfsgangstraße 92, Frankfurt am Main.

Meinen Eltern

VORWORT

Die vorliegende Untersuchung wurde im SS 1977 vom Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Erlangen-Nürnberg als Dissertation angenommen. Zur Veröffentlichung wurde sie geringfügig überarbeitet; neu erschienene Literatur konnte nur noch in Einzelfällen berücksichtigt werden.

Herrn Prof. Dr. HORST BRUNNER, der diese Arbeit anregte und betreute, möchte ich an dieser Stelle für seine Geduld und seine unermüdliche Bereitschaft danken, mit der er mir bei der Bewältigung dieses Themas behilflich war. Mein besonderer Dank gilt auch Herrn Prof. Dr. HORST HAIDER MUNSKE, der mich soweit nur möglich von allen Dienstgeschäften entlastete und mir damit die Fertigstellung der Arbeit in einem noch erträglichen Zeitraum gestattete.

Danken möchte ich auch den Kollegen und Mitdoktoranden bei Prof. BRUNNER sowie meinen Freunden GESA BONATH, CHRISTIAN LUSCHER, UWE MEVES und LOTHAR SEMMLINGER. Durch ihre fachliche und moralische Unterstützung haben sie viel dazu beigetragen, daß diese Untersuchung trotz aller Probleme und Schwierigkeiten abgeschlossen wurde.

Erlangen, im August 1977

H. J. Behr

INHALTSVERZEICHNIS

A)	EINLEITUNG	9
B)	ZUR STOFFGESCHICHTE DES 'HERZOG ERNST'	
	Übersicht über die erhaltenen Fassungen und Fragmente	19
I)	Herzog Ernst C	20
II)	Herzog Ernst F	20
III)	Herzog Ernst Erf.	21
IV)	Herzog Ernst D	21
V)	Herzog Ernst Kl	22
VI)	Herzog Ernst G	23
	Herzog Ernst A	25
	Herzog Ernst B	35
C)	DER 'HERZOG ERNST E' ODOS VON MAGDEBURG	47
I)	Autor und Werk	47
II)	Vergleich mit dem 'Herzog Ernst B'.....	57
III)	Vergleich mit der 'Alexandreis' Walthers von Châtillon	67
IV)	Vergleich mit dem 'Alexander' Ulrichs von Etzenbach	94
D)	DER 'HERZOG ERNST E' UND DIE POLITISCHE SITUATION MAGDEBURGS UNTER ALBRECHT II. VON KEFERN- BURG	101
I)	Die geschichtliche und kulturelle Situation in Magdeburg von der Gründung des Erzbistums bis zur Wahl Albrechts	101
II)	Albrecht von Kefernburg	125
III)	Die literarische Umsetzung der Politik Albrechts in ODOS 'Herzog Ernst'	135

E)	LATEINISCHE REZEPTION MITTELHOCHDEUTSCHER EPIK	147
	ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	165
	LITERATURVERZEICHNIS	167

A) EINLEITUNG

Von allen Bereichen der mittelalterlichen Literaturgeschichte ist der des 12. und 13. Jahrhunderts sicherlich am besten erforscht. Allein nach den 1973 bis 1975 erschienenen Bänden der 'Germanistik' konzentrieren sich rund 40 % der gesamten, in dieser Zeit zum Mittelalter publizierten germanistischen Sekundärliteratur auf die Jahre 1170 - 1250, während sich der Rest auf eine mehr als siebenmal so lange Zeitspanne verteilt, die durch die Jahre 770 und 1450 begrenzt wird.

Dennoch ist die der früh- und hochhöfischen deutschen Literatur kontemporäre lateinische Dichtung nur partiell bearbeitet. Das trifft besonders dort zu, wo es sich um mittellateinische Rezeption volkssprachiger Vorlagen handelt. Weder der 'Herzog Ernst E' Odos von Magdeburg (1) noch andere, in diesem Zusammenhang zu nennende epische Dichtungen wie der 'Gregorius Peccator' Arnolds von Lübeck (2), die rund 60 Verse eines lateinischen 'Willehalm'-Prologes (3) oder der vielleicht erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts entstandene hexametrische 'Gregorius' haben jemals das besondere Interesse der Leser auf sich lenken können. Das lag zum einen sicherlich an den Texten selbst, da ihr verkünstelter, oft zu sehr auf äußeren Glanz bedachter Stil den Interpreten den direkten Zugang erschwerte. Damit entsprachen sie im allgemeinen nicht den vielfach noch heute gültigen Kunstvorstellungen des 19. Jahrhunderts, wie sie unter anderem HEGEL in seiner Ästhetik folgendermaßen formuliert hatte:

-
- 1) Einzige, völlig ungenügende Ausgabe:
MARTENE/DURAND (Hgg), Ernestus seu Carmen de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna; in: Thesaurus novus anecdotorum III, 1717, col. 307 - 376.
Die einzige bekannte Handschrift des Textes ist seit Erscheinen ihres Abdruckes verloren.
 - 2) VON BUCHWALD (Hg), Arnoldi Lubecensis Gregorius Peccator de teutonico Hartmanni de Aue in latinum translatus, 1886;
Rez.: STEINMEYER, AfdA 12/1886, S. 200-205;
SEELISCH, ZfdPh 19/1887, S. 121-126;
LEITZMANN, ZfdA 67/1930, S. 285-288.
 - 3) Dazu neuerdings KLEINSCHMITT, Die lateinische Fassung von Wolframs 'Willehalm'-Prolog, ZfdA 103/1974, S. 94-114; Text: S. 111-113.
 - 4) SCHMELLER (Hg), Gregorius, ZfdA 2/1842, S. 486-500.

"In dieser Beziehung haben wir uns klarzumachen, daß Kunstwerke nicht für das Studium und die Gelehrsamkeit zu verfertigen sind, sondern daß sie ohne diesen Umweg weitläufiger entlegener Kenntnisse unmittelbar durch sich selber verständlich und genießbar sein müssen. Denn die Kunst ist nicht für einen kleinen abgeschlossenen Kreis weniger vorzugsweise Gebildeter, sondern für die Nation im großen und ganzen da." (5)

Doch auch in der Wissenschaft blieben die auf diese Weise dem Verdikt elitärer Sterilität anheimgegebenen Werke bis zum heutigen Zeitpunkt nahezu unbeachtet (6).

Hinzu kommt, daß gemessen an der Zahl der Dichtungen, die ihre Entstehung lateinischen Quellen verdanken, die umgekehrte Entlehnungsrichtung relativ selten festzustellen ist. So läßt sich außer den schon genannten epischen Texten aus der Spruchdichtung nur noch der deutsch-lateinische Freidank (7) anführen, der aber in seiner Gattung ebenso singulär bleibt wie die mittelhochdeutschen Strophen in den 'Carmina Burana' (8), die wahrscheinlich nur als Melodienangaben in die Handschrift aufgenommen wurden (9). Bei der 'Aurea fabrica' Francos von Meschede (10) schließ-

5) HEGEL, Vorlesungen über die Ästhetik I, 1970, S. 486-500.

6) Neuerdings dazu KNAPP, Similitudo, 1975.

Da mir diese Abhandlung erst nach Abschluß meiner Arbeit zugänglich wurde, fand sich keine Gelegenheit, auf KNAPPS Ergebnisse einzugehen. Ich verweise daher auf meine Rezension, die demnächst im Afda erscheinen wird.

7) LEMCKE (Hg), Fridangi discrecio. Freidanks bescheidenheit lateinisch und deutsch aus der Stettiner Handschrift, 1886.

8) HILKA/SCHUMANN (Hgg), Carmina Burana, 4 Bde, 1930-1970; hier besonders Bd. II (Liebeslieder), 1941, Nr. 112a-119a, 135a-148a, 150a-153a, 155a, 161a-175a, 178a-183a.

Siehe dazu auch BEATIE, Strophic Form in the Medieval Lyric, 1967.

9) So FISCHER, Deutsche Literatur und lateinisches Mittelalter; in: Werk - Typ - Situation, 1969, S. 1-19; hier: S. 12.

Die zweisprachigen Lieder (Nr. 149, 177, 180, 184, 185 und 218) stellen ein Sonderproblem dar, weil zum einen die Verfasser sicher bilingual waren, zum anderen der Wechsel zwischen Latein und Mittelhochdeutsch Bestandteil der dichterischen Konzeption ist.

10) LEYSER (Hg), Incipit aurea fabrica de laudibus virginis gloriosae, ZfdA 2/1842, S. 168-176.

lich ist eine Verbindung zur 'Goldenen Schmiede' Konrads von Würzburg kaum nachweisbar, da außer dem vielleicht erst von einem Abschreiber hinzugefügten Titel (11) keinerlei inhaltliche Übereinstimmungen vorhanden sind.

Angesichts dieser Heterogenität des Materials fällt es schwer, auf den ersten Blick gemeinsame Bearbeitungsprinzipien festzustellen, die gleichsam konnotativ mit der lateinischen Sprache als Ausdruckselemente übernommen werden. Dennoch scheint im allgemeinen die Tendenz vorzuherrschen, die volkssprachige Quelle nur als relativ unverbindliche Stoffgrundlage der eigenen Darstellung aufzufassen, wie dies recht eindrucksvoll der unbekannte Verfasser des lateinischen 'Carmen de prodicione Guenonis' (12) dokumentiert. Dieser im 13. Jahrhundert in Frankreich entstandene Text (13) basiert inhaltlich auf der 'Chanson de Roland' (14), behandelt aber, wie bereits das Eingangsdistichon verdeutlicht, nicht die Kämpfe von Roncesvalles, sondern den Verrat und die Bestrafung Guenos (= Ganelons):

v. 1 f.: *Condita pro donis fraus hic manifesta Guenonis*
 Per quam decepit Gallos cum dona recepit (15).

Zu diesem Zweck entnimmt der Autor dem wohl allgemein bekannten Stoff allein solche Episoden, die ihm zur Charakterisierung Guenos geeignet erscheinen, während er andere, für die Konzeption seiner Vorlage unentbehrliche Aspekte wie die Verbindung von Kreuzzugsthematik und nationaler Selbstdarstellung (16) völlig übergeht. Daher entfällt auch der Ent-

11) *Ibid.*, S. 175.

12) PARIS (Hg), *Carmen de prodicione Guenonis*, Romania 11/1882, S. 465-518.

13) Daher blieb der Text vorhin bei der Aufzählung lateinischer Nachdichtungen in Deutschland unberücksichtigt; nichtsdestoweniger aber kann er im folgenden als besonders instruktives Beispiel einer freien Bearbeitung eines vorgegebenen Stoffes interpretiert werden.

14) So CURTIUS, *Das Carmen de prodicione Guenonis*, ZfRomPh 62/1942, S. 492-509.

15) Übersetzung:

Hierin ist der Verrat Guenos dargestellt, der um Geschenke gegangen wurde, durch den er die Franken preisgab, als er die Geschenke genommen hatte.

16) Dazu siehe BERTAUS, *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter I*, 1972, S. 239-252.

scheidungskampf zwischen Karl und dem Heidenkaiser Baligant (17).

Der einleitende Preis Karls des Großen macht deutlich, daß der Verfasser Form und Material seiner Umarbeitung ganz der lateinischen Literaturtradition entlehnt hat:

- v. 3-10: Rex Karolus, clipeus regni, tutela piorum,
Contemptor sceleris, sanctio juris erat;
Marte ferus, stirpe presignis, corpore prestans,
Mente pius, rebus faustus, honore potens.
Talem, tam magnum, tam mirum, mirificabant
Gloria, fama, decus, maxima, digna, decens:
Summa sit hoc laudis, sit fame, quod sua fama
Quod sua laus fama sit mage, laude magis (18).

Einer offiziellen Kaiserurkunde vergleichbar beginnt der Text mit der (asyndetischen) Aneinanderreihung der Epitheta Karls. Auf vier Nominalphrasen, die jeweils durch die Verbindung eines Substantivs mit einem genetivus subiectivus gebildet werden, folgen - wieder über ein ganzes Distichon ausgedehnt - sechs charakterisierende Adjektive, die allesamt durch einen ablativus limitationis näher bestimmt sind. Auch sie stehen asyndetisch nebeneinander und verstärken in ihrer prägnanten Kürze beim Hörer den Eindruck der überragenden Persönlichkeit Kaiser Karls. Im dritten Hexameter werden alle genannten Eigenschaften in den allgemeinen, nur durch eine Klimax verbundenen Adjektiven (talem - magnum - mirum), deren letztes mit dem Hauptverb des Satzes (mirificabant) eine figura etymologica bildet, noch einmal aufgenommen. Subjekt sind drei gleichgeordnete und beinahe gleichbedeutende Substantive in unverbundener Reihung, auf die nach der Pentameter-Zäsur wiederum drei Adjektive folgen. Das letzte Substantiv (decus) und das Schlußwort des Verses (decens)

- 17) PARIS (Anm. 12) hatte daher irrtümlich vermutet, daß der Dichter des 'Carmen' nur eine unvollständige Fassung der 'Chanson', möglicherweise eine ältere, nicht erhaltene Vorstufe, als Quelle zur Verfügung hatte.

18) Übersetzung:

König Karl war der Schild des Reiches, der Schutz der Frommen, ein Verächter (jeglichen) Unrechts, das Gesetzbuch des Rechts; er war tapfer im Krieg, von ausgezeichneter Abkunft, überragend durch seine körperliche Erscheinung, fromm in seinem Sinn, glücklich in seinen Taten und mächtig aufgrund seines Ansehens. Diesen so beschaffenen, so großen, so wunderbaren Mann hoben höchster Ruhm, die (ihm) zukommende Ehre und angemessenes Ansehen empor. Dies sei das höchste Lob, dies die höchste Ehre, daß seine Ehre, daß sein Lob größer ist als Ehre, größer ist als alles Lob.

sind dabei wiederum durch eine figura etymologica miteinander verbunden, so daß es naheliegt, auch die übrigen Adjektive in der Reihenfolge ihres Vorkommens auf jeweils eines der Substantive zu beziehen. Die an sich sehr allgemeinen Epitheta Karls werden im letzten Distichon noch einmal in der Formel "Karls Ruhm überstieg alle Vorstellungen von Ruhm" zusammengefaßt. Das geschieht mit Hilfe eines scheinbaren Paradoxons, das die Begriffe "laus" und "fama" zueinander in Opposition setzt und dadurch weiter verstärkt.

Zu Recht hat ERNST ROBERT CURTIUS diese Dichtung ein "kunstgerechtes, gelehrtes Carmen" (19) genannt.

Der mittelalterliche Autor versteht Literatur in erster Linie als die Befolgung theoretischer Rhetorikvorschriften, wie er sie im Schulunterricht an anderen Autoren kennengelernt hatte. Mit der Wahl des Stoffes verbinden sich nahezu automatisch bestimmte Bearbeitungsvorschriften, wie sie das heldenepische Sujet und die diesem zugeordnete literarische Gattung angemessen erscheinen lassen. Dabei fungiert die Quantität der Stilmittel durchaus als ästhetische Kategorie, da nicht die Mitteilung eines konkreten Sachverhaltes, sondern dessen glanzvolle Ausgestaltung im Mittelpunkt der Darstellung steht. Darauf haben auch - ohne es zu wollen - OTTO SCHUMANN (20) und WILHELM TAVERNIER (21) hingewiesen, als sie aufzeigten, welchen Schriftstellern der Dichter des 'Carmen de prodicione Guenonis' im einzelnen verpflichtet ist. Leider ist über die Entstehungsbedingungen des Textes nicht viel mehr bekannt, als daß der Karlskult des 12. und 13. Jahrhunderts initiierendes Moment gewesen sein dürfte.

Eigenartigerweise aber versagt sich der Autor der Möglichkeit, seiner Neubearbeitung der 'Chanson de Roland' einen aktuellen politischen Bezug zu geben, indem er darauf verzichtet, Karl zum Ahnherrn des französischen Königtums zu erklären. Demgegenüber hatte Stricker in seinem etwa gleichzeitig in Deutschland entstandenen 'Karl' auftragsgemäß die enge Beziehung zwischen der Politik Karls des Großen und Friedrichs II. hervorgehoben (22). Doch der Verfasser des 'Carmen' hält an dem einmal po-

19) CURTIUS (Anm. 14), S. 496.

20) SCHUMANN, Zum Carmen de prodicione Guenonis, ZfomPh 62/1942, S. 510-525.

21) TAVERNIER, Waltharius, Carmen de prodicione Guenonis und Rolandsepos (1914); in: PLOSS (Hg), Waltharius und Walthersage, 1969, S. 173-213.

22) Vgl. dazu VON DER BURG, Strickers Karl der Große als Bearbeitung des Rolandsliedes, 1974.

Zur Beziehung Karl der Große - Friedrich II siehe BERTAÜ, Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter II, 1973, S. 1094-1105.

stulierten Programm, primär nur den Verrat Guenos darzustellen (v. 1 f), konsequent fest, obgleich die von den Capetingern offiziell zur Stützung ihrer Herrschaft propagierte Karlslegende dem Werk sicherlich einen größeren Leserkreis eröffnet hätte. So aber scheint das 'Carmen de prodicione Guenonis' die Dichtung eines literarischen Außenseiters gewesen zu sein, die aus ebendiesem Grund auch literatursoziologisch nicht weiter ausgedeutet werden kann.

Das Fehlen jeglicher Rezeption kennzeichnet auch den Versuch eines Unbekannten aus dem oberösterreichischen Augustinerchorherrenstift Ramshofen, in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts Wolframs 'Willehalm' ins Lateinische zu übertragen (23). Aber damit sind mögliche Parallelen zum 'Carmen de prodicione Guenonis' auch schon erschöpft, da der Text so genau seiner Vorlage folgt, daß die einzelnen Entsprechungen weit über die von THEODOR LEWANDOWSKI geforderte "Wiedergabe des denotativen und konnotativen Gehalts eines Textes" (24) hinausgehen. Der Vergleich der Eingangsverse vermag dies zu verdeutlichen: Wolfram, Willehalm v. 1 - 8:

Ane valsch du reiner,
du drf unt doch einer,
schepfaere über alle geschafft,
âne urhap dñ staetiu kraft
ân ende ouch belîbet,
ob diu von mir vertribet
gedanc die gar flüstic sint,
sô bistu vater unt bin ich kint (25).

Willehalm-Prolog, v. 1 - 5:

Alme deus munde sine nevo trinus et une,
Cuncta creata tua sunt, tu deus omncreator,
Ens sine principio, tua vis constat sine fine.
Que mala cogito, si tua gratia relicit a me,
Tunc mihi tu pater es iam tunc puer ipse - tuus sum (26).

- 23) Zu Entstehung und Abfassungszeit des Textes KLEINSCHMITT (Anm. 3), S. 95-97.
- 24) LEWANDOWSKI, Linguistisches Wörterbuch III, 1975, S. 783. Hervorhebung von mir.
- 25) LACHMANN (Hg), Wolfram von Eschenbach, ⁶1965.
- 26) Übersetzung:

Segenspendender, reiner, sündloser und dreieiniger Gott, alle Geschöpfe sind die Deinen, Du Gott Alleserschöpfer, Du bist ohne Anfang, Deine Kraft hat unendlichen Bestand. Wenn Deine Gnade von mir genommen hat (all) das, was ich Sündhaftes denke, dann bist Du für mich Vater und dann bin ich gleichermaßen Dein Kind.

Ganz offensichtlich ist der Bearbeiter bestrebt, Wolframs Text mit möglichst wenigen Änderungen (= transformativ) ins Lateinische zu übertragen. Die breitere Form des Hexameters überbrückt er, indem er entweder zwei Zeilen der Vorlage in eine zusammenfaßt (v. 1) oder die freigebliebenen Takte des Verses durch Pleonamesen auffüllt (v. 2: *cuncta creata tua sunt - tu deus omnicreator*), so daß die spezifische Ausdrucksweise Wolframs in ihren semantisch-syntaktischen Bezügen nach Möglichkeit unverändert bleibt. Kleinere Abweichungen wie die Auflösung des "âne urhap" in einen Partizipialausdruck mit appellativer Funktion (v. 3: *ens sine principio*) dürften daher mehr übersetzungstechnische Zugeständnisse des Autors widerspiegeln als bewußte interpretatorische Veränderungen.

Unter diesen Umständen ist es schwer, Leistung und Intention des lateinischen Bearbeiters zu beurteilen, zumal auch der fragmentarische Charakter des Textes nur Mutmaßungen gestattet. Nachdem 84 Verse des 'Willehalm' übersetzt waren, bricht die lateinische Nachdichtung mit dem 61. Hexameter mitten im Gedankengang ab, obgleich der Autor erst mit Vers 34 vom 'prologus ante rem' zum 'prologus ad rem' übergegangen war. Überlieferungstechnische Gründe scheiden als Erklärung aus, da in der Handschrift, die wohl mit dem Manuskript des Bearbeiters identisch ist (27), auf das Ende des Textes noch eineinhalb leere Seiten folgen. Das darf jedoch nicht zu der Annahme verleiten, daß dem Autor, "der vielleicht nur wenig Mittelhochdeutsch und Vulgatalatein kannte" (28), jedes "spezifische Interesse an dem heiligen Willehalm" oder "gar an dem Werk Wolframs" (29) abging. Der enge Anschluß an die Vorlage und der Beginn des 'prologus ad rem' lassen viel eher vermuten, daß der Autor ursprünglich unter Beibehaltung Wolframscher Stileigentümlichkeiten ein größeres Textstück ins Lateinische übertragen wollte, schließlich aber die Undurchführbarkeit seines dichterischen Experimentes erkannte und den Versuch konsequenterweise abbrach. Dafür spricht auch die Beobachtung, daß der lateinische Text mit zunehmender Länge immer mehr von der mittelhochdeutschen Vorlage abweicht, ohne ihr jedoch inhaltlich neue Aspekte hinzuzufügen.

27) KLEINSCHMITT (Anm. 3), S. 96f.

28) BERTAU II (Anm. 22), S. 1137.

29) KLEINSCHMITT (Anm. 3), S. 97.

Mit dem 'Carmen de prodicione Guenonis' verbindet den 'Willehalm'-Prolog - wie schon erwähnt - außer dem Phänomen, daß eine volkssprachige Vorlage der lateinischen Bearbeitung zugrundelag, allein seine rezeptions-ästhetische Sterilität: beide Texte sind jeweils nur in einer einzigen Handschrift überliefert, die noch dazu mit dem Autorenexemplar identisch zu sein scheint. Bereits ein flüchtiger Vergleich mit anderen lateinischen Nachdichtungen wie dem 'Herzog Ernst E' oder dem 'Gregorius Peccator' zeigt, daß die Umsetzung der Vorlage in eine lateinische Neufassung durchweg mit einschneidenden Veränderungen des vorgegebenen Sujets verknüpft war: die wenigen Hexameter des 'Willehalm'-Prologes sind meines Wissens das einzige Beispiel einer wortgetreuen Übertragung eines mittelhochdeutschen Textes ins Lateinische, so daß sie kaum als besonders repräsentativ für das Kunstverständnis einer größeren Gruppe angesehen werden dürfen. Stattdessen berechtigen alle übrigen Werke zu der Annahme, daß mit dem Plan, einen epischen Stoff in lateinischen Versen zu bearbeiten, verschiedene Stilisierungsaufgaben verbunden waren. Denn anders als die volkssprachige Dichtung scheint die lateinische nicht ohne ein bestimmtes, noch näher zu kennzeichnendes Kontingent an Elementen der literarischen Rhetorik auszukommen. Sobald man sich einmal daran gewöhnt hatte, in der Verwendung rhetorischer Figuren einen Bestandteil künstlerischer Darstellung zu sehen, war es nur noch ein kleiner Schritt, zwischen Rhetorisierung und Kunst ein direkt proportionales Verhältnis herzustellen und Quantität als Qualität zu interpretieren. Die so entstehende Literatur war quasi objektiv, das heißt aufgrund der Anzahl der verwendeten literarischen Tropen bewertbar. Daraus resultiert die bei vielen Texten feststellbare Überbetonung stilistisch-formaler Elemente, mit der häufig eine Reduktion des Inhalts auf wenige bestimmende Handlungsstrukturen verbunden ist (zum Beispiel im hexametrischen 'Gregorius'). Der Kreis der Rezipienten verringert sich dadurch auf eine kleine Gruppe literarisch Gebildeter, deren esoterisches Kunstverständnis jedes andere an Dichtung interessierte Publikum von vorneherein ausschließt. Gleichzeitig gewährt es dem Besitzer eines solchen Textes die Genugtuung, sich jenem elitären Zirkel hinzuzählen zu können, obgleich sein einziges Verhältnis zum Text möglicherweise das des Besitzers zu einem erworbenen Gegenstand ist.

Jene Akzentverlagerung auf eine primär stilistisch orientierte Darstellung verdeutlicht auch eine Stelle aus dem 'Ligurinus'-Prolog des Gunther von Pairis (gest. um 1220). Darin kritisiert der Autor, daß frühere Bearbeiter der 'Gesta Friderici', also vor allem Otto von Freising und Rahewin, ihr Material allzu nüchtern dargeboten hätten:

v. 144 - 54:

Praeterea rerum freti splendore, simulque
Artifici sermone suo, sensuque profundo,
Materiae insigni metricas adsciscere leges
Spreverunt; puditque reor, puerilibus illos

Lascivire jocis, et inanes texere nugas.
 Nos autem, sermone rudes, animoque pusilli,
 Singula sub numerum certâ ratione vocantes
 Verba, superposito velabimus inlita fuco;
 Ut quem fortê parum malè cultus sermo movebit,
 Hunc saltem structura pedum, versusque canori
 Detineant, sitque hæc aliquid laudabile nostrum (30).

Strenge metrische Form und die reiche Anwendung der 'colores rhetorici' (vgl. Lig. v. 151) scheinen auch zu Beginn des 13. Jahrhunderts für Odo von Magdeburg die geeigneten Mittel gewesen zu sein, die Geschichte vom 'Herzog Ernst' für den Erzbischof Albrecht II. von Kefernburg (1205-1232) in lateinischer Sprache nachzudichten. Dabei hält er sich wie der Autor des 'Carmen de prodicione Guenonis' an den Grundsatz, daß allein die rhetorische Ausgestaltung das Wesen einer Dichtung bestimme, woraus dann konsequenterweise das bei erster Lektüre so störende Übermaß an literarischer Stilisierung resultiert. Erst der intensiveren Beschäftigung mit Texten dieser Art erschließt sich die Erkenntnis, daß alles rhetorische Wortgeklänge, das bis heute meist nur emotionale Ablehnung erfahren hat (31), lediglich die Ausdrucksseite der Dichtungen umfaßt, mit der - je stereotyper die Darstellungsform, desto kontrastreicher - stets eine Inhaltsseite korrespondiert. Sie herauszuarbeiten ist gerade für das Mittelalter literatursoziologisch von größtem Interesse, da literarische Texte vor der Erfindung des Buchdrucks das einzige Medium waren, ausdrucksseitig unter dem Deckmantel poetischer Ausformung inhaltsseitig bestimmte Vorstellungen zu propagieren und für sie zu werben. Ästhetische und informelle Bedeutung der Kunst sind

-
- 30) DÜMGE (Hg), Guntheri Poetae Ligurinus, 1812 (abgedruckt in MIGNE PL CCXII, Sp. 327ff).

Übersetzung:

Weiterhin verachten sie [die früheren Bearbeiter seines Themas] voll Vertrauen auf den Glanz der Ereignisse, ebenso auf ihre eigene kunstvolle Sprache und ihr umfassendes Wissen, für die Darstellung des hervorragenden Stoffes die Gesetze der Metrik heranzuziehen; es war peinlich, wie ich glaube, daß jene mit kindischen Späßen Scherz trieben und bedeutungslose Kleinigkeiten aneinanderreichten. Wir aber, unbeholfen im Ausdruck und von unbedeutenden Geistesgaben, stellen die einzelnen Worte nach festen Regeln unter daß Versmaß und verbergen sie unter aufgelegter Schminke, damit diejenigen, die etwa unser allzu unkultivierter Redestil verärgern wird, wenigstens der Bau der Versfüße und ihr Klang fesseln und er hier irgendetwas Lobenswertes an uns finden möge.

- 31) Jüngstes Beispiel dafür KNAPP (Anm. 6), S. 268f., 296 etc.

deshalb eng miteinander verflochten; sie zu entwirren und den bei der Abfassung des Werkes intendierten Kommunikationsprozeß offenzulegen, ist Aufgabe der Literatursoziologie. Um dieses Ziel zu erreichen, hat sie sich - bei allem Zwang zur Wertung - künstlerischer Vor-Urteile gänzlich zu enthalten. Ausgangspunkt aller Überlegungen bleibt die sorgfältige Interpretation der einzelnen Dichtungen, durch die

"das Kunstwerk im Verhältnis zu dem zu begreifen
[ist], worin es selber ein Moment abgibt" (32),

das heißt denjenigen gesellschaftlichen Produktionsbedingungen, die es evozieren. Freilich dürfen darüber die jeder literarischen Äußerung immanente poetischen Eigenstrukturen nicht vernachlässigt werden.

Es erscheint mir daher erfolgversprechend, über die Mittel der Ausdruckseite, das heißt die Interpretation der im Text angelegten Darstellungsformen, zur Inhaltsseite und den Intentionen des Autors beziehungsweise seines Auftraggebers vorzudringen. Demzufolge gliedert sich die vorliegende Arbeit im wesentlichen in fünf Abschnitte von unterschiedlicher Länge. Auf das allgemeine Einleitungskapitel, in dem zunächst einmal der Problembereich angedeutet werden sollte, folgt als erster größerer Teil eine Übersicht über die Stoffgeschichte des 'Herzog Ernst'. Sie dient vornehmlich als Hintergrundinformation für die sich anschließende Interpretation von Odos Hexameterepos. Dabei erweist es sich als günstig, die spezifische Entstehungssituation des Werkes zunächst einmal auszuklammern und allein auf textimmanenter Basis die Besonderheiten der mittellateinischen Bearbeitung herauszustellen. Das hat zum einen im Vergleich mit der mittelhochdeutschen Stoffvorlage zu geschehen, für die stellvertretend der im Motivbestand an den anderen Texten überprüfte 'Herzog Ernst B' herangezogen wird, zum anderen im Vergleich mit der 'Alexandreis' Walthers von Châtillon, da diese Odo in stilistischer Hinsicht als Vorbild diente. Damit ist dann alles Material bereitgestellt, damit im vierten und wichtigsten Abschnitt die Gründe für die Abfassung des 'Herzog Ernst E' und seine Funktion für den Auftraggeber Albrecht von Kefernburg diskutiert werden können. Dieser Interpretation des Textes gehen einige einleitende Bemerkungen über Magdeburg und seine Stellung im Reich voraus, da Albrechts politisches Programm, das seinerseits im 'Herzog Ernst E' reflektiert wird, die Kenntnis der besonderen Situation der Stadt in der deutschen Politik voraussetzt. Im daran anschließenden Kapitel soll dann versucht werden, im punktuellen Vergleich mit dem 'Gregorius Peccator' Arnolds von Lübeck die einzigartige Stellung des 'Herzog Ernst E' als politischer Dichtung zu erweisen, um von da aus eine Differenzierung altererbter Vorstellungen über welfische und staufische Auftragsdichtung anzustreben.

32) ADORNO, Ästhetische Theorie, 2¹⁹⁷², S. 269.

B) ZUR STOFFGESCHICHTE DES 'HERZOG ERNST'

Nimmt man die Zahl der verschiedenen Bearbeitungen zum Maßstab, so gehörten die Abenteuer des Bayernherzogs Ernst, der durch die Umstände gezwungen, sich gegen Kaiser und Reich empört, daraufhin sein Herzogtum verlassen muß und in fernen Ländern sagenhafte Taten vollbringt, um endlich vollkommen rehabilitiert in seine Heimat zurückkehren zu können, sicherlich zu den beliebtesten Stoffen des gesamten Mittelalters. Nicht weniger als neun verschiedene Fassungen dieser Geschichte, drei davon in lateinischer und sechs in mittelhochdeutscher Sprache, sind vollständig oder fragmentarisch überliefert, einige davon sogar in mehreren Redaktionen (33). Deshalb erscheint es sinnvoll, der Interpretation des lateinischen 'Herzog Ernst E' einige Bemerkungen zur Stoffgeschichte voranzustellen. Da freilich für das Verständnis dieses Textes nur die Fassungen A und B notwendig sind, genügt es, die Darstellung auf sie zu beschränken und die übrigen Bearbeitungen nur in einer knappen Übersicht anzusprechen (34).

Obgleich der älteste, nur fragmentarisch erhaltene Text A letztlich Ausgangspunkt aller Nachdichtungen gewesen ist, ist es unmöglich, ihn mehr als nur umrißhaft aus den anderen Fassungen zu rekonstruieren, da sowohl mit nicht erhaltenen Zwischenredaktionen als auch mit gegenseitiger Beeinflussung der Texte untereinander zu rechnen ist. Demzufolge scheint keine der erhaltenen 'Herzog Ernst'-Bearbeitungen den Textbestand von A zuverlässig wiederzugeben (35).

Sieht man einmal von den noch ausführlich zu diskutierenden Fassungen A, B und E ab, bleiben sechs weitere mittelalterliche Bearbeitungen des Stoffes zu erwähnen:

33) Weitere, nicht erhaltene Bearbeitungen sind wahrscheinlich, lassen sich aber nicht schlüssig nachweisen.

34) In dieser knappen Zusammenstellung bleibt zwangsläufig vieles apodiktisch. Ich verweise deshalb zunächst auf die folgende Sekundärliteratur, hoffe jedoch, meine Vorstellungen zur Stoffgeschichte des 'Herzog Ernst' demnächst an anderer Stelle etwas ausführlicher darlegen zu können.

Zum 'Herzog Ernst' allgemein:

BARTSCH (Hg), Herzog Ernst, 1869, Einleitung S. I - LXXXV;

ROSENFELD, Herzog Ernst; in: VL 5, Sp. 386 - 406;

SCHRÖDER, Spielmannsepik, ²1967;

CURSCHMANN, 'Spielmannsepik', 1968.

MEVES, Studien zu König Rother, Herzog Ernst und Grauer Rock (Orendel), 1976.

35) Hierzu vor allem: ROSENFELD, Herzog Ernst D und Ulrich von Eschenbach, 1929, S. 4ff.

I) Herzog Ernst C

Die nach den beiden aus dem 15. Jahrhundert stammenden Papierhandschriften a (heute: Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 850) und b (heute: Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 572) von MORIZ HAUPT edierte lateinische Prosa C aus dem 13. Jahrhundert war bereits ihrem Herausgeber als "ein rhetorisches Prachtstück gelehrter Geschmacklosigkeit" erschienen (36). Auch viele moderne Interpreten haben an dieser Einschätzung festgehalten (37). Dabei übersahen sie jedoch allzu häufig, daß der Autor in den Rahmen der 'Herzog Ernst'-Geschichte andere, ihm wichtig erscheinende Dinge integrierte, zum Beispiel 239, 1 - 11: Ablehnung der Zwangstaufe für militärisch unterlegene Nichtchristen; 251, 22 - 252, 37: Wundertaten der 1097 von Papst Urban II. heiliggesprochenen Adelheid). Da Adelheid besonders am Oberrhein (Seltz, vgl. dazu 251, 22 - 252, 1) verehrt wurde, läßt sich vielleicht vermuten, daß dort ansässige Kleriker mit dieser Neuauflage des 'Herzog Ernst' für die eigene "Hausheilige" werben wollten und sich von ihm einen größeren Publikumserfolg versprachen als von einem zu diesem Zweck verfaßten Legendarium.

II) Herzog Ernst F

Die im Cgm 572 unmittelbar an C anschließende frühneuhochdeutsche Prosa F (38) stellt strenggenommen keine eigene Bearbeitung dar. Denn von wenigen Ergänzungen (zum Beispiel der Kurzcharakteristik der Regierungszeit Ottos des Großen; 230, 26 - 231, 22) und der Umformung lateinischer Dichterzitate in deutsche Reimpaarverse (236, 20 f.; 237, 32 - 35 usw.) abgesehen, ist F eine extrem genaue Wort-für-Wort-Übersetzung der lateinischen Prosa C, der sie sich über weite Strecken hinweg sogar im Satzbau anschließt. Damit ergibt sich das eigenartige Phänomen, daß das deutsche Volksbuch vom 'Herzog Ernst', das in einer auf die äußere Handlung reduzierten Form direkt aus F entstanden ist, letztlich in gerader Linie auf die rhetorisch so hochstilisierte lateinische Fassung C zurückgeführt werden kann. Trotz dieser bis ins 19. Jahrhundert unge-

36) HAUPT (Hg), Herzog Ernst, ZfdA 7/1849, S. 193 - 303; hier: S. 290.

37) So zum Beispiel:

ROSENFELD (Anm. 34), Sp. 401;

SCHRÖDER (Anm. 34), S. 40;

EHRISMANN, Literaturgeschichte II, 2, 1, S. 54.

38) Text bei BARTSCH (Anm. 34), S. 229 - 308.

brochenen Rezeption waren weder C noch F in der Wissenschaft je besonders gefragt, da man sich allzu schnell mit dem Pauschalurteil von der "Verbürgerlichung" des Stoffes (was immer man darunter verstehen will) zufriedengab. Nur ein sorgfältiger Vergleich beider Texte und der Volksbuchfassung könnte Wege eröffnen, alte Vorstellungen zu differenzieren und darüber hinaus Kriterien der literarischen Rezeption im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit zu erarbeiten (39).

III) Herzog Ernst Erf.

Obgleich diese, 1927 von PAUL LEHMANN (40) in Erfurt entdeckte lateinische Prosa (heutiger Aufbewahrungsort (41): Wissenschaftliche Allgemeinbibliothek Erfurt, CE fol. 132) erst 1445/ 46 aus zwei Codices der Bibliotheca Amploniana abgeschrieben wurde, scheint sie dennoch einen recht frühen Textbestand zu repräsentieren. So vermutet PAUL LEHMANN aufgrund nahezu wörtlicher Übereinstimmungen mit dem Goldenen Buch von Echternach (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts), daß der "Herzog Ernst Erf."

"schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts
in Westdeutschland vorgelegen" (42)

habe. Da er jedoch, wie die späten volkssprachigen Fassungen, besonders die Abenteuer des Orientteils in den Mittelpunkt der Erzählung stellt, während die frühen Bearbeitungen A, B und E gerade die Reichsgeschichte hervorheben, dürfte der Text wohl kaum allzu lange vor 1250 aus einer A nahestehenden mittelhochdeutschen Versbearbeitung (43) hervorgegangen sein.

IV) Herzog Ernst D

Wie die Prosen C und Erf. ist auch die mittelhochdeutsche Reimpaarfassung D (44) im 13. Jahrhundert entstanden, möglicherweise sogar nach

39) Zum Volksbuch einige Bemerkungen jetzt bei MEVES (Anm. 34), S. 208 - 221.

40) LEHMANN (Hg), *Gesta Ernesti ducis*, 1927.

41) Die Handschrift gilt zu Unrecht als verschollen.

42) LEHMANN (Anm. 40), S. 8.

43) E. SCHRÖDER, *AfdA* 46/1927, S. 107 - 112.

44) Text nur in der völlig unzureichenden Ausgabe VON DER HAGENS/BÜSCHINGS, *Der Herzog Ernst des Heinrich von Veldeck* [sic!]; in: *Deutsche Gedichte des Mittelalters*, 1808, S. 1 - 64.

einer mit C gemeinsamen volkssprachigen Vorlage (45). Trotzdem zeigen gerade diese beiden Texte, in welcher unterschiedlicher Weise das alte 'Herzog Ernst'-Sujet umgeformt werden konnte. Während C nach Inhalt und rhetorischer Ausgestaltung zweifelsohne für ein klerikales oder wenigstens klerikal gebildetes Publikum verfaßt war, wendet sich D an eine ritterlich-höfische Hörschaft, deren Kunstideal sich etwa im Artusroman manifestiert. Stilistisches Vorbild ist vor allem der 'Parzival' Wolframs von Eschenbach. Ob daraus und aus einigen Ähnlichkeiten im sprachlichen Ausdruck und in der Reimtechnik jedoch geschlossen werden kann, daß der Hofdichter der böhmischen Könige Ottokar II. und Wenzel II., Ulrich von Etzenbach, auch den 'Herzog Ernst D' verfaßt habe (46), ist äußerst fraglich, da der Text in seiner politischen Tendenz im auffallenden Gegensatz zur offiziellen Regierungspolitik Wenzels steht und daher kaum am böhmischen Königshof niedergeschrieben sein dürfte (47).

Überliefert ist der 'Herzog Ernst D' nur in einer nicht ganz vollständigen Gothaer Handschrift (heute: Historisches Staatsarchiv Gotha, Schloß Friedenstein, Signatur: Chart. B 48) und in vier kurzen, inzwischen verschollenen 'Würzburger' Bruchstücken, die CARL BONE 1904 ohne genauere Angaben über ihre Herkunft publizierte (48).

V) Herzog Ernst KI

Die wenigen mittelhochdeutschen Reimpaarverse, die HERMANN MENHARDT 1928 als Beleg für eine bislang unbekannte 'Herzog Ernst'-Fassung des 14. Jahrhunderts publizierte (49), wurden von HANS-FRIEDRICH ROSENFELD (50) aufgrund zahlreicher Parallelen zu B dessen mit E ge-

45) Dazu ROSENFELD (Anm. 35), S. 38 ff.

46) Ibid., S. 46 ff.

Zur Namensform 'Etzenbach': ROSENFELD (Hg), Wilhelm von Wenden, DTM, II, 1957, S. V ff.

Gegen ROSENFELDS Zuschreibung: MEIER, Zum Reimgebrauch im Herzog Ernst D und bei Ulrich von Eschenbach, 1930.

47) Vgl. dazu BEHR, Literatur und Politik am Böhmerhof: Ulrich von Etzenbach, 'Herzog Ernst D' und der sogenannte 'Anhang' zum 'Alexander', ZfdPh 96/1977, S. 410 - 429.

48) BONE, Zwei Bruchstücke mittelhochdeutscher Gedichte II, ZfdA 47/1904, S. 426 - 30.

49) MENHARDT, Ein neuer mitteldeutscher Herzog Ernst aus Klagenfurt (KI), ZfdA 65/1928, S. 201 - 212.

50) ROSENFELD (Anm. 35), S. 26 ff.

meinsamer Vorstufe (z) zugeschrieben. Doch mit Odos 'Ernestus' weist der Klagenfurter 'Herzog Ernst' kaum Übereinstimmungen auf. Umso auffälliger sind aber einige Entsprechungen zum 'Herzog Ernst D' (51). Da der Verfasser von Kl, wie HERMANN MENHARDT (52) nachweist, Mitteldeutscher war, läßt sich vielleicht vermuten, daß er - parallel zu seiner B nahestehenden Vorlage - den D-Text als Nebenquelle benutzt hat. Dadurch erklären sich auf einfache Weise die angesprochenen Gemeinsamkeiten mit den anderen mittelhochdeutschen Versbearbeitungen, ohne daß mit hypothetischen Zwischenstufen oder sonstigen Philologen-Konstrukten gearbeitet werden müßte.

VI) Herzog Ernst G

Neben der Prosa F und dem Volksbuch ist das im 15. Jahrhundert entstandene strophische Lied G ein weiteres Indiz für die Beliebtheit des 'Herzog Ernst'-Stoffes im Spätmittelalter. Außer der 55 Strophen umfassenden Bearbeitung im Dresdner Heldenbuch Kaspars von der Rhön (53) sind - den Nachweisen KENNETH CHARLES KINGS (54) und JOHN L. FLOODS (55) zufolge - allein von der 89 Strophen betragenden Druck-Rezension (56) bis jetzt 13 verschiedene Ausgaben bekannt. Bereits diese Vielzahl läßt vermuten, daß sich - wie das auch für den 'Herzog Ernst F' festzustellen ist - das Interesse an diesem Text nicht mehr ausschließlich auf feudale Kreise beschränkt. Daraus resultiert wahrscheinlich auch die Verlagerung des Handlungsschwerpunkts, die allein den märchenhaft ausgestalteten Orientteil darstellenswert erscheinen läßt, während die Reichsgeschichte bis auf wenige, noch dazu textfremde Relikte (Herzog Ernst verläßt das Reich nach einem mißglückten Mordversuch an Kaiser Friedrich) ausgeklammert wird.

51) Ibid., S. 27 - 30.

52) MENHARDT (Anm. 49), S. 212.

53) Dresdner Heldenbuch: VON DER HAGEN/PRIMISSER (Hgg), Der Helden Buch in der Ursprache II, 2, 1825.

Text auch bei BARTSCH (Anm. 34), S. 189 - 225.

54) KING, Das strophische Gedicht vom Herzog Ernst, ZfdPh 78/1959, S. 269 - 91;

DERS. (Hg), Das Lied vom Herzog Ernst, 1959, S. 7 - 31.

55) FLOOD, Nachträgliches zur Überlieferung des Herzog Ernst, ZfdA 98/1969, S. 308 - 18.

56) Text bei KING (Anm. 54).

Schon diese knappen Andeutungen lassen erkennen, an welchen Punkten sich stoffgeschichtlich orientierten Untersuchungen interessante Aspekte eröffnen, sofern sie unter rezeptionsästhetischer Zielsetzung in Angriff genommen werden. Es wäre im Einzelnen zu fragen, welche Fassung für welches Publikum und zu welchem Zweck verfaßt wurde, wobei ich es für durchaus wahrscheinlich halte, daß sich an den verschiedenen Bearbeitungen dieses Stoffes allgemeinere Feststellungen zum Wandel der feudalen Literatur im Spätmittelalter unter dem Einfluß stadtbürgerlicher Rezipienten (57) ablesen lassen. Demgegenüber bleibt das Erschließen hypothetischer und niemals eindeutig beweisbarer Zwischenstufen in der Textredaktion letzten Endes unbefriedigend, da es trotz intensiven Bemühens bis jetzt nicht gelungen ist, die Beziehungen der einzelnen Texte zueinander widerspruchsfrei zu erklären. Im Gegenteil: sieht man einmal von dem Sonderfall C - F ab, so ist keine der bekannten Fassungen direkt und ohne Zwischenstufen als Derivat einer anderen nachweisbar. Deshalb erscheint mir die Interpretation der erhaltenen Texte und Textstücke sinnvoller als die Jagd nach erschlossenen Vorstufen und Quellen.

- 57) Ich verstehe "stadtbürgerlich" als sozio-ökonomische Klassifizierung, nicht als Geisteshaltung. Es muß umfassenderen Untersuchungen vorbehalten bleiben, Wirtschafts- und Sozialstrukturen dieser Zeit in ihrem Verhältnis zum ideologischen Überbau der spätmittelalterlichen Gesellschaft neu zu bestimmen.

Wichtiger als die soeben skizzierten 'Herzog Ernst'-Dichtungen sind im Zusammenhang mit der Interpretation des 'Ernestus' Odos von Magdeburg die Fassungen A und B, da sich nur im Vergleich mit ihnen bewußte Änderungen des lateinischen Bearbeiters feststellen lassen. Dabei ist es nötig, auch kurz auf einige bis heute in der 'Herzog Ernst'-Forschung strittige Punkte einzugehen, um bereits im Vorfeld der Interpretation im Interesse einer methodisch sauberen Beweisführung unbestreitbare Fakten und geistreiche Spekulation voneinander abzuheben.

Vom ältesten 'Herzog Ernst', A (58), sind mit rund 500 Versen, die sich über insgesamt 13 Fragmente (5 'Prager', 4 'Saganer' und 4 'Marburger') (59) verteilen, nur knapp 10 % des ursprünglichen Textes erhalten, wodurch jede Interpretation nicht unerheblich erschwert wird, da man ständig auf Rückschlüsse aus den späteren, vollständig überlieferten Texten angewiesen ist. Selbst die Datierung ist problematisch, seit HANS-FRIEDRICH ROSENFELD mit guten Gründen das einzige außerliterarische Zeugnis

58) Text:

- a) 'Prager' Fragmente: BARTSCH (Anm. 34), S. 3 - 12;
- b) 'Saganer' Fragmente: GÖBER (Hg), Neue Bruchstücke des Herzog Ernst, 1933, S. 17 - 32;
- c) 'Marburger' Fragmente: BARTSCH (Hg), Bruchstücke von Herzog Ernst A., Germ. 19/1874, S. 195 f.

Unveränderter Nachdruck aller Fragmente:

SOWINSKI, Herzog Ernst, 1970, S. 341 - 50.

59) Die Relikte des 'Herzog Ernst A' befinden sich heute in folgenden Bibliotheken:

- a) 'Prager' Fragmente:
Fragment I - II: Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, Signatur: MS germ. oct. 225 (aus dem Nachlaß HOFFMANNs VON FALLERSLEBEN);
Fragment III - V: Universitätsbibliothek Prag, Klementinum, Signatur: Germ. fragm. 19 (V) und 37 (III und IV).
- b) 'Saganer' Fragmente:
Universitätsbibliothek Wrocław, Signatur: IV O 11^d.
- c) 'Marburger' Fragmente:
Früherer Aufbewahrungsort: Preußische Staatsbibliothek Berlin, Signatur: MS germ. qu. 1303.
Seit Ende des 2. Weltkrieges verschollen.

in der Tegernseer Briefsammlung stark abgewertet hat (61). Es entfällt damit jede Möglichkeit, Absender und Empfänger des Schreibens mit irgendwelchen, sonst namentlich bekannten Personen in Verbindung zu bringen. Unangenehm bleibt jedoch der terminus ante quem, da nach dem Tod des Tegernseer Abts Ruprecht (+ 1186) die oben erwähnte Briefsammlung nicht weitergeführt wurde.

Die exaktere Bestimmung der Abfassungszeit von A ist nur aus dem Text heraus möglich, wobei - wie oben erwähnt - über weite Strecken B die Beweislast zu tragen hat. Das bedeutet im Sinne der vorhin geforderten methodischen Klarheit, daß nur solche Stellen aus B herangezogen werden dürfen, in denen alle oder wenigstens die überwiegende Mehrheit aller 'Herzog Ernst'-Bearbeitungen miteinander übereinstimmen. Ein gewisser interpretatorischer Spielraum bleibt damit naturgemäß erhalten.

Daraus resultieren auch zwei verschiedene Datierungsvorschläge für A, die beide aus den Texten begründet werden. So sah KARL BARTSCH (62) in den Kreuzzug-Abenteuern seines Helden einen Reflex auf die Pilgerfahrt Heinrichs des Löwen (1172) und datierte deshalb A in die Zeit zwischen 1172 und 1186. Dem hat jüngst STEPHEN J. KAPLOWITT (63) energisch widersprochen, indem er aufzeigte, daß zwischen dem 'Herzog Ernst' und jener Pilgerfahrt von 1172 keinerlei Parallelen vorhanden sind. Damit wäre die BARTSCHsche Beweisführung in sich zusammengebrochen, wenn es nicht gelänge, sie durch triftigere Argumente abzustützen.

Im Gegensatz zu KARL BARTSCH pladiert HANS-FRIEDRICH ROSENFELD dafür, den 'Herzog Ernst A' bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts anzusetzen (64). Seine wichtigsten Argumente sind einmal die Erwähnung

60) PEI (Hg.), *Thesaurus anecdotorum novissimus*, Bd. 6/2, 1721, S. 13.

61) ROSENFELD, *Das HE-Lied und das Haus Andechs*, ZfDA 94 1965, S. 108 - 21.

Siehe SCHRODER (Hg.), *Spielmannsepiek*, WdF CCCLXXXV, 1977, S. 417 - 435.

62) BARTSCH (Anm. 34), S. CIX.

63) KAPLOWITT, *Herzog Ernst and the Pilgrimage of Henry the Lion*, Neophilol. 52 1968, S. 387 - 395.

64) ROSENFELD, 'Herzog Ernst' und die deutsche Kaiserkrone, *Soz. Scient. Fen.* 39 B, 1961, S. 3 - 19.

des 'Waisen', der in Konkurrenz zu dem byzantinischen Kronjeweil 'orphanós' (= der Waise, Einzigartige) vom deutschen Dichter erfunden wäre. Dessen Existenz sei anlässlich der Heirat Berthas von Sulzbach mit Kaiser Manuel von Byzanz (1146) einer breiteren Öffentlichkeit bekanntgeworden, obgleich er sich zu diesem Zeitpunkt in den Händen der Türken befand. Zum anderen findet sich in einige 'Herzog Ernst'-Passagen der Hinweis, Ernst habe zur Sühne seiner Missetaten die Märlande dem Bistum Würzburg geschenkt. Dies stimme - so ROSENFELD - mit Falschungen der Würzburger Bischofe aus dem 12. Jahrhundert überein, mit denen sie ihren Anspruch auf die Herzogswürde zu begründen versuchten, bis sie diesen Titel im Jahre 1162 auch wirklich erhalten hätten. Der 'Herzog Ernst A' sei demnach zwischen 1146 und 1162 entstanden.

Ich muß gestehen, daß mich diese Interpretation bei aller Scharfsinnigkeit und Konsequenz in der Beweisführung nicht zu überzeugen vermag (65). Ausgerechnet der mehrfach als treuester Zeuge für den Textbestand von A zitierte 'Herzog Ernst Erf.' erwähnt den 'Waisen' nicht, so daß von daher die Überlegung berechtigt ist, ob nicht vielleicht erst der Redaktor von B oder seine Vorlage den Text um jene Passagen erweitert haben. Der konkrete Anlaß wäre dann, wie ich noch ausführen werde, im Kronmalgarn-Streit anlässlich der Doppelwahl von 1162 zu sehen. Demzufolge ist die Existenz des 'Waisen' in A eine durch nichts abzuweichernde Behauptung und demnach als Argument für die Frühdatierung ungeeignet.

Auch der Hinweis auf Würzburg und die angestrebte Anerkennung als Herzogtum führt nicht weiter. Lediglich der 'Herzog Ernst D' kennt eine Formulierung, wie sie ROSENFELD zitiert (S. 720 - 28); in der ansonsten sehr eng mit D übereinstimmenden lateinischen Prosa C wird ohne Begründung von einer frommen Stiftung des Bayerherzogs gesprochen (S. 198, Z. 9 - 12), während Erf. kommentarlos feststellt, daß die damals vom Pfalzgrafen Heinrich vertriebenen Genieten inzwischen zum Bistum Würzburg gehörten (S. 12, Z. 24 - 26). Alle anderen 'Herzog Ernst'-Bearbeitungen haben den Hinweis auf Würzburg nicht. Ihn vermag deshalb nicht einzusehen, wieso diese Passage auch für A vorausgesetzt werden kann. Doch selbst wenn dem so wäre; in welcher Form hat diese Notiz in A ihre Ausgestaltung gefunden, da doch alle drei von ROSENFELD herangezogenen Texte erheblich voneinander abweichen? Wäre es nicht auch denkbar, daß dieser Hinweis nach 1162 in den Text aufgenommen wurde, um im nachhinein eine auf etwas dunklen Wegen errungene Würde zu legitimieren? In diesem Falle wäre 1162 terminus post quem. ROSENFELDS Argumentation ist umkehrbar.

65) Auch MEVES (Aam. 34), S. 136 - 139, lehnt ROSENFELDS Datierung mit Entschiedenheit ab.

Dieser Tatbestand macht einen interpretatorischen Neuansatz nötig, in dessen Vorfeld aber zunächst eine andere Frage geklärt werden muß. Noch in neueren Publikationen wird der 'Herzog Ernst' als 'Welfendichtung' bezeichnet (66), obgleich man dafür nicht viel mehr heranziehen kann als die "Sympathien" des Dichters für den "edlen Empörer", der

"einen gerechten Kampf um Geltung und Existenz
gegen einen Kaiser"

führt,

"der sich von einem Verleumder auf unrechte Wege
hat locken lassen und die hohe Pflicht der herrscher-
lichen Gerechtigkeit versäumt" (67).

Aber das macht den Text noch nicht zur Welfendichtung, denn am Schluß des 'Herzog Ernst' steht in allen bekannten Fassungen - und stand deshalb wohl auch schon in A - der Wunsch des Autors beziehungsweise seines Auftraggebers nach einer Aussöhnung der beiden mächtigsten Herrscher im Reich, des Kaisers und seines obersten Lehensmannes. Man könnte den 'Herzog Ernst' daher geradezu als Dichtung des politischen Ausgleichs apostrophieren.

Dabei ist es von höchst sekundärem Interesse, wer durch welche Person vorgestellt werden soll, da der Stoff ganz allgemein seine tagespolitische Aktualität aus dem Konflikt zwischen Welfen und Staufern bezieht (68), ohne aber dabei irgendeine Seite zu favorisieren. Das scheint dafür zu sprechen, daß zum Zeitpunkt der Abfassung des 'Herzog Ernst' der Kampf um den Führungsanspruch im Reich gerade wieder neu entflammt, aber noch in keiner Weise vorentschieden war, so daß ein friedlicher Interessenausgleich der beiden rivalisierenden Parteien durchaus im Bereich des

66) Zum Beispiel WAPNEWSKI, Deutsche Literatur des Mittelalters, 21971; hier: S. 44.

Auch CHRISTOPH GERHARDT teilte mir kürzlich im Gespräch mit, daß er sich anlässlich einer quellenkritischen Untersuchung der 'Platthufe' im 'Herzog Ernst' zu der Überzeugung durchge-
rungen habe, daß der Text doch am Welfenhof in Braunschweig ent-
standen sei.

Ich halte aber dennoch meine Bedenken gegen diese Zuordnung weiterhin
aufrecht.

67) DE BOOR, Literaturgeschichte I, S. 60.

68) Vgl. dazu: GERHARDT, Verwandlungen eines Zeitliedes, 1973,
S. 71 - 89.

Möglichen lag. Schließlich hatte man sich auch 1154 in Goslar auf Kosten des Babenbergers Heinrich Jasomirgott in der Frage des Herzogtums Bayern verständigt und damit den langwierigen staufisch-welfischen Gegensatz wenigstens kurzfristig überbrückt. Vielen Zeitgenossen mag daher anfangs, als es 1176 in Chiavenna zum erneuten Bruch zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen gekommen war, eine neuerliche Aussöhnung beider Kontrahenten als die politisch beste Lösung erschienen sein, da auf diese Weise die Machtverhältnisse im Reich weitgehend unangetastet blieben. Diese Hoffnung zerschlug sich jedoch 1181, als Heinrich sich in Erfurt unterwerfen, damit die Überlegenheit des Kaisers anerkennen und in die Verbannung gehen mußte. Das sorgfältig ausgewogene Kräfteverhältnis am Schluß des Textes war in der politischen Realität unerreichbar. Demzufolge dürfte der 'Herzog Ernst A' zwischen 1176 und 1181 entstanden sein.

Dieser Versuch, den 'Herzog Ernst A' als konkretes politisches Programm zu verstehen, um auf diese Weise einen Ansatzpunkt für die Datierung zu gewinnen, hängt jedoch davon ab, wieweit der Verfasser von A Stoff und Interpretation der Geschichte an anderer Stelle bereits vorgeformt fand. Damit stellt sich erneut die Frage nach einer nicht erhaltenen lateinischen Prosavorlage, in der nach Ansicht ihrer Befürworter (69) alle Elemente des Textes einschließlich der schon angesprochenen Machtkonstellation Kaiser - Ernst enthalten waren.

Ausgangspunkt einer solchen Vermutung ist der 'Herzog Ernst B', wo im Zusammenhang mit der Erwähnung des 'Waisen', also jenes sagenhaften Kronedelsteines, der merkwürdigerweise in der nach ROSENFELD (70) A sehr nahestehenden Fassung Erf. völlig fehlt, ausdrücklich auf eine in Bamberg liegende lateinische Quelle Bezug genommen wird:

B 4467 - 76: ist aber hie dehein man
der dise rede welle hân
für ein lügenlîchez werc,
der kome hin ze Babenberc:
dâ vindet ers ein ende
ân alle missewende
von dem meister derz getihtet hât.
ze latîne ez noch geschriben stât:
dâ von ez âne valschen list
ein vil wârez liet ist.

69) Vgl. dazu CURSCHMANN (Anm. 34), S. 39.

70) ROSENFELD (Anm. 34), Sp. 405.

Während in Erf. und in Odos 'Ernestus' vergleichbare Passagen gänzlich ausgespart sind, spricht D vieldeutig von "des hertzen werg" (v. 3632), was sich aber sowohl auf die Erringung des 'Waisen' als auch auf die gesamte Abenteuerkette des Orientteils beziehen kann. Demgegenüber schließt die Quellenberufung im 'Herzog Ernst C' jeden Bezug auf eine lateinische Gesamtvorlage aus:

227, 27 f: "huius naturam lapidis nobilissimam si quis
investigare voluerit, in lapidario discere poterit" (71).

Keine der vorhandenen Quellenberufungen stimmt also sinngemäß mit einer anderen völlig überein, so daß lediglich der 'Herzog Ernst B' eine lateinische Gesamtvorlage vorauszusetzen scheint. Für diesen Text aber ist die Glaubwürdigkeit der Geschichte ein besonderes Problem, das schon im Prolog angesprochen wird (v. 8 - 20). Der Rekurs auf eine schriftliche, noch dazu in lateinischer Sprache verfaßte und an einem bestimmten Ort einsehbare Vorlage ist daher eine willkommene Stärkung der eigenen Position. Läßt sich aber daraus ein lateinischer Gesamt-'Herzog Ernst' erschließen? Der inhaltliche Zusammenhang mit der Erwähnung des 'Waisen' spricht dagegen. Der 'Herzog Ernst Erf.' enthält diese Bemerkung nicht, im 'Herzog Ernst A' ist dieser Teil nicht überliefert. Setzte man aber dafür voraus, daß auch der 'Herzog Ernst B', wie noch auszuführen sein wird, politische Intentionen verfolgt, so spricht meines Erachtens alles dafür, daß der 'Waise' erst in den Text aufgenommen wurde, als seine Bedeutung in der Öffentlichkeit Gegenstand parteipolitischer Diskussionen war, also frühestens 1198. Mit ihm drang dann auch die Quellenberufung in den 'Herzog Ernst'-Stoff ein und wurde von dem Bearbeiter von B gemäß seiner im Prolog geäußerten Intention über den 'Waisen' hinaus ausgeweitet (vgl. auch die Quellenberufung in B 2242 - 45) und als Beglaubigung des insgesamt recht anfechtbaren Orientteils und damit der gesamten 'Herzog Ernst'-Geschichte hingestellt. So mußte auch HANS NEUMANN, einer der entschiedensten Verfechter einer lateinischen Gesamtvorlage nach der Diskussion der Abhängigkeitsverhältnisse zugeben:

"Über den Herzog Ernst A um 1175 oder etwas früher kommen wir also stofflich auf keinen Fall hinaus, und seine lateinische Quelle bliebe eine bloße Hypothese, wenn nicht die französische Esclarmondedichtung darauf zurückginge." (72)

71) Übersetzung:

Wenn jemand die höchste edle Natur dieses Steines kennenlernen wollte, kann er von ihr in einem Steinbuch erfahren.

- 72) NEUMANN, Die deutsche Kern-Fabel des Herzog-Ernst-Epos, Euph. 45/1950-51, S. 140-164; hier S. 147
(auch WdF CCCLXXXV (Anm. 61), S. 259 - 288).

Doch wie stichhaltig sind diese Parallelen wirklich? Die französische 'Chanson d'Esclarmonde' (73) ist ihrer Handlungsstruktur nach eine jener zahlreichen Empörergesten, wie sie sich seit dem 11. und 12. Jahrhundert als besonderer Typus der 'Chanson de geste' herausgebildet hatten.

Huon de Bordeaux, der Held der Chanson, wird vom Kaiser Karl bekriegt, weil er dessen Neffen Raoul, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte, getötet hat. Als er schließlich in Bordeaux belagert wird, verläßt er heimlich die Stadt, um Esclarmondes, seiner Frau, Onkel Tournant zum Kriegszug gegen Karl zu bewegen. Dabei wird er zunächst an den Magnetberg verschlagen, von dort durch Greife gerettet und auf die Paradies-Insel gebracht, wo er auf Befehl Gottes drei Äpfel vom Baum des Lebens pflückt. Nach verschiedenartigen Abenteuern gelangt er schließlich in die Heidenstadt Boscident, verjüngt dort mit einem der Äpfel den König und bekehrt dadurch das ganze Volk zum Christentum. Man beschließt daraufhin nach Jerusalem zu ziehen und gegen die Heiden zu kämpfen.

Ebenfalls auf dem Weg dorthin befindet sich inzwischen Huons Lebensmann Bernars, der nach der Eroberung der Hauptstadt Bordeaux ausgezogen war, um seinen Herrn zu suchen. Beide geraten im Zweikampf aneinander, erkennen sich und beschließen, nach Frankreich zurückzukehren, um Huons Frau Esclarmonde aus der Gefangenschaft Karls zu erretten; ihre Tochter Clarisse hatte Bernars kurz vor seiner Flucht dem Abt von Clugni anvertraut.

In Pilgertracht kommt Huon schließlich am Gründonnerstag nach Mainz, wo er vom Kaiser, ohne daß dieser ihn erkennt, Verzeihung seiner Taten erlangt. Zum Dank gibt ihm Huon den letzten der drei Äpfel, nachdem er vorher schon den Abt von Clugni auf diese Weise verjüngt hatte. Daraufhin entläßt Karl die Esclarmonde und setzt Huon wieder in seine alten Rechte ein.

Ohne Zweifel lassen sich einige Handlungselemente durchaus mit dem 'Herzog Ernst' vergleichen, so zum Beispiel der Kampf des Helden gegen einen sich ungerecht verhaltenden Kaiser, der Aufenthalt am Magnetberg

73) Der Text liegt in zwei, mitunter inhaltlich voneinander abweichenden Bearbeitungen vor:

- a) der Pariser Alexandriner-Fassung: SCHÄFER (Hg), Chanson d' Esclarmonde, 1895;
- b) der Turiner Zehnsilbler-Version: SCHWEIGEL (Hg), Esclarmonde, Clarisse et Florent, Yde et Olive, 1889.

Die Inhaltsangabe folgt im großen und ganzen dem Pariser Text.

und die damit verbundene Rettung durch die Greife, die Fahrt nach Jerusalem mit daran anschließenden Heidenkämpfen, die heimliche Rückkehr ins Vaterland und die durch List erschlichene Verzeihung, die dann das glückliche Ende der Geschichte einleitet. Aber keine dieser Motiventsprechungen ist insoweit wirklich beweisend, als daß sie nur in den beiden hier miteinander verglichenen Texten vorkämen. Die Auseinandersetzung Held - Kaiser, bei der letzterer eindeutig im Unrecht ist, ist konstituierender Bestandteil aller Empörergesten (74) und deshalb kein Beleg für eine gemeinsame Vorlage von 'Herzog Ernst' und 'Esclarmonde'; selbst die erlistete Vergebung ist vorgeformt (vgl. 'Girard de Rossillon'). Ebenso sind im Orientteil die Beziehungen zwischen beiden Texten viel zu sehr allgemein epischer Natur, als daß man deshalb gegenseitige Beeinflussung vermutend dürfte. Nicht nur in den meisten Kreuzzugsdichtungen, sondern schon vorher in den stofflich davon unabhängigen Geschichten des Alexanderzuges, zum Beispiel im Pseudo-Kallisthenes oder der 'Historia de preliis' ist der Osten Schauplatz sagenhafter Abenteuer, die zum größten Teil bereits aus der weitverbreiteten Kuriositätenliteratur der Spätantike bekannt sind (75). Dies läßt viel eher darauf schließen, daß 'Herzog Ernst' und 'Esclarmonde' unabhängig voneinander und mit graduellen Unterschieden ihre Stoffe direkt aus der ethnographischen Literatur des Mittelalters bezogen haben.

Wenn sich aber trotzdem im allgemeinen Erzählductus strukturelle Ähnlichkeiten mit dem Typus der Empörergesten feststellen lassen, so liegt das weniger an einer gemeinsamen lateinischen Vorlage als vielmehr an der Konzeption des 'Herzog Ernst' selbst. Diese entspricht in fast allen konstitutiven Elementen so sehr den französischen 'Cansons', ohne aber dabei auf eine einzelne allein abzuheben, daß HANS NEUMANN zu Recht vermutet, der 'Herzog Ernst' sei gleichsam als deutsche Konkurrenzdichtung zu ihnen entstanden (76). Diese Vorstellung bricht endgültig mit der Theorie des 19. Jahrhunderts, wonach ein geschickter geistlicher Redaktor verschiedene, im Volk lebendige Heldenlieder zu einem Ganzen zusammengefügt habe (77). Demgegenüber betont HANS NEUMANN die eigenständige Leistung des Autors, aus der

"heimische[n] Geschichte ... mit dem Motivschatz westfränkischer Epik eine deutsche

-
- 74) Vgl. dazu: WETTER, Quellen und Werk des Ernstdichters, 1941. Im Ansatz verfehlt, als Materialsammlung jedoch brauchbar.
- 75) Dazu WITTKOWER, Marvels of the East, Journal of the Warburg and Courtauld Institutes V/1942, S. 159 - 97.
- 76) NEUMANN (Anm. 72), S. 140 - 164.
- 77) So noch BARTSCH (Anm. 34), S. CXXIX f.

Chanson de geste ... als nicht
unwürdiges Seitenstück zur nachbarlichen
Vasallendichtung Frankreichs" (78)

geschaffen zu haben. Das Verdienst daran teilen sich seiner Meinung nach der Verfasser der lateinischen Prosavorlage, weil dieser den Stoff entsprechend vorgeformt habe, und der Bearbeiter von A, auf den die eigentliche chansonhafte Ausgestaltung zurückgehe. Meines Erachtens ist eine solche Unterscheidung überflüssig, da weder die Motiventsprechungen mit der 'Esclarmonde' noch die in B und D vorhandenen Quellenberufungen zwingend einen lateinischen 'Ur-Herzog Ernst' voraussetzen. Was spricht aber dann noch dagegen, die Fragmente von A als die früheste 'Herzog Ernst'-Dichtung überhaupt anzusehen und auf jede, nur mit viel Scharfsinn rekonstruierbare Vorstufe zu verzichten? Immerhin hatte bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein ebenfalls unbekannter Autor im 'König Rother' ein heldenepisches Sujet (gefährliche Brautwerbung) zeitgeschichtlich verändert und dadurch zur politischen Dichtung umgeformt (79). Das verbindet den Text stärker mit dem 'Herzog Ernst A' als die gemeinsame Zuordnung zu einer in der immer wieder postulierten Form niemals existenten Gattung von "Spielmannsepen" (80). Ferner wäre daran zu denken, daß um 1170 Heinrich der Löwe aus politischen Gründen die französische 'Chanson de Roland' ins Deutsche übertragen ließ, um durch die Berufung auf Karl den Großen seine Ebenbürtigkeit mit den regierenden Staufern öffentlich zu demonstrieren (81). Eine deutsche 'Chanson de geste', die zeitgeschichtliche Bezüge mit heldenepischen Erzählstrukturen vereinigt, indem sie alte Empörerlagen (Ernst II. von Schwaben - König Konrad II., Herzog Liudolf von Schwaben - Otto der Große) auf die Auseinandersetzung Friedrich Barbarossas mit Heinrich dem Löwen umdeutete, erscheint mir daher in ihrer Tendenz genau dem Literaturbetrieb der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts zu entsprechen, so daß es unnötig ist, auf lateinische Prosavorlagen auszuweichen.

Demzufolge hätte der Verfasser von A zwischen 1176 und 1181 eine anläßlich des Staufer-Welfen-Konfliktes aktuelle Problematik in Verse gebracht und dafür eine Form gewählt, die in der altfranzösischen Literatur

78) NEUMANN (Anm. 72), S. 158.

79) Dazu MEVES (Anm. 34), S. 45 - 99.

80) Vgl. dazu die Übersicht bei CURSCHMANN (Anm. 34), S. 2 - 6 und MEVES (Anm. 34), S. 1 - 19.

81) BERTAU, Das deutsche Rolandslied und die Repräsentationskunst Heinrichs des Löwen, DU 20, 2/1968, S. 4 - 30.

zur Darstellung innerlebensstaatlicher Machtkämpfe diene: die 'Chanson de geste' in ihrer speziellen Ausprägung als Empörergeste. Von ihr konnte der Autor außerdem den gattungstypischen Schluß, die Versöhnung zwischen Kaiser und Held, übernehmen, um damit sein politisches Programm der inneren Harmonie im Reiche zu verkünden. Denn namentlich für die kleineren Territorialherren dürfte der Machtkampf zwischen Barbarossa und Heinrich dem Löwen mehr gewesen sein als die prinzipielle Abgrenzung kaiserlicher und landesherrlicher Kompetenzen, da eine Entscheidung zugunsten der einen gleichzeitig eine Kampfansage an die andere, militärisch nahezu ebenbürtige Partei bedeutete. Diesen Tatbestand belegt unter anderem das Verhalten des an sich stauferfreundlichen Magdeburger Erzbischofs Wichmann, der gleichsam als "ehrlicher Makler" beiden Seiten seine Vermittlertätigkeit angeboten hatte, um nicht direkt in die Auseinandersetzungen verwickelt zu werden (siehe S. 114 f.). Alles in allem scheint deshalb die Thematik und Aussage des 'Herzog Ernst' dafür zu sprechen, daß der Text weder für einen staufischen noch für einen welfischen Auftraggeber geschrieben wurde, sondern für einen jener kleinen Landesherren, für die der innerlebensstaatliche Konflikt eine existenzielle Bedrohung darstellte. Da sich der Autor dabei in der Ausgestaltung des 'Chanson de geste'-Modells bediente, liegt die Vermutung nahe, daß der 'Herzog Ernst', wenn schon nicht im Westen des Reiches, so doch in Gebieten entstanden ist, die zu Frankreich in unmittelbarer kultureller Beziehung standen, wie dies mit anderen Argumenten schon früher einmal vermutet worden ist (82). Dafür scheint auch der Umstand zu sprechen, daß mit den 5 'Prager' und den 3 'Marburger' Fragmenten mehr als 4/5 des erhaltenen Textes in mittel- beziehungsweise rheinfränkischem Dialekt abgefaßt wurden.

82) GERTRUD BOENSEL, Studien zur Vorgeschichte vom Herzog Ernst, 1943.

Da der Konflikt im Reich mit kurzen Unterbrechungen unvermindert bis zum Tode Ottos IV. (1218) andauerte, behielt auch der 'Herzog Ernst'-Stoff weiterhin seine tagespolitische Aktualität, so daß der frühmittelhochdeutsche 'Herzog Ernst A' innerhalb weniger Jahre gleich zweimal umgearbeitet wurde; im 'Herzog Ernst B' und in Odos 'Ernestus'.

Auf den 'Herzog Ernst B' war gelegentlich schon früher auszugreifen, weil er als die erste vollständig erhaltene Gesamtdarstellung des Stoffes in mittelhochdeutscher Sprache immer wieder stellvertretend für A herangezogen werden mußte. Der Text liegt in zwei, gelegentlich voneinander abweichenden Handschriften vor, von denen allerdings die Wiener Papierhandschrift b (Österreichische Nationalbibliothek Wien, Cod. Vind. 3028) selbständig zu kürzen scheint, so daß in Zweifelsfällen meistens die Nürnberger Handschrift a (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Hs. 998 (83)) den Vorzug verdient (84).

Trotz dieser im Vergleich mit A günstigen Überlieferungslage ist man in der Frage der Datierung des 'Herzog Ernst B' wieder auf Rückschlüsse aus dem Text selbst angewiesen. Nach HANS-FRIEDRICH ROSENFELD ist der 'Herzog Ernst A' bald nach 1210¹ umgearbeitet worden, da er außer dem 'Lanzelet' Ulrichs von Zazikhoven auch Wolfram von Eschenbach kennt und benützt, "ohne freilich seinen Stil nachzuahmen" (85). Diese vorsichtige Formulierung läßt bereits ahnen, daß Wolfram-Reminiszenzen im 'Herzog Ernst B' nicht allzu deutlich zutage treten, da die

83) Alte Signatur: fol. 2^o Hs. 2285

Dazu jetzt: LOTTE KURRAS, Kataloge des germanischen Nationalmuseums Nürnberg, I, 1974, S. 9 f.

84) So auch in der textkritisch maßgeblichen Ausgabe von BARTSCH (Anm. 34), S. 15 - 186.

Unveränderter Abdruck bei SOWINSKI (Anm. 58), S. 4 - 337.

Zur handschriftlichen Überlieferung des 'Herzog Ernst B' siehe auch:

REITZENSTEIN, Studien der Fassungen A und B des Herzog Ernst, 1922

und

DERS., Zum Text des Herzog Ernst B, ZfdA 62/1925, S. 181 - 84.

85) ROSENFELD (Anm. 34), Sp. 397.

in der älteren Forschung (86) aufgezeigten Entsprechungen fast durchwegs viel zu allgemeiner Natur sind, als daß man ihnen Beweiskraft zuerkennen könnte. Lediglich in

HE-B 12: die sint an wirdekeit verzaget
Parz. 122, 19: und sint an werdekeit verzaget

und

HE-B 2879 f: Noch wil ich iu baz bediuten
 von den seltsaenen liuten

Parz. 242, 1f.: Ich wil iu doch paz bediuten
 von disen jâmerbaeren liuten

könnten direkte Entlehnungen vorliegen (87).

Hinzu kommen gelegentlich einzelne Wendungen, die bei Wolfram im Gegensatz zu anderen Autoren relativ häufig auftreten und deshalb vielleicht von dort in den 'Herzog Ernst B' eingedrungen sind (zum Beispiel "site(n)" mit Genitiv - siehe 'Herzog Ernst B' v. 4209 und 5345). Denkbar wäre aber auch, daß Formulierungen dieser Art bereits vorher allgemeine Verbreitung gefunden hatten, so daß nicht unbedingt auf eine direkte Übernahme geschlossen zu werden braucht.

Auch die mehrfach verschieden interpretierte 'Lanzelet'-Stelle läßt mehr Fragen offen als sie beantwortet. Der Ausgangspunkt ist jeweils die Beschreibung einer Stadtmauer:

HE-B 2216-23: diu [miure] was harte tiure
 von edelem marmelsteine.
 die wâren algemeine
 gel grüne und weithîn,

86) Zum Beispiel JÄNICKE, Über die Abfassungszeit der beiden deutschen Gedichte vom Herzog Ernst, ZfdA 15/1872, S. 151 - 65;
VOSS, Die Sage vom Herzog Ernst unter dem Einfluß Wolframs von Eschenbach, 1886;

87) Denkbar wäre auch, daß die in beiden Handschriften unterschiedlich häufig auftretenden Wolfram-Reminiszenzen (vgl. JÄNICKE (Anm. 86), S. 157 - 165) erst durch 'Parzival'-kundige Abschreiber in den Text gelangt sind, doch läßt sich ebenso wenig ausschließen, daß mitunter dem 'Herzog Ernst' die Priorität einer Formulierung zukommt. Daher erscheint es mir ausgeschlossen, in diesen Fragen zu einem gesicherten Ergebnis zu kommen.

daz sie niht schoener mohte sîn,
 swarz rôt und wîze;
 dâ mite was sie ze flîze
 geschâchzabelt unde gefieret, ...

Lanzelet,
 4106-09: diu mûre was der selben slaht.
 geschâchzavelt genôte,
 wîz unde rôte
 wârn die steine gevieret. (88)

Trotz aller inhaltlichen Übereinstimmung ist es unmöglich, mit philologischen Mitteln die Abhängigkeit der einen von der anderen Stelle zu erweisen. So hat zwar HANS SZKLENAR eindringlich für die Priorität des 'Lanzelet' (entstanden nach 1194) plädiert, weil nur hier bei der geschilderten Zweifarbigkeit der Mauer

"der Vergleich mit dem Schachbrett sinnvoll ist" (89),

doch schon der französische 'Roman d'Eneas' (entstanden um 1160) kennt die gleiche uneigentliche Verwendung des Schachbrettmusters wie der 'Herzog Ernst':

7293 - 7300: A la lune ont la nuit ovré,
 portendu ont tot le fossé
 d'une tente qu'ot Eneas,
 de diverses colors de dras,
 faites par listes, par merels,
 o bretesches et o crenels;
 toz ert quarrez ainsi entiere. (90)

88) HAHN (Hg), Ulrich von Zatzikhoven, Lanzelet, 1845
 (Nachdruck: 1965).

89) SZKLENAR, Studien zum Bild des Orients in vorhöfischen
 deutschen Epen, 1966; hier: S. 160.

90) MONICA SCHÖLER-BEINHAEUER (Hg), Le Roman d'Eneas, 1972.
 Übersetzung (nach SCHÖLER-BEINHAEUER, S. 351):

Bei Mondschein haben sie [die Trojaner] die ganze Nacht über
 gearbeitet,
 sie haben die ganze Grabenlänge mit einem Zelt bespannt,
 welches Eneas besaß,
 es war aus verschiedenartigen Tuchen gemacht,
 mit Hilfe von Bordüren, von Mühlensteinmustern,
 mit ausgezackten Brüstungen und mit Zinnen,
 es war gänzlich quadriert, ganz so
 wie die Quadersteine in einer Mauer.

Ein wirklich stichhaltiges Argument ist also auch hieraus nicht abzuleiten, so daß erneut nur der Weg bleibt, den historischen Kontext zur Datierung heranzuziehen. Dazu wäre noch einmal an die Existenz des 'Waisen' im 'Herzog Ernst B' zu erinnern, den ich bereits an anderer Stelle (siehe S. 29 ff.) als aktuelle Zutat des B-Bearbeiters nachzuweisen versucht habe. Dafür spricht nicht nur, daß dieser Kronjuwel erst mit der Doppelwahl von 1198 und der sich daran anschließenden Propaganda Tagesgespräch wurde, sondern noch viel mehr der Umstand, daß der 'Waise', nachdem ihn der Held aus dem Felsen gebrochen hat (v. 4456 - 65), im 'Herzog Ernst B' überhaupt nicht mehr vorkommt (91). So wird zwar behauptet, daß der Stein als Teil der deutschen Kaiserkrone noch heute allseits bekannt sei (v. 4464 f), doch in der Versöhnungsszene, als Ernst den Kaiser mit seinen Raritäten beschenkt (v. 5982 - 5993), hat der Autor den 'Waisen' vergessen. Das ist meiner Meinung nach nur so zu erklären, daß der Bearbeiter von B die Episode mit dem Edelstein aus dem aktuellen Anlaß des Kroninsignienstreites dem ursprünglichen Textbestand von A hinzugefügt hat; dabei hat er wohl bei der Fahrt durch den Berg die Überreichungsszene des 'Waisen' am Schluß durch den Hinweis auf die Krone vorprogrammieren wollen, schließlich aber diese Vorausdeutung uneingelöst gelassen, so daß der 'Waise' als blindes Motiv durch den 'Herzog Ernst B' geistert. Erst spätere Bearbeiter (Odo, 'Herzog Ernst C', 'Herzog Ernst D') haben dies erkannt und den Text entsprechend abgeändert.

Demnach wäre 1198 terminus post quem für die Entstehung des 'Herzog Ernst B', da erst nach diesem Zeitpunkt ein konkreter Anlaß dazu bestand, den 'Waisen' in Form eines ätiologischen Einschubs literarisch zu thematisieren. Ebenso ist es wahrscheinlich, daß das Interesse an ihm spätestens 1208 wieder ablaute, als Otto IV. nach der Ermordung Philipps von Schwaben in Frankfurt einstimmig zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Es spricht deshalb vieles dafür, daß der 'Herzog Ernst B' in dem Jahrzehnt zwischen 1198 und 1208 verfaßt wurde. Mögliche 'Parzival'-Entlehnungen wären dazu kein Gegenbeweis. Denn nicht nur die vorhin zitierten Stellen (HE-B 12; 2879 f.), sondern auch eine größere Anzahl "wolframverdächtiger" Wendungen (zum Beispiel HE-B 4209. 5345 - dazu Parz. 139, 15; 180, 29; 191, 6; 281, 22) gehen auf die Bücher III - VI des 'Parzival' zurück und gehören somit zum frühen Bestand des Werkes (92). Demzufolge wären sie

91) Den Hinweis auf diesen, auch von der gesamten 'Herzog Ernst'-Forschung bislang völlig übersehenen Umstand verdanke ich GESA BONATH.

92) Vgl. dazu:

BERTAUF II (Anm. 22), S. 780 - 793;

GESA BONATH, Untersuchungen zur Überlieferung des Parzival Wolframs von Eschenbach, 1970f.

einem literarisch interessierten Bearbeiter im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts ohne weiteres zugänglich gewesen. Ob dies auch für Ulrich von Zatzikhoven und seinen 'Lanzelet' gilt, mag dahingestellt bleiben, da eine Abhängigkeit beider Texte nicht zu erweisen ist (93).

Auf die Thematik des Stoffes, in der sich 'Herzog Ernst A' und B allenfalls graduell unterschieden haben mögen, war bereits im Zusammenhang mit der Datierung von A kurz einzugehen; der Text problematisiert in den Protagonisten Otto und Ernst die lehensrechtlichen Beziehungen zwischen dem deutschen Kaiser und einem übermächtigen Stammesfürsten, ohne aber - wie früher schon festzustellen war - irgendeine Seite besonders hervorzuheben. Eine wie auch immer geartete parteigebundene Zielrichtung dürfte dem Stoff ursprünglich fernegelegen haben, so daß erst Odo von Magdeburg die Geschichte mit Hilfe einiger darstellerischer Kniffe tendenziös umfärbte.

Deshalb ist es nicht allzu ergiebig, aus dem Text selbst eine "Schuldfrage" rekonstruieren zu wollen, wie dies lange Zeit mit geringem Erfolg in der Forschung versucht wurde (94). Der 'Herzog Ernst B' scheint verschiedene Deutungen zuzulassen, da er einmal eine Schuld seines Helden bejaht (v. 1818 - 23; 5862 - 65; 5894 - 99), ein andermal aber strikt verneint (v. 973 - 81; 1097 - 1101; 4642 - 49). Schon allein dieser Befund beweist, daß der Autor des 'Herzog Ernst B' diese Problematik anders verstanden sehen wollte. So ermahnt Wetzlar, Ernsts Lehensmann und treuester Begleiter, seinen Herrn mit folgenden Worten:

v. 919 - 23: "tuot ir nu dā wider iht,
so muget ir iuch entreden niht,
so ir ze rehte soldet stān,
irn haetet wider daz rīche getān,
und belibet in der schulde."

93) So auch MEVES (Anm. 34), S. 142 - 144.

94) Zum Beispiel betonen

LUCIE SANDROCK, Das Herrscherideal in der erzählenden
Dichtung des deutschen Mittelalters, 1931

und

RÄUSCHL, Beiträge zum Motiv der Gefolgschaftstreue in der
deutschen Dichtung der Stauferzeit, 1971

die Unschuld des Helden, während

HESELHAUS, Die Herzog-Ernst-Dichtung, DVJS 20/1942,
S. 170 - 199 (auch: WdF CCCLXXXV (Anm. 61), S. 213 - 244)

ihm den Widerstand gegen den Kaiser als Schuld anrechnet.

Ernst bestätigt wenig später diese Auffassung:

v. 1782 - 92: "swer swimmt wider wazzers stram,
ergët ez im ein wîle wol,
vür wâr ich iu daz sagen scl,
er vert ze jungest doch ze tal,
nu vürhte ich den selben val,
wan der ist uns ze hûse komen,
ir habet daz dicke wol vernomen,
swer lange urluige wider daz rîche hât,
ob er im ein wîle widerstât,
ze jungest muoz er an dem schaden stên:
alsô mac ez ouch mir ergên."

Im Kampf gegen das Reich, das heißt in der Störung der innerstaatlichen Ordnung, liegt - wenn man so will - die "Schuld" des Helden (95). Diese ist dabei fast tragisch zu nennen, denn keine der kriegsführenden Parteien ist aufgrund ihres Informationsstandes in der Lage, sich trotz Einsicht in die realen Verhältnisse anders zu verhalten. Für Otto ist der Feldzug gegen Bayern eine Präventivmaßnahme, um einer angeblich von Ernst inszenierten Fürstenverschwörung zuvorzukommen, für Ernst ein durch nichts begründeter, seine Existenz gefährdender Bruch des Lehensverhältnisses, gegen den er legitimermaßen von seinem Widerstandsrecht Gebrauch machen kann (96). So zwingt der Tatbestand des gestörten Reichsfriedens den Helden zum Verlassen seines Herzogtums, doch kann er dies - im Gegensatz zu den Akteuren der französischen Empörergesten - aufgrund des subjektiven Bewußtseins seiner Unschuld öffentlich, unangefochten und mit prächtigem Gefolge. Nicht einmal die Ermordung des Pfalzgrafen und der Angriff auf den Kaiser werden ihm vom Autor als Schuld angerechnet, da in der Fürstenversammlung, als man den Rachekrieg gegen Ernst beschließt, mit dem zweimaligen "lasterlîche" (v. 1400 und v. 1416) lediglich die Auffassung des Kaisers referiert wird. So resultiert auch der Entschluß zum allgemeinen Reichskrieg nicht aus der Privatfehde Ernst - Heinrich - Otto, sondern aus der Verletzung des Reichsfriedens, wie sie der Kaiser in richtiger Einschätzung der Situation den Fürsten eindringlich vor Augen gestellt hatte (v. 1414 - 1417). Nur so läßt sich dann auch erklären, warum der Krieg sogleich mit Ernsts Kreuzzugsentschluß endet:

95) So auch HELLMANN, Fürst, Herrscher und Fürstengemeinschaft, 1969.

96) Vgl. dazu:

KERN, Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter, 21954.

die Ordnung des Reiches ist nur solange gestört, als sich der Held innerhalb seines Territoriums befindet. Eine moralische Wertung ist damit nicht verbunden. Das bestätigt auch der Schluß: Ernst kehrt nach Deutschland zurück und wird zunächst von den Fürsten und dann vom Kaiser wieder in Gnaden aufgenommen. Diese doppelte Verzeihung ist notwendig, da die von Ernst bekriegte Institution des "rŕfche" sowohl die Person des Kaisers als auch die übrige "Fürstengemeinschaft" (HELLMANN) umfaßt. Aber auch jetzt bleibt die Schuldfrage völlig ausgeklammert: der Kaiser rechtfertigt durch nichts sein früheres Vorgehen, obgleich er doch inzwischen durch göttliches Eingreifen über die wahren Hintergründe der Geschichte informiert ist (v. 5741 - 5747), und auch für Ernst scheint die Sache mit seiner erneuten Aufnahme ins Reich abgeschlossen. Damit wird eigentlich nur der status quo ante wiedererreicht, indem der Held in seine alten Besitzungen zurückkehrt, und beide Parteien im übrigen sich so verhalten, als ob der große Konflikt nie stattgefunden hätte.

Diese vom Autor im Namen irgendwelcher parteipolitisch neutraler, uns ansonsten jedoch unbekannter Auftraggeber ausgegebene Parole, die Großen im Reich möchten doch jetzt endlich Frieden halten, aber sonst möglichst wenig am Zustand des Staates ändern, läßt sich auch in der Konstellation der Personen nachweisen. Das gilt besonders für das Musterpaar Ernst - Wetzel, denn was auf den ersten Blick wie eine erneute Darstellung des alten fortitudo-sapientia - Gegensatzes anmutet (97), erweist sich bei näherem Hinsehen als Integrationsmodell für alle lehensstaatlichen Beziehungen. So wird beider Verhältnis zu Beginn des Textes folgendermaßen geschildert:

v. 130 - 36: er [Wetzel] gestuont im frümelfŕchen
 bŕfunz an sŕn ende.
 vil manic ellende
 wart versouchet von in beiden,
 und wurden doch nie gescheiden
 durch deheiner slahte nŕt,
 unz sie ze leste schiet der tŕt.

Ähnliches findet sich auch bei der Charakterisierung der Beziehungen Ernsts zum Kaiser:

v. 642 - 46: des wart im ouch der werde degen
 holt ze manigen jâren
 die si bŕ ein ander wâren,
 daz sie nie wurden gescheiden.

97) Dazu CURTIUS, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, ⁸1973, S. 176 ff.

und;

v. 6020 f.: er [Otto] hâte in lieb unz an den tôt:
alsô übrwant er sîne nôt.

Bis in einzelne Formulierungen hinein entspricht somit vor Ausbruch und nach Beilegung des Konfliktes das Verhältnis Ernst - Otto dem Wetzels zu Ernst, das heißt, der den ganzen Text durchziehende Idealtypus ist zu Beginn und am Ende der Geschichte auf die nächst höhere Stufe der Lebenspyramide transponiert. Ebenso spiegelt - wenn auch mit negativem Vorzeichen - das Paar Otto/Heinrich den oben geschilderten Modelltyp wider, und zwar in der Weise, daß Heinrich ebenso wie Wetzel Ratgeberfunktion ausübt und damit, allerdings als schurkischer Berater, seine lebensrechtlichen Aufgaben wahrnimmt. Auch an Ernst war in seinem Verhältnis zum Kaiser besonders seine Ratgebertätigkeit hervorgehoben worden (v. 632 - 34). Im Modelltyp Ernst - Wetzel sind daher alle lehensstaatlichen Beziehungen idealiter vorweggenommen, so daß eine politische Aussage des Textes auch von der Personenkonstellation her nur als Aufruf zur Beilegung der Auseinandersetzungen und einer harmonischen Zusammenarbeit der mächtigsten Männer im Reich gedeutet werden kann. Wie weit Autor und Auftraggeber selbst an die Realisierung dieser für heutige Leser so utopisch anmutenden Forderung geglaubt haben, muß offenbleiben, auch wenn vieles dafür zu sprechen scheint, daß eine von vornherein als politische Utopie angelegte Konzeption im Endeffekt zu einer ganz anders gearteten Darstellung geführt hätte. Aber Überlegungen dieser Art erschöpfen sich zwangsläufig im Rahmen der Spekulation.

Daß jener Auftraggeber nur in den Kreisen des Adels oder des höheren Klerus gesucht werden kann, scheint mir völlig außer Frage zu stehen (98), obgleich ROLF BRÄUER noch vor wenigen Jahren versucht hatte, den 'Herzog Ernst' als "frühstadtbürgerliche Durchbruchsdichtung" (99) auszuweisen. Wenn mit dieser reichlich angestaubt wirkenden Bezeichnung ausgesagt werden soll, daß hier ein stadtbürgerlicher Autor für ein ebenfalls bürgerliches Publikum eine spannende Geschichte verfaßt hat, so steht dies im Gegensatz zu den Worten des Prologes, in dem sich der Autor direkt an seine Hörerschaft wendet, nachdem er zuvor alle Zweifler an der Wahrheit seiner Erzählung moralisch diskreditiert hat:

v. 21 - 30: swā danne guote knehte sint
den ist diu rede [der Zweifler] als ein wint
die in fremden rîchen

98) Vgl. dazu auch: WAPNEWSKI (Anm. 66), S. 43 - 45.

99) BRÄUER, Literatursoziologie und epische Struktur der deutschen 'Spielmanns'- und Heldendichtung, 1970; hier: S. V (Inhaltsverzeichnis).

dicke sorclîchen
 varent durch vermezzenheit
 und beidiu lieb unde leit
 lîdent undr unkunder diet;
 die widerredent des niet
 swaz man dâ von gesagen kan,
 wan des sie selbe versuochet hân.

Damit werden wohl kaum Bauern oder kleine Handwerker gemeint sein, die zu dieser Zeit noch das Gros der Stadtbevölkerung ausmachen, zumal die Bezeichnung "guoter kneht" BUMKEs Statistik zufolge zehnmal im 'Herzog Ernst B' vorkommt (100) und dabei stets auf Personen wenigstens ritterlicher Herkunft bezogen wird. Warum sollte also der Autor im Prolog davon abweichen und das aus vielen anderen Texten bekannte Ritterwort (101) plötzlich ständisch indifferent verwenden? Es gibt dafür nicht den geringsten Anhaltspunkt. Ferner wäre zu fragen, wer aus welchen Gründen ein Interesse daran haben konnte, den alten 'Herzog Ernst'-Stoff neu bearbeiten zu lassen und dazu über einen längeren Zeitraum hinweg bereit und in der Lage war, den Dichter zu finanzieren. Auch diese Überlegungen verweisen auf adelige Kreise, obgleich sich keinerlei Namen damit verbinden lassen. Aber allein für jene war die im-'Herzog Ernst' behandelte Thematik mit den dem Lehensstaat allgemein immanenten Gefahren und deren augenblicklicher Konkretisierung von existentieller Bedeutung.

Den Stil des 'Herzog Ernst B' zu charakterisieren, würde mehr Aufwand erfordern als im Rahmen dieses kurzgefaßten Überblickes vertretbar ist. Obwohl der direkte Stilvergleich mit dem 'Herzog Ernst A' wegen dessen geringen Textbestandes nur bruchstückhaft durchgeführt werden kann, scheint doch die Feststellung möglich, daß das vielzitierte "Kleid des höfischen Stils" (102) B nur sehr lose übergestreift wurde. Ein erster Beleg dafür ist die schon kurz angesprochene Verwendung unterschiedlicher Ritterbegriffe. Nach BUMKE dominiert das Wort "helt" (111mal), gefolgt von "wfgant" (70mal), "recke" (38mal) und "degen" (37mal), während "ritter" nur insgesamt 17mal belegt ist. Dem entspricht in etwa die zahlenmäßige Verteilung im 'König Rother' (helt: 99, wfgant: 35, recke: 27, ritte: 28), im 'Straßburger Alexander' (helt: 65, wfgant: 24, recke: 10, ritte: 13) und bei Eilhart von Oberg (helt: 98, degen: 62, wfgant: 44, ritte: 38), alles Texte, die wenigstens dreißig Jahre früher

100) BUMKE, Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert, 21977, S. 34.

101) Ibid., S. 32 - 34.

102) Dazu BAYER, Untersuchungen zum Sprachstil weltlicher Epen des deutschen Früh- und Hochmittelalters, 1962, S. 66.

anzusetzen sind und daher eher dem 'Herzog Ernst A' vergleichbar erscheinen. Kontrastiert man dagegen den B-Text mit dem 'Erec' (ritter: 134. guoter kneht; 20, degen: 11, helt: 1, recke: -, wfgant: -) oder dem 'Iwein' (ritter: 83, guoter kneht: 5, degen: 4, helt: 4, recke: -, wfgant: -), so zeigt sich, daß der Verfasser des 'Herzog Ernst B' trotz stilistischer Überarbeitung doch auch manches von dem beibehalten hat, das immer wieder als Kennzeichen vorhöfischen Stils apostrophiert wurde. Das beweist auch der direkte Vergleich beider Texte, der hier jedoch nur ansatzweise durchgeführt werden kann.

Das erste erhaltene Textstück von A ('Prag' I) schildert das gute Einvernehmen zwischen Ernst und Kaiser Otto vor der Verleumdung (103):

v. 1 - 11 ... dā ze hove
 der kuning an sīnen rāt gān.
 dā kunde wale de kūne man
 gesprechen bit sulichen zuhten
 dat it bit ēren hōren mohte
 de kuning ind allit dat rŕŕche.
 he rette wŕŕŕŕŕche.
 sves sō her begunde,
 der helit vil wale kunde
 aller slagte frumicheit
 ind was ein rittēre gemeit.

Dem entspricht aus dem 'Herzog Ernst B'

v. 616 - 626: ouch hiez in der kūnic gān
 ze hove dicke an sīnen rāt.
 dō erzougte er solhe tāt
 mit spreken und mit zuhten,
 daz ez vernemen mohte
 der kūnic und al daz rŕŕche.
 er riet so wŕŕŕŕŕche,
 daz nieman zuo der stunde
 baz gerāten kunde.
 ze aller hande frūmekeit
 was er ein ritter gemeit.

Inhaltliche Abweichungen sind zwischen beiden Textstücken kaum festzustellen; einzig in v. 622 ist das "rette" der Vorlage in "riet" präzisiert

103) Text nach BARTSCH (Anm. 34). Dabei bleiben jedoch die von BARTSCH aufgrund des 'Herzog Ernst B' vorgenommenen Ergänzungen unberücksichtigt.

und mit den beiden folgenden Zeilen zu einer etwas ausführlicheren Charakterisierung Ernsts als Ratgeber des Kaisers zusammengefaßt, während v. 8 f. des 'Herzog Ernst A' ein allgemeineres Urteil über den Titelhelden zum Ausdruck bringt. Ansonsten beschränken sich die Änderungen des B-Bearbeiters auf sprachlich-stilistische Retuschen, zum Beispiel auf die Umstellung einzelner Wörter im Satz, um dadurch einen glatteren Versrhythmus zu erhalten (v. 616 f.) oder auf die Vermeidung unreiner Reime (gân - man in v. 2 f. des 'Herzog Ernst A'). Doch nicht einmal dieses Prinzip ist konsequent durchgehalten (v. 619 f: - zuhten - mohte). Wenn daher HANS J. BAYER auch für die Veränderungen zwischen 'Herzog Ernst A' und 'Herzog Ernst B' "die gleiche stilistische Tendenz nachweisen" möchte, "die allgemein mit 'Verhöfischung' bezeichnet wird" (104), ohne aber einen systematischen Vergleich beider Texte vorgenommen zu haben, so ist zu fragen, ob hier nicht der Wunsch, einen allgemeinen "Entwicklungsgang" (S. 68) vom vorhöfischen zum hochhöfischen Epos nachzuzeichnen, dazu verführt hat, einige punktuelle Verschiebungen zu verallgemeinern und etwas vorschnell als Ergebnis eines generellen Stilwandels anzupreisen.

Inhaltliche Beobachtungen stützen diese Feststellung. Der 'Herzog Ernst B' kennt weder Minne- noch eine nach höfischen Fair play-Vorstellungen kodifizierte aventure-Problematik, obgleich, wie der 'Herzog Ernst D' zeigt (105), der Stoff selbst durchaus Raum für Erweiterungen dieser Art geboten hätte. So aber bleibt das Thema der Geschichte die Darstellung dessen,

"swaz man von helden noeten saget" (v. 11),

wodurch der 'Herzog Ernst B' wohl eher der Heldenepik als dem Artusroman vergleichbar erscheint. Daran wird offenbar, daß sich der Autor - der Moderichtung des höfischen Romans zum Trotz - bei seiner Bearbeitung des alten A-Textes auf stilistische Veränderungen beschränkt hat, ohne an der Thematik und Darstellungsweise der Vorlage etwas zu ändern. Diese grundsätzliche Aussage wäre durch Detailuntersuchungen noch weiter abzusichern, bliebe aber in ihrer Gültigkeit mit Sicherheit uneingeschränkt bestehen. Es ist daher äußerst anfechtbar, wenn HERMANN SCHNEIDER und WOLFGANG MOHR im 'Reallexikon' die Behauptung aufstellen, daß nach Veldekes 'Eneit' nur noch diejenigen Texte auf Resonanz beim Publikum rechnen konnten, die in "vielfacher Hinsicht" höfisch waren, indem sie "höfische Themen in höfisch-kultivierter Sprach- und Versform" (106)

104) BAYER (Anm. 102), S. 69.

105) Zum Beispiel v. 223 ff., 343 ff., 396 ff., 673 ff., 982 ff. usw.

106) SCHNEIDER/MOHR, Höfisches Epos; in: RL I, 1958, S. 669 - 683; hier: S. 669 (linke Spalte).

zum Ausdruck brachten. Der 'Herzog Ernst', dessen Rezeption auch während der "Hochkonjunktur" des höfischen Romans unvermindert andauerte, widerlegt diese Aussage und weist sie als unberechtigte Simplifizierung des hochmittelalterlichen Literaturbetriebes aus.

C) DER 'HERZOG ERNST E' ODOS VON MAGDEBURG

I. Autor und Werk

Vor das Problem einer Interpretation des 'Herzog Ernst E' gestellt, erweist sich der Mangel an Vorarbeiten als besondere Erschwernis. Denn dieser Text ist aus den gleichen Gründen, die schon früher für das mangelnde Interesse am 'Herzog Ernst C' und am 'Herzog Ernst F' verantwortlich zu machen waren, von der Forschung bislang kaum beachtet worden. Dazu wird auch das Fehlen einer auch nur annähernd zufriedenstellenden Textausgabe das Seine beigetragen haben (107). So gehen germanistische und mittellateinische Handbücher über Odos 'Ernestus' in seltener Einmütigkeit mit wenigen Zeilen hinweg (108), sofern sie ihn überhaupt zur Kenntnis nehmen (109). Auch ARTHUR FÜCKEL, der 1895 in seiner Dissertation zum bislang einzigen Male den 'Herzog Ernst E' zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung gemacht hat, zeigte sich mehr an Fragen der Stoffgeschichte und Quellenbenützung interessiert als am Text selbst (110). Das hat schon FRITZ PETER KNAPP mit Recht festgestellt (111).

107) Siehe Anm. 1

108) Hier wären vor allem zu nennen:

EHRESMANN (Anm. 37), S. 53;

ROSENFELD (Anm. 34), Sp. 400 f.;

SCHRÖDER (Anm. 34), S. 40.

Von mittellateinischer Seite:

GRÖBER, Übersicht über die lateinische Litteratur von der Mitte des VI. Jahrhunderts bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts, 1902 (1963), S. 409;

LANGOSCH, VL 5, Sp. 255 f. (Literaturangabe fehlt bei Knapp);

DERS., Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur, Bd. 2, 1964, S. 87 f.;

DERS., Die deutsche Literatur des lateinischen Mittelalters, 1964, S. 186;

DERS., RL II, ²1965, S. 3791.

109) Völlig übergangen wird der 'Herzog Ernst E' zum Beispiel von RABY, A history of secular latin poetry in the Middle Ages, 1957.

110) FÜCKEL, Der Ernestus des Odo von Magdeburg und sein Verhältnis zu den übrigen älteren Bearbeitungen der Sage vom Herzog Ernst, 1895.

111) KNAPP, Bemerkungen zu Herzog Ernsts Schild bei Odo von Magdeburg, PBB (T) 94/1972, S. 335 - 47.

Dennoch bleiben auch seine eigenen Ausführungen ebenso sehr den alten Vorurteilen verhaftet, wenn er nach einer vorwiegend text- und quellenkritischen Interpretation der Schildbeschreibung Odos zu dem Ergebnis gelangt,

"ein weitgehend untaugliches Objekt gewählt zu haben" (112).

Damit wird seine eingangs getroffene Feststellung, daß das Werk

"dem mittellateinischen Philologen wohl stets zu unbeholfen (war), trotz alles [sic] gehäuften rhetorischen Prunkes und aller zur Schau gestellten Gelehrsamkeit zu sehr behaftet mit den Zeichen einer gescheiterten Annäherung an das antike Pathos" (113)

auch auf ihn selbst anwendbar. Es zeigt sich erneut, daß sich Odos Hexameterepos immer dann dem Zugriff des Interpreten entzieht, wenn dieser versucht, den Text nach den Maximen einer traditionellen, das heißt, an "Gehalt" und "Originalität" orientierten Ästhetik zu beurteilen. Doch gerade deshalb muß die Frage nach Art und Funktion dieser Bearbeitung umso eindringlicher erörtert werden.

Damit aber bewegt man sich, trotz aller Appelle zur interdisziplinären Zusammenarbeit, nach wie vor zwischen den Fronten, denn für den Mittellateiner hat das 13. Jahrhundert noch immer das Odium einer "Epigonenzeit" an sich, während der 'Herzog Ernst E' für den Germanisten schon deshalb uninteressant war, weil mit den Fragmenten von A und den vollständigen Bearbeitungen B und D genügend volkssprachige Texte dieses Stoffes erhalten waren. Auch Odos sprödes, nicht immer ganz leichtes Latein, dessen Verständnis außerdem durch die Unfähigkeit der Herausgeber und eine große Anzahl von Druckfehlern nicht gerade erleichtert wird, trägt eine erhebliche Mitschuld an diesem Zustand.

Obgleich der Autor von allen mittelalterlichen Bearbeitern des 'Herzog Ernst'-Stoffes als einziger innerhalb seiner Dichtung Namen und Auftraggeber nennt (114), ist es unmöglich, aufgrund des Textes nähere Aufschlüsse über seine Person zu erhalten. Daher hatte FRIEDRICH ZARNCKE (115) versucht, ihn unter Berufung auf die vermeintlich bayerische Herkunft

112) Ibid., S. 346.

113) Ibid., S. 335.

114) Odo (Anm. 1), 376 B.

115) ZARNCKE, Zu den Gedichten vom Herzog Ernst, PBB 2/1876, S. 576 - 80.

des Stoffes und die angeblich in Bamberg liegende lateinische Gesamtvorlage (vgl. S. 29 ff.) mit einem 'Otto Bauwarus' des Magdeburger Domkapitels zu identifizieren. Sein Kronzeuge war eine Urkunde vom 21. August 1213 (116), in der Albrecht II. seinem Dienstmann Dietrich von Steden das Schultheißenamt in der Stadt Magdeburg verlieh. Sie ist von 16 Kanonikern gegengezeichnet, unter denen sich an 5. Stelle jener "Otto Bauwarus" befindet, was für ZARNCKE Indiz genug war, ihn mit dem Verfasser des 'Herzog Ernst E' zu identifizieren. Dabei übersah er, weil er noch nicht auf eine gedruckte Regestensammlung Magdeburger Urkunden zurückgreifen konnte, daß Otto Bauwarus zwischen 1212 und 1216 insgesamt fünfmal zusammen mit dem Erzbischof urkundete, und zwar stets innerhalb der ersten Gruppe der Unterzeichner (117). Er muß deshalb zu den führenden Würdenträgern im Domkapitel gehört haben, da die einzelnen Unterschriften durchwegs streng hierarchisch geordnet sind. Aber dafür, daß Odo irgendeinen höheren sozialen Rang eingenommen hat, bietet der Text nicht den geringsten Anhaltspunkt. Ich vermute daher, ohne es jedoch im Einzelnen belegen zu können, daß Odo nicht einmal Mitglied des Domkapitels war, sondern als Mönch in dem 968 von Otto I. gegründeten Kloster Berge lebte.

Auch FRIEDRICH ZARNCKE hatte - und hierin mußte sich seine Argumentation aufgrund seiner ungenügenden Quellenkenntnisse zwangsläufig widersprechen - die minore Stellung des Autors betont, da er den 'Herzog Ernst' verfaßt habe,

"um seinen neidern wirksamer den rang ablaufen zu können" (118).

Doch ein Vergleich der entsprechenden Stelle

Odo, 376 B: Qui multa ratione viges, ut vi(n) cere possim
Latrantes post terga canes ... (119)

116) MÜLVERSTEDT (Hg), Regesta Archiepiscopatus Magdeburgensis, Bd. II und III, 1886; hier: II, S. 199.

117) Die übrigen Belege sind:

19. November 1212 (5. Stelle),
23. November 1213 (4. Stelle),
26. April 1214 (4. Stelle),
16. November 1216 (5. Stelle).

118) ZARNCKE (Anm. 115), S. 579.

119) Übersetzung:

... der Du durch große Geisteskraft stark bist, so daß ich mit den hinter (meinem) Rücken bellenden Hunden fertig zu werden vermag ...

mit der 'Alexandreis' Walthers von Châtillon:

X, 461 f: At tu, cuius opem pleno mihi copia cornu
 Fudit, ut hostiles possim contemnere linguas (120)

läßt eine so deutliche Affinität zur Stilvorlage zutage treten,

"daß es schwer wird, an die Wirklichkeit der
latrantes canes bei Odo zu glauben" (121).

Ebenso erweist sich eine andere "biographische" Notiz im 'Herzog Ernst E'
als schlichte literarische Übernahme. So heißt es bei Odo, als sich Ernst
mit seinen Begleitern Jerusalem nähert:

372 B: Et dum distaret tantum Jerosolyma, quantum
 Distat Parisia Sanctus Dionysius urbe,
 Occurrunt cives ... (122)

Gleiches hat auch Walther von Châtillon bei Alexanders Einzug in Babylon
festgestellt:

V, 439 f: Cumque Semiramia tantum distaret ab urbe,
 Quantum Sequanis distat Dionysius undis (123).

120) MÜLDENER (Hg), M. Philippi Gualtheri ab Insulis dicti de Castel-
lione Alexandreis, 1863;

GUGGER (Hg), Walther von Châtillon, Alexandreis;
in: MIGNE PL 209, 1885, Sp. 459 - 574.

Ich zitiere nach der (textkritisch immer noch besseren) Ausgabe
MÜLDENERS.

Übersetzung:

Aber Du, dessen Fülle über mich mit vollem Horn Segen ausgoß,
so daß ich die feindlichen Zungen verachten kann.

121) CHRISTENSEN, Das Alexanderbild Walthers von Châtillon,
1905; hier: S. 175.

122) Übersetzung:

Und als er soweit von Jerusalem entfernt ist, wie St. Denis von
der Stadt Paris, da laufen (ihm) die Bürger entgegen ...

123) Übersetzung:

Und als er soweit von der Stadt der Semiramis entfernt war, wie
St. Denis von den Wellen der Seine, ...

Es ist daher unmöglich, aus Odos Worten auf einen früheren Studienaufenthalt in Paris zu schließen (124). Aber dennoch ist die zitierte Stelle nicht ganze uninteressant, weil der Autor sonst alle Anspielungen Walthers auf französische Verhältnisse unberücksichtigt läßt. Da er ferner jene Passage erst aus dem Gesamttext der 'Alexandreis' heraussuchen mußte, scheidet Unachtsamkeit als Erklärung aus. So scheint er sie als besonderen Überraschungseffekt für den Erzbischof gedacht zu haben, von dem er wußte, daß er in Paris studiert hatte und französischer Kultur gegenüber besonders aufgeschlossen war.

Daß jedoch, bei aller Unsicherheit über die Person des Autors, der 'Herzog Ernst E' sehr viel exakter datierbar ist als alle anderen Fassungen, hatte schon KARL BARTSCH (125) gesehen. Denn mit dem Episkopat Albrechts II. (1205 - 1232) ist ein erster zeitlicher Rahmen gegeben, der freilich durch Aussagen des Textes noch näher eingegrenzt werden muß. Konkrete Anhaltspunkte dazu glaubte FRIEDRICH ZARNCKE im Epilog des Werkes finden zu können. Nach Abschluß der 'Herzog Ernst'-Geschichte fährt Odo dort überraschend zeitkritisch fort:

375 A - B: Sed majestati quis jam locus? omnia mundus
 Foedera turbavit, scisso discordia regno
 Regnat, et antiquos miscet elementa tumultus.
 O quot sunt Midae? quis jam auro cuncta beato
 Non muta <t> ? fulvasque Tagi non verrit arenas?
 Quis regni non ambit onus? quis crine ligatum
 Ex <s> ertum (126) gladium? Proh! quis jam vivere summus
 Non velit, infami quamvis abstractus asylo? (127)

124) So ZARNCKE (Anm. 115), S. 579.

125) BARTSCH (Anm. 34), S. LXV - LXXII.

126) "Ex<s>ertum" für "exortum" ist eine (berechtigte) Konjekture ZARNCKEs (Anm. 115, S. 576).

127) Übersetzung:

Doch welchen Platz nimmt jetzt die Hoheit ein?
 Die Welt brach alle Bündnisse, Zwietracht herrscht,
 nachdem das Reich zerrissen wurde, und die Elemente
 mischen (sich wieder) im alten Durcheinander. Wieviele
 Leute vom Schläge eines Midas gibt es doch!
 Wer verändert nicht alles durch das seligmachende Gold?
 Wer fegt nicht den goldfarbenen Sand vom Tajo zusammen?
 Wer begehrt nicht die Last der Herrschaft? Wer nicht das
 blanke, an einem Haar angebundene Schwert? Ach! Wer
 wollte nicht bereits in höchster Machtstellung leben, obgleich
 er aus einem ehrlosen Versteck hervorgezogen wurde?

ZARNCKE interpretierte diese Verse, für die sich bei Walther von Châtillon nichts Vergleichbares nachweisen läßt, zu Recht als politische Äußerung des Verfassers und schloß daraus etwas vorschnell auf den desolaten Zustand des Reiches zwischen 1205 und 1208. Seine Datierung wird heute, außer von MAX WETTER (128), allgemein anerkannt (129).

Dennoch bleiben einige Zweifel bestehen. Denn Odos Worte sind, wie mir scheint, keineswegs so eindeutig, daß sie nur auf dieses erste Dezennium des 13. Jahrhunderts bezogen werden könnten. Die düstere Darstellung der eigenen Zeit, die beklagenswerte Dominanz von Zwietracht, Korruption, Habgier und Herrschsucht, all dies sind frei verfügbare Bestandteile vieler epischer Dichtungen (130), damit vor dem Hintergrund einer finsternen Zeitschilderung eine Einzelpersönlichkeit nur umso leuchtender hervortrete. So folgt auch im 'Herzog Ernst E' auf die zitierte Zeiteinschleife ein Panegyrikus auf Albrecht von Kefernburg (376 B).

Damit wird ZARNCKEs sorgsam zusammengefügte Argumentationskette an ihrem schwächsten Glied gesprengt. Das macht es nötig, die Frage der Datierung des 'Herzog Ernst E' mit anderen Argumenten erneut zu diskutieren. Denn von ZARNCKEs biographischer Ausdeutung bleibt letztlich nicht viel mehr bestehen als die Feststellung, daß der Epilog zu einer Zeit geschrieben wurde, als wieder einmal mehrere Thronprätendenten miteinander um die Herrschaft kämpften. Einer von ihnen muß Otto IV. gewesen sein, da sich das gehässige "infami asylo" nur auf ihn und seine Rückkehr aus dem englischen Exil beziehen kann, in dem er seit der Verbannung Heinrichs des Löwen gelebt hatte.

Immerhin läßt diese Erkenntnis den sicheren Schluß zu, daß der 'Herzog Ernst E' nur in einer Zeit entstanden sein kann, als Albrecht II. offen gegen den Machtanspruch der Welfen Position bezogen hatte, also entweder zwischen 1205 und 1208 (so FRIEDRICH ZARNCKE) oder nach 1212. Denn in den dazwischenliegenden Jahren stand der Magdeburger Erzbischof auf der Seite Ottos IV., zu dem er unmittelbar nach der Ermordung Philipps von Schwaben (21. Juli 1208) auf päpstlichen Wunsch hin übergewechselt war. Damit war die antiwelfische Koalition in Norddeutschland zusammen-

128) WETTER, Der weise ins rñches kröne, 1965, S. 61 - 111; hier: S. 98 f.

129) ROSENFELD (Anm. 34), Sp. 400;
LANGOSCH (Anm. 108), Sp. 255;
DERS., RL II (Anm. 108), S. 3791;
SCHRÖDER (Anm. 34), S. 40.

130) Mit anderer Zielsetzung zum Beispiel Walther von Châtillon, Alexandreis VII, 317 ff.

gebrochen, so daß Otto noch im gleichen Jahr auf den Fürstentagen von Halberstadt und Frankfurt durch die Unterstützung Albrechts von Kefernburg zum deutschen Kaiser ausgerufen werden konnte. Jener arrangierte auch später (1209) die scheinbare Aussöhnung der verfeindeten Parteien, als er an der Spitze der übrigen Reichsfürsten auf dem Hoftag zu Würzburg (1209) die Verlobung Ottos mit Beatrix, der ältesten Tochter Philipps von Schwaben, vermittelte.

Dieses Ergebnis hat auch im 'Herzog Ernst E' seinen Niederschlag gefunden, da Odo - im Gegensatz zu allen anderen Bearbeitern dieses Stoffes - der Hochzeit Ottos (L) mit Adelheid eine Verlobung in Würzburg vorangehen läßt (315 B). Schon JOHANN GEORG VON ECKHART hatte 1729 auf diese Parallele aufmerksam gemacht, doch war sein Hinweis bald wieder in Vergessenheit geraten:

"Alludit deinde Odo ad desponsationem Ottonis
Imp. cum filia Philippi Imp. occisi Wirzeburgi
peractam." (131)

Dadurch wird das Jahr 1209 zum sicheren terminus post quem, der ZARNCKES Datierung in sich zusammenbrechen läßt. Das bedeutet in Verbindung mit dem vorhin zitierten Epilog, daß der 'Herzog Ernst E' frühestens 1212 entstanden sein kann, weil sich zu diesem Zeitpunkt Albrecht II. wieder von Otto wegen dessen antipäpstlicher Politik abgewandt hatte. Den Hinweis auf den vergeblichen Aussöhnungsversuch in Würzburg hat man daher als weiteres Kompliment Odos an seinen Auftraggeber zu werten, mit dem er noch dazu den politischen Gegner unausgesprochen als undankbar und unversöhnlich darstellen und so moralisch ins Zwielficht setzen konnte.

Diese Interpretation wird durch eine andere Stelle gestützt, die ebenfalls nur dann erklärt werden kann, wenn sich Odos Schlußworte nicht auf die Auseinandersetzungen Ottos mit Philipp von Schwaben, sondern mit Friedrich II. beziehen:

375 A: Hujus mira satis virtus, si sederit aequo
 Vertice, Romani resplendet imagine regni. (132)

131) ECKHART, Commentarii de rebus Franciae orientalis et episcopatus Wirceburgensis II, 1729, S. 511.

Übersetzung:

Danach spielt Odo auf die Verlobung des Kaisers Otto mit der Tochter des ermordeten Kaisers Philipp an, die in Würzburg stattfand.

132) Übersetzung:

Dessen [des Waisen] besonders wunderbare Kraft erstrahlt im Abbild des Römischen Reiches, wenn er nur auf dem richtigen Scheitel sitzt.

Daß Odo bei dieser Charakterisierung des 'Waisen' auf Vorstellungen zurückgreift, wie sie Walther von der Vogelweide im ersten Philippston (18, 29 ff: Diu kröne ist elter danne der künec Philippes sf...) zum Ausdruck gebracht hatte, haben schon PERCY ERNST SCHRAMM (133) und MAX WETTER (134) bemerkt, doch sind Walthers Argumente bei Odo auf den Kopf gestellt. So kommt es nicht länger darauf an, daß der 'Waise' den Träger der Krone zu seinem Amt befähigt, sondern Kronjuwel und Herrscher müssen auch zusammenpassen, wenn die Kraft des Edelsteins wirksam werden soll. Das ist nur so zu interpretieren, daß nach Odos Auffassung momentan der falsche Mann die Krone trägt - und das ist, nach den Worten des Epilogs zu schließen, Otto IV. Der Welfe ist also Kaiser und im Besitz der Krönungsinsignien, aber dennoch wird seine Qualifikation, ja seine Legitimität gegenüber dem anderen, noch nicht offiziell gekrönten Thronbewerber (Friedrich II.) in Zweifel gezogen. Das entspricht auch der Politik Albrechts II., der sich nach seinem Bruch mit Otto IV. nach längerem Zaudern 1212 wieder auf die Seite der Staufer geschlagen hatte.

Es erscheint mir unmöglich, angesichts der aufgezeigten Zusammenhänge an ZARNCKES Frühdatierung des 'Herzog Ernst E' festzuhalten. Der Text ist ganz sicher nicht vor 1212 entstanden, muß aber noch vor Ottos Tod (19. Mai 1218) abgeschlossen worden sein, da sonst die Polemik des Epilogs ins Leere stoßen würde. Eine genauere Eingrenzung des Abfassungszeitraumes ist aus dem Text heraus nicht möglich, da die Kämpfe Ottos mit Magdeburg bis 1218 unvermindert andauerten, so daß Odos feindselige Bemerkungen von daher nicht weiter terminiert werden können.

Gegen diesen neugewonnenen Datierungsansatz scheint auf den ersten Blick die Schilderung des Magdeburger Domes im 'Herzog Ernst E' (312 A - D) zu sprechen, da Odo bei seiner 'Beschreibung' sicherlich den alten Dom Ottos des Großen vor Augen hatte, dieser jedoch bereits am Karfreitag des Jahres 1207 einem Großfeuer zum Opfer gefallen war. Dennoch findet sich weder über den Brand noch über den sofort in die Wege geleiteten Bau eines neuen, gotischen Domes im 'Herzog Ernst E' irgendein Hinweis.

Aber Odos Schweigen hat seinen konkreten Grund. Denn obgleich das Feuer nur den Dachstuhl und die Inneneinrichtung des alten ottonischen Domes zerstört hatte, nahm Albrecht die Gelegenheit zum Anlaß, das

133) SCHRAMM, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik, Bd. II, 1956, S. 812.

134) WETTER (Anm. 128), S. 99.

ganze Gebäude abzubrechen und dafür einen neuen gotischen Kathedralbau nach französischem Muster (Chartres, Amiens, Laon) zu errichten (135). So ließ er, um seine Absicht zu bekräftigen, einige Wände niederreißen,

"wo wol dat ed velen luden weder was, wente
se noch wol stan hedden" (136).

Vor allem aber verlegte er die Achse des Domes von östlicher in nord-östlicher Richtung, so daß eine spätere Rückkehr zur alten ottonischen Anlage unmöglich wurde. Dennoch verzögerte sich, trotz aller Aktivität, die Grundsteinlegung bis zum Jahre 1209. Inzwischen aber hatte Albrecht mit Otto IV. gebrochen, so daß die Feindschaft des Kaisers und die ständig zunehmende Verschuldung des Erzbistums den Bau nur langsam vorankommen ließen. 1213 mußte die Arbeit am Dom sogar völlig eingestellt werden, da im Kampf gegen die Welfen

"die großzügige Anlage der Neustadt ... und
der bald einsetzende Bau einer mächtigen
Stadtmauer vorrangig" (137)

erscheinen mußten. Erst nach Ottos Tod (1218) war an eine Fortsetzung des Dombaues zu denken.

Diese Situation am Magdeburger Großbauplatz muß man sich vor Augen halten, wenn man in Odos Darstellung einen Reflex auf den begonnenen Neubau vermißt. Denn von dem ehrgeizigen, auf Generationen berechneten

135) Außer den schon mehrfach genannten Arbeiten zum "Herzog Ernst E";

DEHIO, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Der Bezirk
Magdeburg, 1974.

FIEDLER, Dome und Politik, 1937, S. 97 - 266 und Anhang,
S. 268 - 76;

GIESAU, Der Dom zu Magdeburg, 1936;

GREISCHEL, Der Magdeburger Dom, 1929;

MRUSEK, Drei deutsche Dome, [1963], S. 27 - 52;

F. ROSENFELD, Die Quellen für die Geschichte des Dombaues;
in: HAMANN/ROSENFELD, Der Magdeburger Dom, 1910,
S. 135 - 72.

136) C. HEGEL (Hg), Magdeburger Schöppenchronik, 1869;
hier: S. 132.

137) MRUSEK (Anm. 135), S. 38.

Plan war nach etwa vierjähriger Bauzeit lediglich der Chorumgang mit fünf halbkreisförmig angelegten Kapellen fertiggestellt (138), was selbst in panegyrischer Sicht etwas wenig gewesen sein dürfte. So blieb Odo gar keine andere Wahl, als bei seiner Beschreibung auf den ottonischen Dom zurückzugreifen und den Neubau am besten ganz auszuklammern. Wahrscheinlich hat er große Teile davon sogar noch nach 1207 real vor Augen gehabt, da kaum anzunehmen ist, daß der Erzbischof bei der zu erwartenden langen Bauzeit der Kathedrale den alten Dom auf einmal hat niederreißen lassen. Sicher aber erwächst daraus kein Gegenargument zu der Datierung des 'Herzog Ernst E' auf eine Zeit zwischen 1212 und 1218.

138) Ibid., S. 36 - 38

II) Vergleich mit dem 'Herzog Ernst B'

Nach diesen einleitenden Überlegungen muß im Folgenden eine nähere Charakterisierung des 'Herzog Ernst E' versucht werden. Dazu empfiehlt es sich, ihn zunächst mit der vermutlich etwas älteren mittelhochdeutschen Bearbeitung B zu vergleichen, um die bereits bei flüchtiger Lektüre auffällige Fremdartigkeit der lateinischen Versbearbeitung an konkreten Textstellen zu veranschaulichen. Es erweist sich dabei als ungemein schwierig, aus der Vielzahl der Belege eine umfassende und dennoch nicht allzu umfangreiche Auswahl zu treffen, ohne dabei wichtige Gesichtspunkte zu vernachlässigen. Ich habe deshalb folgendes Verfahren gewählt: auf eine nahezu vollständige Aufzählung jener Passagen, um die Odo seine Vorlage (hier repräsentiert durch den 'Herzog Ernst B') erweitert hat, folgen drei längere Zitate, in denen sich die Unterschiede in der Darstellungsweise beider Texte deutlich ablesen lassen. Dabei soll gleichzeitig dem Leser ein erster ungefährender Eindruck von der Besonderheit der lateinischen Hexameterdichtung vermittelt werden. Dazu wurden drei Textstellen gewählt, die schon im antiken Epos besonders häufig Gegenstand rhetorischer Ausgestaltung waren; eine Allegorie, eine Schlachtbeschreibung und eine laudatio funebris. Die so gewonnenen Ergebnisse bieten anschließend eine Grundlage für den Vergleich mit Odos Stilvorbild, der 'Alexandreis' Walthers von Châtillon.

Wie schon einmal erwähnt, hält Odo sich inhaltlich im großen und ganzen an den Ablauf der 'Herzog Ernst'-Geschichte. Lediglich in der Darstellung geht er neue Wege, indem er seine Vorlage immer wieder um Einschübe der verschiedensten Art erweitert. Als wichtigste wären zu nennen:

Buch I

- 1) Musenanruf und Widmung (307 A - 309 A)
- 2) Exkurs über die Astronomie im Zusammenhang mit Ernsts Erziehung (309 D - 310 A)
- 3) Altarbild im Magdeburger Dom (312 B - D)
- 4) 1. Schildbeschreibung im Anschluß an die Hochzeit Ottos mit Adelheid (316 C - E)

Buch II

- 5) Invidia-Personifikation vor der Verleumdung (317 D - 318 B)
- 6) Klage Ottos über Ernsts angeblichen Undank (319 A - D)
- 7) Beschreibung des kaiserlichen Heeres (320 B - C)
- 8) Viktoria-Somnus-Personifikation vor der Schlacht bei Nürnberg (322 D - 323 B)

9) Schlachtschilderung (324 A - C)

Buch III

10) Heinrichs Seele in der Hölle (329 D - E)

Buch IV

- 11) 2. Schildbeschreibung beim Aufbruch zum Kreuzzug (335 E)
12) Ernsts Trostrede beim Seesturm (338 B - C)
13) Beschreibung Grippias (338 D - 339 A und 340 D - 342 C)
- eingeschoben; Darstellung aus der Ilias (341 A - D) und der
Äneis (341 E - 342 B)

Buch V

- 14) Beschreibung des Badehauses (342 D - 343 B)
15) Topographie Indiens beim Tode der indischen Prinzessin
(348 B - D)

Buch VI

- 16) Ernsts Schicksalsklage (351 D - E)
17) Gebet am Magnetberg, eingestreut Beispiele aus dem Alten
Testament (354 C - E)
18) Pferdbeschreibung am Arimaspenhof (358 A)
19) Gelage (358 B - C und 359 B - C)
20) Götteropfer bei den Arimaspen (358 C - 359 B)

Buch VII

- 21) Dank an die Götter für den Sieg über die Scenopeden (360 E)
22) Charakterisierung der Panothen (361 B - C)
23) Preisgesang der Arimaspen auf Ernst (362 B - C)
24) Aufzählung weiterer Fabelvölker (362 D - E)
25) Ansprache des Gigantenkönigs vor der Schlacht (365 C - D)
26) Triumphzug und Dankopfer der Arimaspen (366 D - 367 A)
27) 3. Schildbeschreibung (367 B - C)

Buch VIII

- 28) Kurztopographie Äthiopiens anlässlich der Ankunft der christlichen Kaufleute (368 C - D)
- 29) Ernst als Kundschafter vor dem Krieg gegen die Heiden (369 E)
- 30) Ansprachen vor der Schlacht (369 E - 370 B)
- 31) Ernsts siegreicher Kampf gegen den Heidenkönig (370 E - 371 C)
- 32) Beschreibung der Pracht Babylons (371 E - 372 A)
- 33) Epilog (375 A - 376 B)

Viele dieser Ergänzungen ließen sich leicht in Walthers 'Alexandreis' wiederfinden. Dabei wurden hier nur die umfangreichen Einschübe Odos aufgeführt und kurze Kommentare oder gedankliche Abschweifungen des Autors völlig ausgeklammert, da eine vollständige Liste aller Hinzufügungen den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. So fehlen in meiner Aufzählung zum Beispiel die Erzählerbemerkungen (vgl. 318 E - 319 A; 336 C - D und andere) oder alle epischen Vergleiche, mit denen der 'Ernestus' reich ausgestattet ist (zum Beispiel 310 D - E; 320 B - C; 326 A und andere). Dennoch aber wird bereits jetzt deutlich, daß Odo offenbar das Bestreben hat, die geradlinige, zweckgebundene Darstellung seiner Vorlage zu durchbrechen und durch erzählerische Breite im Detail aufzuschwellen. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, daß sämtliche Einschübe für den logischen Fortgang der Erzählung keinerlei Stellenwert haben.

Noch klarer tritt Odos Bearbeitungstechnik zutage, wenn man einzelne Passagen seines Werkes mit den inhaltlich entsprechenden Stellen aus dem 'Herzog Ernst B' konfrontiert. Wenn ich dabei mit einer Schlachtbeschreibung beginne, so hat das - wie schon gesagt - seinen Grund darin, daß diese Schilderungen von jeher in der Epik bevorzugte Objekte rhetorischer Ausgestaltung waren (139).

Nach seiner heimlichen Abreise aus dem Land der Arimaspen verbringt Ernst mit dem Rest seines Gefolges einige Zeit am äthiopischen Hof, gerade rechtzeitig, um dem dort regierenden christlichen Herrscher gegen den heidnischen König von Baylon beizustehen. In einer ~~mörderischen~~ Schlacht treffen beide Heere aufeinander. Darüber berichtet der 'Herzog Ernst B':

V. 5550 - 69: dō tet vil guote ritterschaft
der herzoge und sîn schar.
die sîne im volgeten vaste dar.

- 139) Zum Beispiel ERBIG, Topoi in den Schlachtberichten römischer Dichter, 1931.

5555 waz er dô sper zerbrach
 und wie manigen er nider stach,
 daz möhte ich iu müelfche sagen.
 der van wart alsô wol getragen
 daz dâ vil maniger tôt gelac.
 der strîft werte al den tac
 5560 unz diu sunne an den âbent schein.
 sie hiuwen stahel unde bein
 unz daz bluot dar nâch flôz.
 die heiden waren meistic blôz.
 des wurden ir vil manige schar
 von den cristen verswendet gar.
 5565 sie sluogen unde stâchen
 unz sie die schar durchbrâchen
 dar inne der künic selbe reit,
 der ouch vil manlfche streit,
 von Bablon der rîche.

Dem entspricht bei Odo:

370 D - E: Fit fragor horribilis, socios Weceus in iram
 Admittit, Melchusque suis ferus irrui armis,
 Nec minor hastarum stridet conflictio, quam si
 5 Torrens irata decurrens mole per altam
 Dodonam siccis radicibus exuat ornos,
 Et sacras laceris strepitu conterreat ollas.
 Saevit dira lues mortis manesque cruentat,
 Et Flegetonteas extendit sanguine ripas,
 10 Diversisque modis multi per jugera sparsi
 Corpora trunca jacent, alii sua viscera scissis
 Fuderunt costis, is tortam verbere fundae
 Accepit glandem, cerebrum perfossus adunco
 Occidit ille veru, sudibus jacet ille securi.
 15 Cumque diu mutasset honos et gloria belli,
 Et jam Phoebus equo premeret Garamanthes anhelos,
 Divino monitu gladium dux vertit in ipsum
 Persarum regem ... (140).

140) Übersetzung:

Ein schauderhafter Lärm erhebt sich; Wetzel stachelt die Gefährten an und der wilde Melchus stürzt mit seinen Waffen vorwärts. Der Zusammenprall der Lanzen ruft kein geringeres Getöse hervor als wenn ein Sturzbach mit wütender Kraft über das hohe Dodona hereinbricht, die trockenen Bergeschen mit den Wurzeln ausreißt und die heiligen Gefäße mit zerstörerischem Krachen in Schrecken versetzt. Es wütet der grausame Tod, befleckt die Toten

Diese Stelle allein könnte genügen, um Odos Erzählweise zu kennzeichnen. In der deutschen Bearbeitung dominiert ein knapp resümierender Berichtsstil, der völlig anteillos den Hergang des Kampfes schildert, ohne den Hörer jemals über seinen Ausgang im unklaren zu lassen. Im Mittelpunkt der Ereignisse steht Herzog Ernst, doch lehnt es der Autor ausdrücklich ab, dessen Heldentaten im einzelnen aufzuzählen (v. 5553 - 55). Durch den damit verbundenen Subjektwechsel (er - ich) vergrößert sich die Distanz zum Publikum weiter, da mit ihm ein in jeder Hinsicht auktorialer Erzähler in den Vordergrund tritt und den ohnehin nicht allzu anschaulichen Bericht noch weiter auf die Mitteilung reiner Fakten reduziert. Hinzu kommt, daß durch die vorweggenommene Zeitangabe (5558 f.) sogar die chronologische Abfolge des Kampfes durchbrochen wird, wodurch sich der Autor der letzten Möglichkeit entäußert, beim Hörer Spannung hervorzurufen. Wesentlich erscheint ihm offenbar nur das Resultat, nicht aber der Hergang der Schlacht, was durch die kurzen, allein auf Faktenmitteilung beschränkten Sätze noch unterstrichen wird. Man könnte daher fast den Eindruck gewinnen, als habe der Autor in dieser Schilderung nur eine lästige, jedoch vom Stoff geforderte Aufgabe gesehen, der er sich durch die Reduktion der Darstellung auf den Ausgang des Kampfes zu entziehen versucht hat.

Demgegenüber legt Odo größten Wert auf die exakte Beschreibung auch der blutrünstigsten Details. Dazu erweitert er zunächst den Blickwinkel seines Publikums, indem er auch Wetzlar und den Äthiopierkönig Melchus (141)

mit Blut und läßt den Phlegeton durch den Blutstrom über die Ufer treten. Viele, die auf verschiedene Weise über das Schlachtfeld verstreut worden waren, liegen als verstümmelte Leichen auf dem Boden. Anderen sind ihre Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Bauch hervorgetreten, diesen hat eine Kugel getroffen, die mit dem Riemen der Schleuder gedreht worden war, jener ist zu Boden gestürzt, das Hirn mit einem hakenförmig gekrümmten Speiß durchbohrt, ein Anderer liegt da, die Schläfen mit blutigen Speeren durchstoßen, wieder ein Anderer ist durch einen gar heftigen Hieb mit der Streitaxt gefallen. Als Ehre und Kriegeruhm lange Zeit hin- und hergeschwankt hatten und Phoebus schon mit keuchendem Pferd die Garamanten [Volk in Westafrika] bedrängte, da wendet der Herzog auf göttliche Ermahnung hin sein Schwert gegen den Perserkönig selbst ...

Um bei der Interpretation besser auf einzelne Verse des Odo-Textes verweisen zu können, habe ich in längeren Passagen die einzelnen Zeilen durchnummeriert.

- 141) Es erscheint mir auch charakteristisch, daß bei Odo selbst Nebenfiguren Namen tragen, obgleich sie in keiner anderen 'Herzog Ernst'-Bearbeitung namentlich aufgeführt werden. Aber das antike Epos kennt keine anonymen Helden.

namentlich erwähnt und die Ereignisse nicht länger auf die Person des Herzogs konzentriert. So erweckt er beim Hörer den Eindruck eines vielschichtigen Massenkampfes, der nicht mehr nur - wie im 'Herzog Ernst B' - von einem einzelnen Mann in Einzeltöten abgewickelt werden kann. Diese Vorstellung wird durch die ausdrückliche Betonung des "schauererregenden" (horribilis) Schlachtenlärms (v. 1) noch weiter hervorgehoben. Gleichzeitig leitet jener zu einem relativ breit angelegten epischen Vergleich über (v. 3 - 6), indem das Krachen zersplitterter Speere mit dem Getöse eines Hochwasser führenden Wildbaches und niederstürzender Bergeschen gleichgesetzt wird. Diese Naturkatastrophe wird bewußt in die antike Orakelstätte Dodona verlegt, weil dort akustische Signale den Sehersprüchen zugrundegelegt wurden. Damit aber ist die Funktion des Vergleiches noch nicht erschöpft, denn das Bild des alles überflutenden Wildbaches führt schließlich zur Schlachtschilderung zurück, da es in der Metapher des ebenfalls über seine Ufer getretenen Unterweltflusses Phlegeton (v. 8) wieder aufgenommen wird. Auf diese Weise bildet der Vergleich den Übergang von der akustischen zur optischen Beschreibung des Kampfgeschehens. Denn trotz aller Anschaulichkeit der Bilder hat Odo bis jetzt die Schlacht selbst mit keinem Wort näher beschrieben. Das holt er nun nach, indem er gleichsam ihre "Ergebnisse" dem Hörer vor Augen führt; Krieger, die auf verschiedene Art ums Leben kamen und über das ganze Schlachtfeld verstreut liegen (v. 9 - 14). Das eigentliche Kampfgeschehen wird auch im 'Herzog Ernst E' nicht geschildert, und dennoch ist Odos Bericht durch die zwar knappen, aber detaillierten Angaben zu den einzelnen Personen um vieles anschaulicher als der 'Herzog Ernst B'. Außerdem verstärken die ständig wechselnden Einblendungen simultaner Ereignisse beim Publikum den bereits vorher angelegten Eindruck eines totalen Schlachtgeschehens. Der auf diese Weise geschaffene Spannungsbogen findet erst im Vers 17 seinen Abschluß, als Ernst den Perserkönig selbst angreift; von da an geht der Bericht in eine Geschehnisschilderung über, das Erzähltempus wechselt ins Präsens (hier nicht mehr zitiert). Jenen Übergang kündigt Odo durch die episch verbräunte Zeitangabe (v. 16) an, die ihm darüber hinaus auch noch Gelegenheit gibt, mit seinen Mythologiekenntnissen zu brillieren.

Odos unterschiedliche Darstellungstechnik scheint damit hinreichend charakterisiert zu sein. Während der Verfasser des 'Herzog Ernst B' nur resümierend den Ausgang des Kampfes mitteilt, bemüht Odo sich, seinen Hörern ein anschauliches Bild von den Ereignissen selbst zu vermitteln, ohne diese aber deswegen in extenso darzustellen. Der trockene Bericht seiner Vorlage scheint seinem Vorverständnis einer epischen Kampfschilderung nicht entsprochen zu haben. Deshalb putzt er seine Darstellung mit Vergleichen, Bildern und jener alten, größtenteils bereits seit Homer bekannten Schlachtentopik heraus, um sie "literaturgemäß" zu machen, das heißt in ihrem Stil Walther von Châtillon und damit der antiken Rhetoriktradition anzupassen. Aus diesem Grund mußte er auch die ihm allzu prosaisch erscheinende Zeitangabe der Vorlage mythologisieren, wenn sie nicht aus dem Rahmen seiner Darstellung herausfallen sollte.

Diese Ergebnisse lassen sich leicht an anderen Textstellen überprüfen.
So heißt es im 'Herzog Ernst B' über die 946 verstorbene Königin Edgitha:

- v. 234 - 56: der herre in sîner kintheit
 hete genomen ein êlſch wîp.
 diu lac tût, ir edel lîp
 wart bestatet schône
 in dem münster frône.
 diu was geborn von Engellant: (142)
240 ir gemüete hâte sie gewant
 gar an unsern trâhtîn.
 diu vil saelege kündigin
 was geheizen Ottegebe
 ein wol berndiu wîrrebe
245 si was gote gehôrsam.
 dô sie ir ende dô genam,
 si besaz daz gotes rîche
 mit freuden êwecſche.
 ir sele ist saelc, als was ir lîp
250 und wizzet daz got durch das wîp
 vil schoener zeichen liez geschehen,
 als man noch hiute wol mac sehen,
 swerz gerne dâ wil schouwen,
 daz got der edelen frouwen
255 vil grôze genâde gebete
 die wîle daz sie lebete.

Bei Odo lautet die vergleichbare Passage:

- 313 A - B: Cui Deus hoc laudis adjicit, tribuitque salutis
 Ut post non longum dignissima Caesaris uxor
 Carnis projiciens vestem, reducique reducens
 Igne polis animam, reliquam commendet in illa
5 Terrae materiam, quae Christo tam pretiosum
 Depositum laetatur humi servare talentum,
 Illa suis magnos quos viderat Anglia reges
 Major avis, claroque patrum praeclarius ortu
 Mundo prodierat rutilo quod cogeret astri
10 Sole sui nostrae tenebras rarescere noctis,
 Qua sub luce pio diffundens nectara vultu,

142) Edgitha, Tochter des englischen Königs Athelstan, 929 - 46
mit Otto I. verheiratet.

Nocte rigans stratum lacrymis, et fletibus undans
Prodigiis fulsit, dum molles spiritus artus
Fugit et angelicis juncta et Egiva choreis (143).

Wieder bevorzugt der Verfasser des 'Herzog Ernst B' einen knappen Berichtsstil, in dem er den Hörer in leicht verständlicher Form über Leben und Tod Edgithas informiert. Dennoch ist diesmal sein Bericht kaum kürzer als die entsprechende Darstellung im 'Herzog Ernst E', da vor allem die Frömmigkeit der Kaiserin und Gottes Wohlgefallen an ihr breit ausgeführt werden, so daß ihnen der ganze zweite Teil der Darstellung gewidmet ist. Lediglich der erste Teil enthält das für den Hörer nötige Mindestmaß an Sachinformation (Bestattungsort, Herkunft, Name), bringt diese aber dafür genau und unmißverständlich zum Ausdruck.

Für Odo läßt sich das gewiß nicht behaupten. So gibt zwar auch er die gleichen Fakten an sein Publikum weiter wie der Autor der B-Bearbeitung, doch muß sie sich der Hörer oft mühsam aus anderen Aussagen herausklauben (zum Beispiel die Bestattung in Magdeburg). Dafür scheint er Wert darauf zu legen, einfache Mitteilungen in metaphorische Sprache umzusetzen (v. 2 f., v. 4 - 6 und andere), um damit den vorgegebenen Stoff stilistisch auszuschnücken. Das gleiche Verfahren war schon bei der Schlachtbeschreibung festzustellen gewesen. Doch während der 'Herzog Ernst B' im Schlußteil ausführlicher wird, um Edgitha zur Heiligen emporzustilisieren, begnügt sich Odo, nachdem er sie schon durch ihr irdisches Leben als Heilige apostrophiert hatte, mit dem lapidaren Hinweis auf ihre Zugehörigkeit zu den Engelschören. Darin sind alle vorhergegangenen Aussagen noch einmal zusammengefaßt und bekräftigt. An einer dem 'Herzog Ernst B' völlig parallelen Schilderung ist ihm offenbar nichts gelegen.

143) Übersetzung:

Ihr [der Stadt Magdeburg] fügte Gott auch noch den Ruhm hinzu und verlieh ihr die Gnade, daß nicht lange darauf die hochangesehene Kaiserin das Kleid des Fleisches (von sich) warf, durch das zurückgeleitende Feuer die Seele dem Himmel zurückgab, die übriggebliebene Materie aber in jener (Stadt) der Erde anvertraute, die sich freut, einen so kostbaren, (ihr) übergebenen Schatz in ihrem Erdreich für Christus aufbewahren zu dürfen.

Jene war berühmter als ihre Vorfahren, die England als große Könige gesehen hatte, noch strahlender als die edle Geburt ihrer Ahnen; sie hatte der golden schimmernden Welt entsagt, so daß sie mit dem Gestirn ihrer Sonne die Finsternis unserer Nacht schwächer zu werden zwang. Am Tage spendete sie mit frommer Miene Nektar, nachts benetzte sie das Lager mit Tränen und floß über vom Weinen. Als der Geist die zarten Glieder verließ, vollbrachte sie Wundertaten, und jetzt ist Egiva den Engelschören hinzugesellt.

Dieses Verfahren der Ausschmückung führt in Extremfällen sogar zur Einfügung gänzlich neuer Passagen, wie ich sie vorhin stichwortartig zusammengestellt habe. Im 'Herzog Ernst B' finden sich dafür meist kaum Anhaltspunkte, wie zum Beispiel bei der Invidia-Personifikation (Punkt 5 der Aufzählung) zu Beginn des 2. Buches. Einzig der Hinweis, Heinrichs Verrat sei vom Teufel angezettelt worden, könnte Odo zu dem folgenden Einschub veranlaßt haben:

- 317 D - E: Luridus (144) et nigro locus est conterminus orco.
 Hic picea vi|x] scatit (145) aqua, calidaeque perintra<n>t
 Ripas urticae, ferens absynthia gurgis
 Procreat et nocuas miseris mortalibus herbas.
 Haec domus Invidiae (146), quam nox lucentibus umbris
 Ambit, inaccessum servans sub rupibus antrum.
 Ipsa genis intus deformiter errat obesis
 Ejus et in ventrem totus quod spirat Avernus
 Influit in mundo, penetrans praecordia fumo.
 Condolet infelix hominum successibus, in se
 Deflens fortuna quod quisquam risit adepta (147).

Auch hier stilisiert Odo die knappe Mitteilung seiner Vorlage zu einer breiten Beschreibung um, um dadurch den Text zu veranschaulichen. Wahrscheinlich hat die berühmte *descriptio Invidiae* bei Ovid (*Met.* II/760 - 772), die er wohl im Schulunterricht kennengelernt hatte, ihn zu dieser Ergänzung des 'Herzog Ernst'-Stoffes veranlaßt, obwohl er Ovid an keiner Stelle seiner

144) 'Luridus' (für 'Zuricus') em. FÜCKEL (Anm. 110).

145) 'Scatit' anstelle des im Text stehenden 'scaurit'.

146) Personifizierte Begriffe werden groß geschrieben.

147) Übersetzung:

Es gibt einen Ort, fahlgelb und dem schwarzen Orkus sehr nahe. Dieser quillt mit Macht über von pechschwarzem Wasser, Brennnesseln überwuchern völlig die Ufer, ein Strudel bringt bittere Flüssigkeit hervor und läßt Pflanzen gedeihen, die für die armen Menschen schädlich sind. Dies ist der Wohnsitz des Neides, den die Nacht mit leuchtenden Schatten umgibt, wobei sie ihm unter den Felsen eine unzugängliche Höhle erhält. Er selbst [der Neid] irrt im Inneren umher, entstellt, mit eingefallenen Wangen. Was der ganze Avernus in seinem Leib ausatmet, läßt dieser in die Welt verströmen und durchdringt mit seinem Brodem die Herzen. Tief unglücklich empfindet er Schmerz über die Erfolge der Menschen und vergießt in seinem Inneren Tränen, weil jemand sich über sein Glück freute.

Beschreibung plagiiert. Damit wird erneut die Darstellung über ihren reinen Informationswert hinaus erweitert und zu einer Dichtung umgeformt, die wenigstens in ihren Äußerlichkeiten den Kategorien der antiken Epik gehorcht. Menschliche Verhaltensweisen werden daher niemals psychologisch, sondern stets nur wie in dem zitierten Falle als direkte Eingriffe der Götter erklärt, für die die Menschenwelt jetzt wieder wie bei Homer Tummelplatz für ihre eigenen Wünsche und Absichten ist, nachdem der epische Götterapparat lange Zeit tabuiert gewesen war. Die so entstehende Epik knüpft, unter Beibehaltung christlichen Gedankengutes, unmittelbar an die antike Epos-Tradition an, die in der Spätantike durch den Sieg des Christentums unterbrochen worden war. Nach ihrer Wiederentdeckung im 10. und 11. Jahrhundert war jene mit der inzwischen etablierten christlichen Epik eine nicht immer glückliche, doch in jedem Fall spannungsreiche Synthese eingegangen, als einzelne Autoren wieder so schrieben, wie sie das im Schulunterricht an antiken Vorbildern gelernt hatten. Auch Odos Umarbeitung des 'Herzog Ernst'-Sujets ist unter diesem Aspekt zu sehen, da er die offenbar recht beliebte Geschichte aus noch zu diskutierenden Gründen zu einer Dichtung umgeformt hat, von der er glaubte, daß sie auch höchsten, das heißt an der Antike orientierten Ansprüchen genügen würde. Zu diesem Zweck hat er die mittelhochdeutsche Vorlage nicht nur in lateinische Hexameter übertragen, sondern in ihrer ganzen Darstellungsweise der lateinischen Epik angepaßt. Sein Umarbeitungsprinzip ist daher im großen und ganzen auf die Formel "Literarisierung durch Latinisierung" zu bringen, wobei letzteres nicht nur den übersetzungstechnischen Vorgang bezeichnet, sondern in erster Linie die - vielleicht nicht immer gelungene - Transponierung der Vorlage in mit der fremden Sprache verbundene Vorstellungen und Stilisierungsprinzipien.

III) Vergleich mit der 'Alexandreis' Walthers von Châtillon

Das Material zu dieser Neugestaltung entnahm Odo im wesentlichen der 'Alexandreis' Walthers von Châtillon, die daher als nächstes mit dem 'Herzog Ernst E' verglichen werden muß. Erst danach ist ein abschließendes Urteil über die von Odo im 'Ernestus' angewandte Darstellungstechnik möglich.

Darüber hinaus verdient die enge Beziehung zwischen Alexander-Geschichte und 'Herzog Ernst'-Stoff auch grundsätzliche Beachtung. Denn außer den verschiedenen christlichen Deutungen, in Alexander entweder ein Beispiel menschlichen Größenwahns zu sehen oder ihn mit dem Danielstraum (Buch Daniel, 7 f.) und dem ersten Buch der Makkabäer (1, 1 - 8) als Vorläufer mittelalterlicher "sacrum imperium"-Vorstellungen zu werten, haben vor allem die sagenhaften Abenteuer in Persien und Indien zu immer neuen Bearbeitungen und Darstellungen geführt (148). Darin begegnen sich 'Herzog Ernst' und ein Großteil der Alexanderdichtungen, und hierin liegt auch die Erklärung für ihre umfangreiche Rezeption im Spätmittelalter. Gleichzeitig resultiert daraus die methodische Legitimation, beide Stoffe auch inhaltlich miteinander zu vergleichen.

Odos Stilvorbild, die 'Alexandreis' Walthers von Châtillon, behandelt Leben und Taten des Mazedonenfürsten in zehn Büchern mit insgesamt 5464 Hexametern (149). Ihr Autor wurde aller Wahrscheinlichkeit nach "nicht

148) Zu den mittelalterlichen Alexanderdichtungen:

BRUMMACK, Die Darstellung des Orients in den deutschen Alexander geschichten des Mittelalters, 1966;

BUNTZ, Die deutsche Alexanderdichtung des Mittelalters, 1973;

CARY, The medieval Alexander, 1956;

MAGOUN, The geste of king Alexander of Macedon, 1929;

ROSS, Alexander historiatus, 1963.

149) Zur 'Alexandreis' Walthers von Châtillon vor allem CHRISTENSEN (Anm. 121).

Diese bis heute grundlegende Arbeit krankt vor allem daran, daß CHRISTENSEN, dem Wissenschaftsbegriff seiner Zeit zufolge, allzugroßen Wert auf "Quellen" und "Nachahmer" gelegt hat, so daß das eigentlich Neuartige, die Ausrichtung der Darstellung an heidnischen und nicht an christlichen Autoren und das sich darin dokumentierende veränderte Kunstideal des Verfassers und seiner Rezipienten, für heutige Begriffe zu kurz kommt.

später als 1135¹ (150) in Lille geboren. Nach Studien in Paris und Reims (bei Stephan von Beauvais) lehrte er in Paris und Laon, wurde anschließend Kanonikus in Reims und trat dann in die Dienste des englischen Königs Heinrich II., in dessen Auftrag er 1166 für mehrere Jahre nach England übersiedelte. Nach der Ermordung Thomas Becketts (29. Dezember 1170) kehrte er jedoch nach Frankreich zurück und nahm in Châtillon seine Lehrtätigkeit wieder auf. Wenig später wurde er durch die Vermittlung des Reimser Erzbischofs Wilhelm (1176 - 1202) Kanonikus in Amiens. Dort ist er zu Beginn des 13. Jahrhunderts gestorben.

Jenem Wilhelm von Reims ist auch Walthers Hauptwerk, die *'Alexandreis'*, gewidmet, wie der im Akrostichon der zehn Buchanfänge versteckte Name *'Guillermus'* beweist. Auf ihn muß wegen seiner Bedeutung für die mittel-lateinische Literatur in Frankreich etwas näher eingegangen werden.

EXKURS: Wilhelm von Reims

Als vierter und nicht erbberechtigter Sohn des Grafen Thibaut IV. von Blois-Champagne und damit Mitglied einer der angesehensten Adelsfamilien Frankreichs, war Wilhelm von Anfang an für die geistliche Laufbahn bestimmt gewesen (151). So wurde er auch 1165 mit knapp 30 Jahren Erzbischof von Chartres und drei Jahre später Erzbischof von Sens. Beide

-
- 150) MANITIUS, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters III, 1931, S. 920 - 36; hier: S. 920.

Zu Walthers Biographie siehe auch:

MÜLDENER, De vita magistri Philippi Gualtheri ab Insulis dicti de Castellione, 1854.

- 151) Das Folgende im wesentlichen nach:

GALLIA CHRISTIANA in provincias ecclesiasticas distributa IX, 1751, Sp. 95 ff.;

CARTELLIERI, Philipp II. August, König von Frankreich, 4 Bde, 1899 - 1921;

WILLIAMS, William of the White Hands and men of letters, 1929 (nachgedruckt 1967), S. 365 - 87;

Aufgrund einer recht eigenwilligen Darstellung und der oft mangelnden Kenntnis der geschichtlichen Ereignisse weniger empfehlenswert;

MARLOT, Histoire de la ville, cité et université de Reims, Bd. 3, 1846.

Ämter scheint er elf Jahre lang nebeneinander innegehabt zu haben, bis er 1176 als Nachfolger für den verstorbenen Henry de France die Erzdiözese Reims übernahm. Andere hohe geistliche Würden kamen hinzu; auf dem Laterankonzil war er der Sprecher der französischen Kirche, gegen 1180 wurde er Kardinalpriester von St. Sabina und 1198 machte ihn Innozenz III. zum päpstlichen Legaten für Frankreich und Deutschland.

Dies waren ideale Voraussetzungen, die ihn in den nächsten Jahren zu einer Schlüsselfigur der französischen Politik werden ließen. Denn schon 1179 hatte Wilhelm seine Position dadurch gestärkt, als er in der lange Zeit offenen Frage, welcher Erzbischof an welchem Ort den König krönen dürfe, eine Entscheidung für sich und Reims herbeiführen konnte. Damit war er unangefochten der führende Kirchenfürst in Frankreich. Außerdem fungierte er im flandrischen Erbfolgekrieg und in den Kämpfen mit König Heinrich II. von England als erster Ratgeber Philipps II. August und trug dadurch dazu bei, die Machtstellung des Herrschers zu festigen, obgleich seine Familie - wie alle Partikularherren in Frankreich - der wachsenden Zentralgewalt mit äußerstem Mißtrauen begegnete. Doch anders als in Deutschland stand der französische Klerus fast durchweg auf der Seite des Königs (152), da nur dieser die kirchlichen Interessen und Privilegien gegen die mächtig gewordenen Territorialfürsten verteidigen konnte. Als schließlich Philipp II. August 1190 zum Kreuzzug aufbrach, war Wilhelms Bedeutung für den König so groß geworden, daß er ihn zusammen mit seiner Mutter Adela für die Zeit seiner Abwesenheit zum gleichberechtigten Reichsverweser einsetzte (153).

Damit war der Reimser Erzbischof auf dem Höhepunkt seiner politischen Karriere angelangt, wenn er auch später noch, obgleich erfolglos, weiterhin für den König diplomatisch aktiv blieb. So war er 1193 am Widerstand der deutschen Fürsten gescheitert, als er versuchte, Kaiser Heinrich VI. zur Auslieferung des englischen Königs Richard Löwenherz an Philipp II. August zu bewegen. Drei Jahre später annullierte Papst Cölestin III. Wilhelms Entscheidung, die politisch inopportune Ehe des Königs mit Ingeborg von Dänemark zu scheiden, woraus ein jahrelanger Konflikt zwischen dem König und dem Papst resultierte, der erst von Innozenz III. beendet werden konnte. Danach tritt Wilhelm von Reims am Königshof nicht mehr in Erscheinung. Das läßt die Vermutung zu, daß er sich nach jenen Mißerfolgen ganz aus der Staatspolitik zurückgezogen hat. Am 7. September 1202 ist er in Reims gestorben.

Aufgrund seiner politischen Bedeutung und einem wohl grundsätzlich voraussetzbaren kulturellen Interesse - sein ältester Bruder Henri war verheiratet

152) SCHRAMM, Der König von Frankreich, 2 Bde., 1960;
hier: Bd. I, S. 91 ff.

153) CARTELLIERI (Anm. 151), Bd. II, S. 100 - 110.

mit Marie de Champagne, der Gönnerin Chrestiens de Troyes, ein weiterer Bruder (Thibaut V.) protegierte Gautier d' Arras - hatte Wilhelm von Reims auch mit zahlreichen Intellektuellen seiner Zeit Kontakt. So hatte ihm sein entschiedenes Engagement für Thomas Beckett im Konflikt mit dem englischen König Heinrich II. die Bekanntschaft mit Johannes von Salisbury (154), der 1176 durch Wilhelms Vermittlung Bischof von Chartres wurde, und Lombardus von Piacenza (später Erzbischof von Benevent) eingetragen, da sich beide wenigstens zeitweise in seiner Umgebung aufhielten. Auch mit Stephan von Orléans (ab 1192 Bischof von Tournai) stand er in regem Briefwechsel (155).

Darüber hinaus gibt es einige literarische Werke, die ihm gewidmet wurden. Es sind dies außer der 'Alexandreis' Walthers von Châtillon eine Neubearbeitung der Psalmen- und Paulusbrief-Glossen des Petrus Lombardus durch Herbert von Boscama (156), ein Preisgedicht in 38 Versen auf Wilhelms Wahl zum Erzbischof von Reims (157), ein 'Speculum Juris Canonici', das möglicherweise von Petrus von Blois verfaßt wurde (158) und vielleicht auch noch eine alchemistische Abhandlung mit dem Titel 'Microcosmographia', die aber infolge der Unsicherheit der Datierung auch an Wilhelm von Joinville (Reimser Erzbischof von 1219 - 1226) gerichtet sein kann (159).

All diese Werke beweisen aber nicht, daß Wilhelm auch als Literaturkenner oder Mäzen besonders hervorgetreten ist. Meistens handelt es sich bei den aufgeführten Texten um Gelegenheitsarbeiten mit größtenteils fachspezifischer Thematik, die wahrscheinlich in erster Linie als Vorleistungen für erhoffte Präbenden oder als Dankesbekundungen gedacht waren. Allein die 'Alexandreis' fällt aufgrund ihres Umfangs und ihres hohen künstlerischen Wertes aus dem soeben skizzierten Rahmen. Dennoch aber verdeutlichen auch die anderen, Wilhelm von Reims gewidmeten Schriften, daß

154) Einige Briefe Johanns von Salisbury an Wilhelm von Reims sind erhalten; vgl. MIGNE PL CIC Nr. 305, 306 und 312.

155) MIGNE PL CCXI, Sp. 309 - 562.

Nach meiner Zählung sind insgesamt 39 Briefe Stephans an Wilhelm erhalten.

156) Meines Wissens noch ungedruckt.
Siehe WILLIAMS (Anm. 151), S. 370, Anm. 33.

157) In: Catalogue général des manuscrits des bibliothèques de France, vol. 39/2, MS 1275, fol. 186r-v (nach WILLIAMS, S. 382).

158) REIMAR (Hg), Petri Blesensis Opusculum de Distinctionibus in Canonum Interpretationes Adhibendas sive, ut auctor voluit, Speculum Juris Canonici, 1837.
(Siehe auch WILLIAMS (Anm. 151), S. 378).

159) WILLIAMS (Anm. 151), S. 384.

jede Art von Literatur einen gewissen "Prestigewert" gehabt haben muß, der - unabhängig vom konkreten "Bildungswert" eines Textes - das öffentliche Ansehen einer Person dadurch steigerte, daß er ihre durch Geburt, Reichtum und Position gegebene Machtstellung im nachhinein mit besonderer geistiger Qualifikation zu rechtfertigen oder wenigstens zu bemänteln imstande war. Selbst Gebrauchstexte waren zu diesem Zweck geeignet, da jede Widmung den Adressaten auch dann als kompetenten Beurteiler auswies, wenn vom Autor mit der Zuschreibung nicht mehr als eine Höflichkeitsgeste zum Ausdruck gebracht werden sollte. Das verstärkte sich noch, sobald bei Auftragsdichtungen der gesamte Text immer wieder die Möglichkeit bot, lobende Äußerungen über den Auftraggeber und Finanzier der Dichtung einzuschieben. Dafür ist gerade die 'Alexandreis' ein recht instruktives Beispiel, da Walther, wie gleich auszuführen sein wird, seine Dichtung in einen eigenartigen Zwischenbereich zwischen heidnischer Antike und christlicher Zeitgeschichte verlegt und dadurch die Person des gepriesenen Reimser Kardinalerzbischofs an jenem fluoreszierenden Glanz teilhaben läßt, mit dem er seinen Helden Alexander umgibt. Ähnlich verfährt wenig später Odo von Magdeburg, obgleich Albrecht von Kefernburg sich weder in politischer noch in kultureller Bedeutung mit Wilhelm von Reims vergleichen konnte. Wenn sich dennoch zwischen beiden Texten große Unterschiede feststellen lassen, so liegt dies einerseits daran, daß Albrechts Selbstdarstellung weitgehend des realpolitischen Äquivalents entbehrt, andererseits an Odos andersgeartetem Sujet und seiner fehlenden Konzeption im 'Herzog Ernst E'.

Walthers 'Alexandreis' ist aufgrund einiger Zeitanspielungen innerhalb des Werkes relativ genau datierbar. So setzen die Verse VII, 328 - 31 die Ermordung Roberts von Cambrai (4. Oktober 1174) und Thomas Becketts (29. Dezember 1170) voraus, während der Schluß des 5. Buches (v. 510 - 20) mit der Aufforderung an den französischen König, etwas für die Ausbreitung des Christentums zu tun, wahrscheinlich vor der 1180 einsetzenden Judenverfolgung geschrieben wurde. Das ergibt, zusammen mit der Aussage des Prologes, daß die 'Alexandreis' innerhalb von fünf Jahren verfaßt worden sei (Prolog, S. 1: *et opus quinquennio laboratum*), einen Entstehungszeitraum vom Ende der siebziger bis Anfang der achtziger Jahre des 12. Jahrhunderts (160).

160) Die allzu exakte Datierung, wie sie CHRISTENSEN (Anm. 121) vorschlägt, halte ich für unbeweisbar.

Verfehlter Datierungsansatz: HERKENRATH, Die Zeit der Alexandreis Walthers von Châtillon, Hist. Vierteljahresschrift 29/1934-35, S. 597 f.

Um Walthers Bearbeitung charakterisieren zu können, bedarf es einiger Worte zur Stoffgeschichte. Denn fast alle mittelalterlichen 'Alexander'- Fassungen basieren auf dem spätantiken Pseudo-Kallisthenes oder einem seiner Derivate, sei es nun Julius Valerius oder die 'Nativitas et victoria Alexandri Magni regis' des Archipresbyter Leo, die später in der interpolierten Form der 'Historia de preliis' Grundlage vieler Alexanderdichtungen wurde. Walther hingegen wählt als Vorlage die Alexanderbiographie des Quintus Curtius Rufus (1. Jahrhundert nach Chr.), entnimmt ihr jedoch nur den Stoff, nicht aber das bei Curtius äußerst negative Herrscherporträt. Daher werden Willkürakte Alexanders, auf die in der Vorlage größter Wert gelegt wird, von Walther entweder diskret übergangen (zum Beispiel die Ermordung Parmenios) oder durch Verknüpfung mit anderen Ereignissen motiviert. So erscheint die Zerstörung von Persepolis als harte, aber gerechte Strafe für die Verstümmelung von 3000 makedonischen Kriegsgefangenen (Alex. VI, 196 - 208). Damit wird die Tendenz der antiken Darstellung in ihr Gegenteil verkehrt.

Das hat seinen Grund in Walthers Konzeption, die Alexander nicht losgelöst als großen Eroberer, sondern als göttliches Werkzeug der Heilsgeschichte betrachtet. Angeregt wurde diese Deutung durch die Theorie von der Abfolge der vier Weltreiche, wie sie dem Danielstraum zugrundeliegt. Da auf diese Weltreiche schließlich das Reich des Antichrist und danach das Endreich Gottes folgen, haben auch Alexanders Eroberungen einen festen Platz im Heilsgeschehen. Dadurch wird aus der Einzelperson des Eroberers ein Vollzugsorgan göttlichen Willens (im Text in Anlehnung an die Bibel als "malleus totius orbis" bezeichnet), so daß er weder gut noch schlecht zu handeln vermag. Denn der Bezug auf eine höhere und daher nicht kritisierbare Instanz enthebt den Helden jeder Verantwortlichkeit für seine Taten. Gleichzeitig ist damit eine Abstraktion des konkreten historischen Geschehens verbunden, da in ihm nur Gottes Wille in der Wirklichkeit nachvollzogen wird. Auch der Held wird auf diese Weise enthistorisiert, so daß er - ohne dabei völlig geschichtslos zu werden, da auch der Daniels Traum an der Chronologie der Weltreiche festhält - relativ leicht zum Protagonisten einer epischen Handlung werden konnte, in der, wenigstens nach antiker Anschauung, die Zeit eine sekundäre Größe bildete.

Eine weitere Möglichkeit der "Episierung" bot sich Walther in der Benutzung antiker Stilvorbilder, wie er sie in den Schulschriftstellern des Grammatik- und Rhetorikunterrichts innerhalb des Triviums kennengelernt hatte. So hat er vor allem Vergil, Ovid, Lucan und Statius benutzt, um seine 'Alexandreis' auszustaffieren (161). Doch das ist nur ein Teilaspekt. Auch der Dichter des 'Waltharius' hat die 'Aeneis' gekannt und aus ihr Formulierungen entlehnt, die aber weitgehend den Charakter stilistisch-rhetorischer Über-

nahmen haben, die dazu dienen, einen vorgegebenen Stoff einem literarisch anspruchsvollen Publikum (dem Hof des Bischofs Erkambald von Straßburg?) schmackhaft zu machen, ohne daß sie eine Veränderung des heldenepischen Sujets bewirkten. Bei Walther hingegen sind sie fest integrierter Bestandteil der gesamten Darstellung, denn Alexander ist, wie gesagt, gleich Aeneas Träger einer schicksalhaften, von seiner Person unabhängigen Funktion. Dadurch erscheinen seine Taten vorprogrammiert, während er selbst sich auch dann seiner Aufgabe als Werkzeug Gottes bewußt ist, wenn ihm sein göttlicher Auftraggeber unbekannt bleibt. Ebenso hatte Aeneas unter dem unveränderlichen Dictum eines allgegenwärtigen Fatums gestanden. Diese Beziehung verdeutlicht Walther, indem er in seinen Formulierungen ständig auf Vergil zurückgreift und so um seinen Helden herum eine Welt aufbaut, wie sie bei den römischen Epikern präfiguriert war. Damit wird die heidnische Antike nicht nur durch die Abfolge der vier Weltreiche, sondern auch dadurch als Bestandteil der christlichen Heilsordnung interpretiert, daß sich Alexander im gleichen Lebensraum bewegt wie vor ihm die Helden der nichtchristlichen Epik. Die Nachahmung Vergils beschränkt sich somit nicht länger auf stilistische Verzierungen, sondern dokumentiert eine veränderte Einstellung zur Vergangenheit, die jetzt auch in einem christlichen Weltbild ihren Platz gefunden hat. Dadurch ist es unmöglich geworden, länger zwischen stilistischer Übernahme und inhaltlich begründeter Integration zu unterscheiden, da auch die Darstellungsart Mittel der Aussage ist. Diese Entwicklung hatte sich schon lange vor Walther angebahnt, war aber meist nur in literarischen Kleinformen (zum Beispiel in der Romelegie Hildeberts von Lavardin) zum Ausdruck gekommen.

Das neue Geschichtsverständnis (162) schlägt sich auch in der Verwendung des epischen Götterapparates bei Walther von Châtillon nieder. Gerade dieser war ja bei den meist rigorosen Kirchenvätern auf harte Kritik gestoßen und hatte zu vielfacher Uminterpretation der Texte geführt. In der 'Alexandreis' dagegen sind die alten Götter vollkommen rehabilitiert,

-
- 162) Dem steht die Ansicht Erich AUERBACHS gegenüber, daß "aus der Nachahmung der Antike ... noch keine Welt- und Geschichtsauffassung wurde, wie später im eigentlichen Humanismus" (Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter, 1958, S. 207).

Diese Aussage bedarf - wie vieles bei AUERBACH - dringend der Differenzierung. Sicher bestehen zum Humanismus noch graduelle Unterschiede, aber ist denn die (Re-)Integration der Antike mit all ihren Eigenschaften in ein christliches Weltbild nicht Ausdruck eines seit der Spätantike gewandelten Geschichtsverständnisses?

bilden aber dennoch keine Konkurrenz zu dem alleslenkenden Christengott. Ihre Funktion liegt vornehmlich darin, die Welt der 'Alexandreis' als zwar von Gott regiert, aber nichtchristlich darzustellen und damit um den Helden herum einen epischen Lebensraum zu schaffen, der dem der 'Aeneis' kommensurabel ist. Damit übernimmt wiederum ein scheinbar stilistisches Moment eine wesentliche inhaltliche Funktion.

Da sich Odo in seiner Darstellung der 'Herzog Ernst'-Geschichte an Walthers 'Alexandreis' orientierte, ist zu fragen, inwieweit sich dadurch sein vorgegebenes Sujet verändert hat. Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei der Stellenwert der Antike im 'Herzog Ernst E', nachdem diese bei Walther mit der inhaltlichen Aussage des Textes eine feste Synthese eingegangen war. Denn vor allem daran muß sich zeigen, ob Walthers Prinzip der "Antikisierung" auf andere Texte übertragbar und daher als allgemeine Darstellungstechnik verwendbar ist. Deshalb habe ich zunächst Odos 'Ernestus' nach Entlehnungen aus der 'Alexandreis' abgesehen (163) und diese in drei Gruppen unterteilt:

- a) die Hereinnahme einzelner Passagen aus der Stilvorlage, obgleich der 'Herzog Ernst'-Stoff dazu kaum Veranlassung bot (komplementäres Verfahren),
- b) Ausgestaltungen Odos, bei denen mehrere Stellen der 'Alexandreis' Pate gestanden haben (kompilierendes Verfahren) und
- c) selbständige Darstellungen, die aber durch Walther angeregt wurden (konkurrierendes Verfahren).

Diese Einteilung kann freilich nur als erste Orientierungshilfe verstanden werden, da sich die Grenzen zwischen den einzelnen Gruppen nur selten scharf ziehen lassen.

Von fast wörtlichen Übernahmen Odos war gelegentlich schon früher die Rede gewesen, so bei der Betrachtung des Epilogs oder bei der Entfernungsangabe St. Denis - Paris. Auch die Klage Ottos über Ernsts angeblichen Undank (Odo 319 A - D) hat ihre Entsprechung in der 'Alexandreis' und stimmt teilweise wörtlich mit Darius' Worten über den Verrat des Besus (Alex. VII, 17 - 58) überein. Bei Odo heißt es:

319 A: Non leges solvi, diraque tyrannide cives
 Non pressi, mecum funesta pecunia juri
 Nil minuit ... (164)

163) Einige Parallelstellen auch schon bei FÜCKEL (Anm. 110), S. 19 - 27 und CHRISTENSEN (Anm. 121), S. 174 - 82.

164) Übersetzung:

Ich habe nicht die Gesetze gebrochen, habe nicht mit schrecklicher Tyrannenherrschaft die Bürger unterdrückt, und das unselige Geld bewirkte bei mir keinerlei Minderung in der Rechtsprechung.

Dem entspricht bei Walther:

VII, 27 - 29: Si male subiectos rexit, si iura tyrannus
Publica, vel patrias tentavit solvere leges,
Si cives armis, populumque tyrannide pressit ...

und VII, 33f.: Si mihi persuasit funesta pecunia, iustum
Vendere iudicium ... (165)

Ähnlich verföhrt Odo, als er bei dem Versuch, den Königspalast in Grip-
pia zu schildern (Odo 340 E - 341 A), die Beschreibung des Dariusgrab-
mals (Alex. VII, 385 - 430) zugrundelegt. Denn seine Darstellung

340 E: ... domum, cujus tenuere columnae
Sex onus obductae testudinis, ex adamanto
Basibus aeterno solidatis exscoriati
Argenti candore stylis, nitidisque recocto
Super (166) epistiliis auro ... (167)

hat ihr Gegenstück in den Versen

Alex. VII, 389 - 96:

Quattuor ex aequo distantibus arte columnis
Sustentatur onus, quarum iacet aerea basis (168)

165) Übersetzung:

... wenn er [Darius spricht hier von sich in der 3. Person] seine
Untertanen schlecht regierte, wenn er wie ein Tyrann das öffent-
liche Recht oder die Gesetze der Väter zu brechen versuchte,
wenn er die Bürger mit Waffengewalt, sein Volk mit Tyrannen-
herrschaft unterdrückt hat ...

wenn mich das unselige Geld dazu überredet hat, gerechte Rechts-
sprechung feilzubieten ...

166) Das "nuper" des Textes habe ich infolge der Walther-Parallele
in "super" verändert.

167) Übersetzung:

... ein Haus, dessen sechs Säulen das Gewicht einer darüber-
liegenden Kuppel trugen, die Basen aus unzerstörbarem Diamant
fest zusammengefügt, die Säulen aus glänzend-reinem Silber ge-
fertigt, und die leuchtenden Architrave darüber aus geschmolzenem
Gold ...

168) V. 390 lautet in der Ausgabe GUGGERS (PL 209):

Sustentatur onus, quarum basis aurea fulget.

Argento stilus erigitur, capitella recocto
Imperitant auro, fornacibus eruta binis.
Has super exstructa est ...

...
Concava testudo. (169)

Ein drittes Beispiel einer relativ genauen Übernahme aus der 'Alexandreis' stellt Ernsts Klage über die Wankelmütigkeit des Schicksals dar (Odo 351 D - E). Ihr entspricht bei Walther die Schicksalsklage der Mazedonen (Alex. II, 175 - 81), die allerdings insofern viel sinnvoller anmutet, als Alexanders Krankheit nach dem Bad im Kydnos das erste Mißgeschick des Feldherrn auf seinem Weg nach Osten ist. Daher ist eigentlich nur für Alexander die Formulierung berechtigt, das Glück habe sich ihm jetzt zur Stiefmutter gewandelt, während Ernst die ganze Zeit schon gegen widrige Umstände zu kämpfen hatte. Dennoch schreibt Odo auch hier Walther aus:

351 D - E: O Fortuna feris hydris plus effera, pejor
Gorgone, Tisiphone (170) asperior, plus aspide surda?
Cur retrahis quem jussisti me ducere funem?
Quare certa minus auris vernalibus aufers
Quod dederas? Cui mater eras cur esse noverca
Incipis? (171)

Die vergleichbare Stelle bei Walther lautet:

II, 175 - 80: Improba mobiliior folio Fortuna caduco,
Tigribus asperior, diris immitior hydris

169) Übersetzung:

Die (ganze) Last wird kunstvoll von vier Säulen getragen, die gleich weit voneinander entfernt waren und unter denen sich eine Basis aus Erz befindet (GUGGER; und deren Basis golden erglänzt). Die (eigentliche) Säule reckt sich aus Silber in die Höhe; (über sie) herrschen die Kapitelle aus geschmolzenem Gold, die zweimal in den Öfen geläutert wurden. Über diesen wurde eine runde Kuppel errichtet ...

170) Im Text "Thesipone"; aufgrund des Walther-Textes in "Tisiphone" geändert.

171) Übersetzung:

Ach Fortuna, gefühlloser als die wilden Schlangen, schlimmer als Gorgo, grausamer als Tisiphone, tauber als eine Giftschlange! Warum reißt Du mir das Tau weg, an dem zu ziehen Du mir befohlen hast? Weshalb nimmst Du mir - weniger zuverlässig als Frühlingswinde - das, was Du mir gegeben hattest? Dem Du einst Mutter warst, weshalb beginnst Du nun, ihm Stiefmutter zu sein?

Tisiphone horridior, monstro truculentior omni.
Cur metis ante diem florentes principis annos?
Hactenus exstiteras mater, quis te impulit illi
Velle novercari? ... (172)

Zum Schluß sei in diesem Zusammenhang eine kurze Passage aus dem 7. Buch des 'Herzog Ernst E' zitiert, in der Odo die Lebensgewohnheiten der Panothi beschreibt (Odo 361 B - C). Sie hat ihr Pendant in der Skythenerzählung Walthers (Alex. VIII, 363 - 67). Bei Odo heißt es:

361 C: Et si prisca fidem meruit sibi fama, ferarum
 Speluncas habitant et inhospita lustra, cibisque
 Contenti rudibus et quos natura ministrat.
 Ambitione timent sacram corrumpere vitam. (173)

Dem entspricht bei Walther:

VIII, 363 - 67: Gens ea Sarmatiae pars est, si prisca meretur
 Fama fidem, montes et inhospita lustra ferarum
 Pro thalamis, domibusque colunt, questumque perosi,
 Contentique cibus, quos dat natura, beatam,
 Ambitione sacra <m>, nolunt corrumpere vitam (174).

172) Übersetzung:

Verräterische Fortuna, beweglicher als ein schwankendes Blatt,
Grausamer als die Tiger, mitleidsloser als die scheußlichen
Schlangen, furchtbarer als Tisiphone und grimmiger als jedes
Ungeheuer! Warum brichst Du vor der Zeit die blühenden Jahre
des Herrschers? Bisher warst Du ihm eine Mutter gewesen, wer
hat Dich nun veranlaßt, ihm eine Stiefmutter sein zu wollen? ...

173) Übersetzung:

... und wenn das alte Gerücht für sich Glauben verdient hat, so
bewohnen sie Tierhöhlen und unwirtliche Tierbauten, sind mit
rohen Speisen zufrieden und solchen, die ihnen die Natur bereitstellt.
Sie fürchten durch Ehrgeiz ihr heiliges Leben zu zerstören.

174) Übersetzung:

Dieses Volk ist ein Teil Sarmatiens, und sie [die Skythen] bewohnen,
wenn das alte Gerücht Glauben verdient, Berge und unwirtliche
Tierhöhlen anstelle von Schlafgemächern und Häusern, lassen den
Erwerb, sind mit den Speisen zufrieden, die ihnen die Natur
schenkt und wollen nicht durch Ehrgeiz ihr glückliches, heiliges
Leben zerstören.

Wieder ist die Formulierung in der 'Alexandreis' angebrachter als im 'Herzog Ernst E'. Denn Walther schildert die Skythen als friedliebendes, selbstgenügsames Volk, die Alexander ihr Ideal vom einfachen Leben predigen. Demgegenüber sind die Panothi der Schilderung Odos zufolge ein kriegerischer Stamm, der den Arimaspen schon viel Schaden zugefügt hat und deshalb von Ernst bekämpft wird. Damit verknüpft Odo bei seinem Versuch, Stellen der 'Alexandreis' in seinen Stoff einzubauen, erneut heterogene Bestandteile miteinander, ohne die dadurch geschaffenen Widersprüche zu bemerken. Ähnliches war ja bereits bei der Schicksalsklage festzustellen gewesen.

Das mag an Beispielen für direkte Übernahmen genügen, so daß es ausreichend, einige andere Parallelen nur noch stichwortartig aufzuzählen. Die in Klammern hinzugesetzte Zahl bezieht sich dabei auf die an anderer Stelle (siehe S. 57 ff.) genannten Erweiterungen Odos im Vergleich zum 'Herzog Ernst B'.

1)	Odo 307 A - 308 A	-	Alex. I, 1 - 11: Musenanruf (1)
2)	308 A - 309 A	-	I, 12 - 26: Widmung (1)
3)	309 E - 310 A	-	III, 141 - 157: Studium der Astronomie (2)
4)	310 C - 311 A	-	I, 82 - 183: Beschreibung des idealen Herrschers
5)	312 E	-	V, 313 - 18: Märtyrertod der thebäischen Legion
6)	315 D - E	-	V, 483 - 86: Musikdarbietungen
7)	316 B	-	I, 13 - 16: Senonenvergleich
8)	317 B	-	VII, 317 - 19: Klage über die Korruption innerhalb der Kirche
9)	324 E	-	VIII, 229 f.: Raub des Palladiums als Beispiel einer ehrlosen Tat
10)	338 D	-	IV, 316: Typhis als der Name eines Steuermannes
11)	348 B - D	-	IX, 9 - 25: Beschreibung Indiens (15)

Diese Liste umfaßt bei weitem nicht alle Entlehnungen Odos, zeigt aber trotz ihrer Unvollständigkeit, daß Odo die 'Alexandreis' gleichsam als Steinbruch benutzt hat, um aus ihr all jene Formulierungen zu übernehmen, von denen er glaubte, daß sie auch seinem Text gut anstünden. Dabei blieb mitunter der logische Zusammenhang auf der Strecke.

Odos Abhängigkeit von seiner Stilvorlage geht so weit, daß er sogar Walthers Akrostichentechnik (Albertus - Guillermus) und die buchweise Hinzufügung eines "Argumentum" übernommen hat, in dem kurz der Inhalt des folgenden Buches skizziert wird. Jedes "Argumentum" besteht dabei aus sovielen Hexametern, wie das ganze Epos Bücher hat. Diesem Prinzip ist es zu verdanken, daß auch der Beginn von Buch 2 des 'Herzog Ernst E', der in der Ausgabe von MARTENE-DURAND bös entstellt ist, geheilt werden kann. Da das "Argumentum" dort nur aus sechs, nicht aber aus acht Hexametern besteht, sind ihm die ersten beiden Verse des folgenden Buches hinzuzufügen. Dadurch wird das überlieferte "Zuricus" der dritten Zeile Anfangswort des zweiten Buches und muß nun aufgrund des Akrostichons mit einem "L" anlauten. ARTHUR FUCKEL (175) konjizierte deshalb dafür "luridus" (= blaßgelb, fahl) - mit mehr Berechtigung, als er offenbar selbst gesehen hatte. Denn dieses Wort ist nicht nur auch sonst bei Odo belegt (332 B), sondern darüber hinaus bei Walther Anfangswort von Buch IV und damit ebenfalls Träger des Akrostichons. Auch inhaltlich ist gegen "luridus" nichts einzuwenden.

Obwohl die hier zitierten Stellen nur einen Teil der Walther-Reminiszenzen des 'Herzog Ernst E' wiedergeben, ist es möglich, einige zusammenfassende Feststellungen über Odos Entlehnungstechnik zu treffen. Wie sehr er in seinen Formulierungen im einzelnen der 'Alexandreis' verpflichtet ist, dürfte an den zitierten Beispielen deutlich geworden sein. Doch das ist seit langem bekannt (176) und für eine Charakterisierung seiner Darstellungsweise letztlich sekundär, solange andere, wichtigere Momente übersehen werden. Denn bei aller Abhängigkeit muß doch auffallen, wie selten Odo Walthersche Formulierungen in seinen Text aufgenommen hat. Die Schicksalsklage ist dafür ein gutes Beispiel. Beide Autoren beginnen damit, daß sie Fortunas Wesen durch je fünf Vergleiche zu erfassen versuchen. Davon aber kehren nur zwei ("feris hydrys" und "Tisiphone") nahezu wörtlich bei Odo wieder, während er - von Walthers Text geleitet - drei neue Gleichsetzungen eingeführt hat. Doch auch sie sind nur zu geringem Teil selbständig erdacht, denn das "pejor Gorgone" konkretisiert Walthers "monstro truculentior omni", während der Vergleich mit den Frühlingswinden ("auris vernalibus") über die Assoziation "Blatt im Wind" aus dem "mobiliior folio caduco" herausgesponnen sein dürfte. Betrachtet man nun die einzelnen Formulierungen genauer, so fällt auf, daß Odo sichtlich bemüht ist, die von Walther gewählten Wörter zu vermeiden. Lediglich "asperior" kommt - sieht man einmal von den Vergleichen selbst ab - in beiden Texten vor, wird aber nicht mit dem gleichen Begriff verbunden (tigribus asperior - Odo: Tisiphone asperior). Alle anderen Wörter

175) FUCKEL (Anm. 110), S. 21 f.

176) Siehe Anmerkung 163.

sind durch Homonyme ersetzt, wobei Odo offenbar Schwierigkeiten hat, für die von Walther gebrauchten Adjektive gleichwertige zu finden, so daß er ständig auf Allerweltswörter (*feris*, *peior*) oder zusammengesetzte Komparativformen (*plus efferā*, *plus surda*) zurückgreifen muß. Sogar das "novercari" der letzten Zeile ist durch ein "noverca esse" ersetzt.

Da diese Beobachtungen sich immer wieder aufs neue durch Vergleiche bestätigen lassen, beschreiben sie offenbar wesentliche Merkmale der Zitiertechnik Odos. Was zunächst wie ein sklavisches Sich-Festklammern an der 'Alexandreis' anmutet und in der Forschung auch immer so betrachtet wurde, erweist sich bei näherem Hinsehen als genau beschreibbares Entlehnungs- und Umarbeitungsverfahren. Denn die Gedanken, Bilder, Metaphern usw., mit denen Odo seine Stoffvorlage herausputzt, stammen jeweils von Walther von Châtillon, werden jedoch nur ganz selten in unveränderter Form in den 'Herzog Ernst E' übernommen. Odo legt anscheinend großen Wert darauf, Walthers Gedanken mit eigenen Worten zum Ausdruck zu bringen, dabei aber in seiner Formulierung stets die 'Alexandreis' durchschimmern zu lassen, um dem Hörer die Möglichkeit des "Wiedererkennens" zu geben (177).

Bevor aber endgültige Schlußfolgerungen gezogen werden können, muß das vorliegende Ergebnis noch weiter überprüft werden. Als nächstes wurden daher all diejenigen Passagen aus dem 'Herzog Ernst E' zusammengestellt und verglichen, bei denen Odo mehrere Textstücke der 'Alexandreis' kompulatorisch verarbeitet hat. Im Einzelnen sind dies:

- 1) Odo 316 C - E: die 1. Schildbeschreibung (Nr. 4 meiner Aufzählung von S. 57), die schon FRITZ PETER KNAPP ausführlich interpretiert hat (178),
- 2) 323 E - 324 A: die Ansprache Ernst an seine Truppen,
- 3) 362 B - C: das Preislied auf Ernst nach dem Sieg über die Panothi (23),
- 4) 365 C - D: die Rede des Gigantenkönigs (25).

177) Dieser Aspekt mittelalterlichen Literaturkonsums, auf den in anderem Zusammenhang auch VON DEN STEINEN (Zum 'Waltharius'; in: *Mittelateinische Dichtung*, WdF CXLIX, 1969, S. 210) aufmerksam gemacht hat, wird meines Erachtens viel zu wenig berücksichtigt, obwohl viele Entlehnungen darin ihre (oftmals einzige) Erklärung finden.

178) Siehe Anmerkung 111.

Die verschiedenen Schlachtbeschreibungen habe ich dabei ausgeklammert, obgleich Odo in ihnen stets auf Formulierungen Walthers zurückgreift, ohne freilich irgendein Gefecht der 'Alexandreis' direkt zu kopieren. Sie sind ihrer Struktur nach denen Walthers so ähnlich, daß daraus keine neuen Erkenntnisse gewonnen werden können. Hinzu kommt eine gewisse interpretatorische Unsicherheit, weil Odo jene auch von Walther verwendete Schlachtentopik ebenso unabhängig von ihm kennengelernt haben könnte.

Bei dem Preislied der Arimaspen hingegen sind diese Zweifel unbegründet, da seine Inhalte nachweislich der 'Alexandreis' entlehnt wurden. Nach ihrem Sieg über die Panothi rühmen die Kyklopen Ernst als zweiten Herakles (362 B - C), um ihn dadurch zu verherrlichen. Doch schon im dritten Hexameter macht sich der Vergleich selbständig, und Odo besingt im Folgenden, ohne Rücksicht auf den Kontext, die Taten des Alkiden (362 B). Bei Walther (Alex. I, 328 - 344) dagegen bleibt der Bezug zu Alexander gewahrt, der Kleades den siegreich in Theben einziehenden Mazedonen als Sproß des Herakles preist, um ihn dadurch davon abzubringen, die Stadt seiner Vorfahren dem Erdboden gleichzumachen. Damit erreicht er jedoch genau das Gegenteil, denn Alexander zerstört Theben erst recht, um dadurch seine Überlegenheit über den vielgepriesenen Ahnherrn zu demonstrieren (179). Eine solche Verbindung konnte Odo zu seinem Helden nicht herstellen, so daß er erneut Alexandergeschichte und 'Herzog Ernst'-Stoff auf Kosten des Handlungszusammenhangs miteinander verknüpfen mußte, wenn er das Preislied in seine Darstellung aufnehmen wollte. Die Inhalte dafür hat er aus der gesamten 'Alexandreis' zusammengesucht, denn die Namensnennung 'Alkide' (Alex. I, 40) und der Hinweis auf die bereits in der Wiege erwürgten Schlangen (Alex. I, 39 - 41) entstammen dem ersten Buch Walthers, die Kämpfe mit der Hydra (Alex. III, 434 f.) und dem Riesen Antäus (Alex. III, 431) aber erst dem dritten. Darüber hinaus hat Odo, wahrscheinlich größtenteils aus dem Gedächtnis, noch andere Heraklestaten angeführt, die in der 'Alexandreis' nicht genannt werden. Dabei ist der Hinweis auf den "Nemeischen Löwen" von besonderer Bedeutung, weil Odo in diesem Zusammenhang einen Irrtum Walthers richtigstellt. Dieser hatte in der 'Alexandreis' den riesenhaften Geon mit dem "Nemeus aper" (V, 48) verglichen, während jedoch die antike Mythologie nur einen nemeischen Löwen und einen kalydonischen Keiler kennt. Beide kommen bei Odo vor (349 C und 325 D). Er hat offenbar Walthers Fehler erkannt und aufgrund seiner eigenen Mythologiekennt-

179) Vgl. dazu auch:

Nativitas et victoria Alexandri Magni regis, cap. III/30:
Alexander will nach Herakles und Dionysos als dritter Sterblicher
in den Himmel aufgenommen werden.

nisse korrigiert. Das deckt sich wieder mit den früher gemachten Beobachtungen, daß er zwar Walthers 'Alexandreis' verwertet, aber niemals unbesehen übernimmt.

Ein letztes Beispiel für Odos Kompilationstechnik stellt schließlich die Rede Ernsts dar, mit der er vor dem Kampf gegen den Pfalzgrafen Heinrich seine Truppen ermahnt (323 E - 324 A). Auch sie ist bei Walther vorgeprägt (II, 450 - 86). Das zeigen wieder einige recht deutliche Übereinstimmungen:

Odo 323 E - 324 A:

Sit ca <e>dis non parca manus, sed prodigus ensis
Sanguinis ostendat quae vis in pectore mentis
Nam merito dicendus erit pius impius hosti,
Quique pusillanimus inimico parcit, amicus
Non sibi dicetur ... (180)

und Alex. II, 468 - 74:

... tantum sub pectore vobis
Carus Alexander, quantum permiserit ensis.
Vincite iam victos, gladio qui parcit in hostem,
Ipse sibi est hostis! Vitam qui prorogat hosti,
Derogat ille suae, non est clementia, bello
Hostibus esse pium; gravis est sibi, dignaque caedi
Caedis parca manus ... (181)

180) Übersetzung:

Es möge die Hand mit dem Töten nicht sparsam sein, sondern das Schwert verschwenderisch mit dem Blut umgehen und zeigen, welche Entschlußkraft sich in der Brust befindet. Denn zu Recht wird einer, der dem Feind gegenüber bösartig ist, als ein wackerer Mann bezeichnet werden müssen, doch wer kleinmütig den Gegner schont, von dem wird man sagen, er sei sich selbst nicht wohlgesonnen ...

181) Übersetzung:

So sehr ist Euch in Eurem Herzen Alexander lieb, wie sehr es das Schwert unter Beweis gestellt hat! Besiegt die bereits Besiegten! Wer das Schwert dem Feinde gegenüber schont, ist sich selbst ein Feind! Wer dem Feind das Leben verlängert, verkürzt sein eigenes! Es ist keine Milde, im Krieg den Feinden gegenüber gnädig zu sein, und die Hand, die mit dem Töten sparsam ist, ist sich selbst zur Last und verdient selbst den Tod.

Ebenso findet der abrupte Schluß der Rede

Odo 324 A: Plura locuturo vicinum Lucifer affert
Esse diem ... (182)

in etwa seine Entsprechung in der 'Alexandreis', wo Darius in ähnlicher Weise unterbrochen wird:

II, 372 f.: Plura locuturo celeri pede nuntius affert
Deseruisse locum Graecos ... (183)

Außerdem wird noch auf die Trostrede des Perserkönigs an die Überlebenden von Arbela angespielt (Alex. VI, 330 - 34), wenn Odo seinen Helden sagen läßt, daß kommende Geschlechter ihrer Taten und ihres gegenwärtigen Unglücks gedenken würden (Odo 323 E).

Wieder fällt auf, daß Odo zwar ständig mit Bestandteilen der 'Alexandreis' arbeitet, sie aber nicht unverändert abschreibt. Gerade die zuletzt zitierten Stellen beweisen das sehr deutlich, da er sich immer wieder aufs neue seine Aussagen aus dem Gesamttext der Stilvorlage zusammengesucht hat. Dieses Verfahren setzt nicht nur eine gründliche Kenntnis der 'Alexandreis' voraus, sondern läßt gleichzeitig die Art der Umarbeitung in einem neuen Licht erscheinen. Denn trotz aller Abhängigkeit ist Odo offensichtlich bemüht, Walther durch seine Dichtung zur Seite zu treten oder ihn sogar noch zu übertreffen. Denn daß er in Konkurrenz zur 'Alexandreis' schreibt, geht nahezu aus jeder vergleichbaren Stelle hervor, wenn er zwar einen Gedanken der Stilvorlage aufgreift, ihn aber fast jedes Mal mit eigenen Worten zum Ausdruck bringt. Das kann nur bedeuten, daß er einem Hörerkreis, der offenbar Walther von Châtillon schätzt, eine mit gleichen Mitteln geschaffene, eigene Dichtung vorzutragen sucht, wobei er sich einerseits bewußt von der 'Alexandreis' emanzipiert, aber andererseits immer wieder auf sie rekurriert, um seinem Publikum durch den Vergleich die Möglichkeit zu geben, die eigene Dichtung entsprechend zu würdigen.

182) Übersetzung:

Er wollte noch mehr sagen, doch Lucifer verkündet, daß der Tag unmittelbar bevorsteht ...

183) Übersetzung:

Er wollte noch mehr sagen, doch in raschem Lauf verkündet ein Bote, daß die Griechen ihren Lagerplatz verlassen hätten ...

Diese Erklärung muß sich jetzt im letzten Vergleichsabschnitt bewahrheiten, in dem nur solche Textstellen erfaßt werden, die von Odo so stark umgestaltet wurden, daß oft nur noch der Initialgedanke aus der 'Alexandreis' erhalten blieb. Ein Beispiel dafür ist die Viktoria-Somnus-Personifikation, die trotz anfänglicher Ähnlichkeiten von beiden Autoren unterschiedlich verwendet wird; bei Odo (322 D - 323 B) ermöglicht das Eingreifen dieser Gottheiten den nächtlichen Überfall Ernsts auf das schlafende Heer Heinrichs, während bei Walther (IV, 401 - 53) Somnus auf Befehl der Viktoria in der Nacht vor der Entscheidungsschlacht Alexander von seinen quälenden Sorgen erlöst. Dem entsprechen zahlreiche Veränderungen in der Darstellung. Denn obgleich beide Texte mit der Beschreibung des Palasts der Viktoria einsetzen, sind die Schilderungen nur kontrastiv miteinander zu vergleichen. Während Walther sehr konkret den Wohnsitz der Siegesgöttin auf eine Tiberinsel verlegt (IV, 401), befindet er sich bei Odo irgendwo am Mittelpunkt der Erde (322 D), wird dafür aber recht anschaulich als stattliche Burg beschrieben. Dagegen vernachlässigt Walther alle Äußerlichkeiten und betont als einziges Charakteristikum die 'Hellhörigkeit' des Wohnsitzes - offenbar ein Versuch, Viktoria und Fama allegorisch miteinander zu verbinden. Auch der Hofstaat der Siegesgöttin (IV, 414 - 32) erscheint bei ihm als einzige Allegorie. Von Odo wird er gänzlich übergangen, da er für den weiteren Verlauf der Erzählung keine Bedeutung besitzt. Dafür aber läßt er Hermes als Viktorias Boten zu Somnus auftreten (322 E), während sich bei Walther die Göttin selbst auf den Weg macht. Danach weichen beide Darstellungen gänzlich voneinander ab, denn Odo beschreibt jetzt die Höhle des Somnus, was mitunter an Ovid (Met. XI, 592 - 609) anklingt, ohne aber wörtliche Entsprechungen mit ihm aufzuweisen. Erst als Somnus den Auftrag der Viktoria ausführt (323 B), lassen sich wieder Übereinstimmungen zu Walther feststellen:

Odo 323 B: Tandem vix surgens, membris titubantibus alas
Aptat et insuetum madidis secat aera pennis.
Extemplo sopit quae praesterit omnia, dormit
Vesper, et occasum stans obliviscitur, astra
Nutant, et solitum protelat luna meatum. (184)

Alex. IV, 441 - 44:

... ille gravis vix se torpore soluto
Excutiens, madidas libravit in aere pennas

184) Übersetzung:

Schließlich erhebt er sich mit Mühe, setzt an den schwankenden Gliedern die Flügel in Stand und durchschneidet die ungewohnte Luft mit nassen Federn. Sogleich schläft er alles ein, wo er vorüberkommt, der Abendstern schlummert, bleibt stehen und vergißt unterzugehen, die Sterne taumeln, und der Mond verschiebt seinen gewohnten Gang.

Quo se cumque rapit Lethaeo tacta liquore
Sidera dormitant, solitos oblita meatus. (185)

In ähnlicher Weise spielt Odo mit Formulierungen der 'Alexandreis' bei der Beschreibung der eigenartigen Beschaffenheit zweier Quellen in Grip-pia (342 E). Alle anderen 'Herzog Ernst'- Fassungen sprechen an dieser Stelle nur wie der 'Herzog Ernst B' von

v. 2655 - 57: ... zwêne brunnen
die ûz dem hove runnen,
der ein was warm, der ander kalt.

Daraus werden bei Odo zwei Wasserläufe, die je nach Tageszeit ihre Tem-peratur verändern:

342 E: Horum magna satis virtus, nec digna taceri
Sole suum faciente diem, calidissimus alter,
Alter frigidior glaciali labitur axi,
Cumque die clauso supra praesepia ductis
Ambrosiam dat Thetis equis, qui fons modo frixit,
Fervet, et alternae faciunt commercia venae. (186)

Dem entspricht bei Walther eine einzige Quelle von ähnlicher Beschaffen-heit:

Alex. III, 389 - 403:

... fontemque biberunt,
Quem satis indignum est inter memoranda silere;

185) Übersetzung:

Jener schüttelte sich schlaftrunken, nachdem er sich mit Mühe vom Schlummer befreit hatte und schwang die nassen Federn in der Luft. Wohin auch immer er sich wendet, da schlafen die Ge-sterne ein, die mit Lethewasser bespritzt wurden, nachdem sie ihre gewohnten Umlaufbahnen vergessen hatten.

186) Übersetzung:

Deren Beschaffenheit ist großartig genug und verdient nicht, ver-schwiegen zu werden. Während Sol seinen Tagesablauf vollbringt, ist die eine überaus heiß, die andere aber rinnt kälter dahin als der eisige Pol. Sobald aber nach Abschluß des Tages Thetis den Pferden, die an die Krippe geführt wurden, Ambrosia gibt, wallt die Quelle, die eben noch (vor Kälte) erstarrte, siedendheiß auf, und sie nehmen im Tausch die Beschaffenheit der jeweils anderen Quelle an.

Cum Sol frenat equos, tepidos habet unda meatus,
 Frigidior glacie est, quando ferventior arva
 Exurit Titan, mediae fervore diei;
 Axe sub Hesperio cum iam praeseptia mundans
 Solis equos stabulare mari parat hospita Thetis,
 Ambrosiamque locat, et liberat ora lupatis;
 Frigoris excusso paulum torpore tepescit
 Fons Jovis, at Phoebus torrentior aestuat idem,
 Cum mundum madidis medius sopor irrigat alis;
 Quoque magis Phoebus solitum festinat ad ortum,
 Tanto plus soliti reminiscitur unda teporis
 Et nocturnus eam cogit decrescere fervor,
 Donec Phoebus rursus languescit in ortu. (187)

Daß Odos Darstellung auch hier von Walther angeregt wurde, wird schon bei flüchtiger Lektüre deutlich. Aber im Gegensatz zu vielen anderen Stellen hat hier der Verfasser des 'Herzog Ernst E' gekürzt und den in der 'Alexandreis' sehr breit ausgeführten Sachverhalt in der Formulierung "et alternae faciunt commercia venae" zusammengefaßt. Sogar die umfangreiche, mythologisch verbrämte Zeitangabe ist auf ihre wesentliche Aussage reduziert, ohne aber dabei ihren antikisierenden Charakter zu verlieren.

Damit bestätigt sich die schon geäußerte Ansicht, daß Odo in offensichtlicher Konkurrenz zu seiner Vorlage dichtet, deren Kenntnis er beim Hörer aber voraussetzt. Zu diesem Zweck wählt er aus der 'Alexandreis' aus, was seinem Stoff angemessen erscheint, muß dafür aber gelegentlich

187) Übersetzung:

... und sie [Alexander und sein Heer] tranken aus einer Quelle, die unter den Denkwürdigkeiten zu verschweigen, hinreichend unangebracht wäre. Wenn Sol die Pferde zügelt, hat sie lauwarmes Wasser; sie ist aber kälter als Eis, sobald der Titan mit der Glut des Mittags allzuheiß das Land ausdörret. Doch wenn im Westen die gastfreundliche Thetis schon die Krippen reinigt, sich anschickt, die Pferde des Sol im Meer aufzunehmen, ihnen Ambrosia vorlegt und das Maul vom Zaum befreit, das erwärmt sich die Quelle Jupiters ein wenig, nachdem sie die Starrheit der Kälte abgelegt hat, und die nämliche siedet heißer als Phoebus, sobald mitternächtlicher Schlummer mit feuchten Flügeln die Welt bewässert. Doch je weiter Phoebus zum gewohnten Aufgang eilt, desto mehr entsinnt sich das Wasser seiner gewohnten Kühle, und das nächtliche Brodeln nimmt ab, bis sie beim Aufgang des Phoebus wieder abkühlt.

Widersprüche und Ungereimtheiten in Kauf nehmen. Dennoch hat er Formulierungen Walthers fast niemals völlig gleichlautend abgeschrieben; selbst bei ganz kurzen Entlehnungen (zum Beispiel 372 B: Entfernungsangabe St. Denis - Paris) hat er noch Abänderungen vorgenommen. Diese Variationen erstrecken sich jedoch meist nur auf den sprachlichen Bereich und erschöpfen sich oftmals darin, einzelne Wörter durch andere zu ersetzen. Walthers Gedankengänge werden im allgemeinen unverändert entlehnt, und nur ganz selten erlaubt sich der Autor des 'Herzog Ernst E' die Freiheit, eine Metapher der Stilvorlage durch eine eigene zu ersetzen. Aber damit wäre vielleicht schon ein solcher Grad an Selbständigkeit erreicht, daß der Hörer nicht mehr in der Lage gewesen wäre, hinter Odos Formulierungen Walthers Vorbild zu erkennen und den spezifischen Charakter der Nachdichtung, einen aktuellen Stoff in heroisierender Epik darzustellen, entsprechend zu würdigen.

Diese Art der Quellenbenutzung durch Odo läßt sich an einer einzigen Stelle auch außerhalb der 'Alexandreis' nachweisen. Bereits ARTHUR FUCKEL hatte behauptet, daß Odo außer Walther von Châtillon auch Vergil, Ovid, Lucan und Prudentius gekannt und in den 'Ernestus' eingebracht habe. Das ist im einzelnen sehr schwer zu belegen, da Odo nirgends wörtlich zitiert und inhaltliche Anklänge allein keinen Beweis für eine direkte Abhängigkeit erbringen können. Lediglich bei der schon einmal erwähnten Ovid-Stelle (Met. XI, 592 - 609) halte ich es für möglich, daß er neben Walther von Châtillon auch auf die 'Metamorphosen' zurückgreifen konnte. Darin beschreibt Ovid an der angegebenen Stelle die Behausung des Somnus:

Met. XI, 592 - 609:

Est prope Cimmerios longo spelunca recessu,
mons cavus, ignavi domus et penetralia Somni,
quo numquam radiis oriens mediusve cadensve
Phoebus adire potest; nebulae caligine mixtae
exhalantur humo dubiaequae crepuscula lucis.
non vigil ales ibi cristati cantibus oris
evocat Auroram, nec voce silentia rumpunt
sollicitive canes canibusve sagacior anser.
non fera, non pecudes, non moti flamine rami
humanaeve sonum reddunt convicia linguae;
muta quies habitat. saxo tamen exit ab imo
rivus aquae Lethes, per quem cum murmure labens
invitat somnos crepitantibus unda lapillis.
ante fores antri fecunda papavera florent
innumeraequae herbae, quarum de lacte soporem
Nox legit et spargit per opacas umida terras
ianua nec verso stridores cardine reddit:
nulla domo tota est; custos in limine nullus. (188)

Daraus wird bei Odo:

322 E - 323 A: . . . , nubes scindit super atria Somni
Pergens ignavi, quae nescia solis et anni,
nusquam passa diem, nigris nox occultit alis.
Non ea vel venti strepitus, vel contigit aura:
Non arbor foliumve fluens commovit et ales
Numquam turbavit, ad cuius limina stertit
Morphus, attacto ne murmure obice cardo. (189)

Alle Elemente, die Odo verwendet, sind bei Ovid vorhanden, doch jeweils in anderer Form, so daß auch diese Stelle für seine Bearbeitungstechnik, der eigenen Darstellung eine als verbindlich empfundene Quelle zu unterlegen, aber diese im sprachlichen Ausdruck entsprechend abzuwandeln, zu

188) Übersetzung:

In der Nähe der Cimmerier liegt das Haus und die Wohnung des trägen Somnus, eine Höhle mit großer Vertiefung, ein hohler Berg, wohin niemals Phoebus mit seinen Strahlen gelangen kann, ob er nun aufgeht, im Mittag steht oder untergeht; Nebel mit (schwarzem) Dunst vermischt entsteigen dem Erdboden, dazu eigenartiges Zwielficht. Kein wachsender, mit dem Kamm versehener Vogel ruft dort durch sein Krähen Aurora hervor noch durchbrechen aufgeregte Hunde mit ihrem Gebell die Stille, noch Gänse mit ihrem Geschnatter, die wachsender sind als Hunde. Weder wilde noch zahme Tiere geben einen Laut von sich, noch Zweige, die vom Windhauch bewegt wurden, noch das Schelten menschlicher Zungen: stumme Ruhe haust dort. Nur im Inneren des Felsens entströmt ein Bach mit Lethewasser, der murmelnd dahinfließt und zum Schlummer einlädt, während er über Kieselsteinchen dahinplätschert. Vor dem Eingang der Höhle blüht prächtiger Mohn, dazu ungezählte Kräuter, aus deren Saft die Nacht den Schlummer gewinnt und feucht über das beschattete Land ausgießt. Nie gibt die Tür, nachdem der Türriegel gedreht wurde, Geräusche von sich; keine Tür gibt es im ganzen Haus, keinen Wächter an der Schwelle.

189) Übersetzung:

. . . er [Hermes] bricht auf und durchschneidet die Wolken über dem Haus des trägen Somnus, das das Sonnenlicht und die Jahreszeiten nicht kennt. Niemals erlebte es einen Tag, die Nacht bedeckte es mit schwarzen Flügeln. Nicht berührte es das Tosen des Windes noch ein Lufthauch, kein Baum, kein schwankendes Blatt beunruhigte es, und niemals störte ein Vogel. An seiner Schwelle schnarchte Morpheus, damit nicht der Türangel knarre, nachdem der Riegel berührt wurde.

sprechen scheint. Dazu paßt auch, daß er im Gegensatz zu Walther von Châtillon (Alex. IV, 401 - 53) Hermes als Götterboten einführt, da Ovid Iris in gleicher Funktion auftreten läßt (Met. XI, 585 - 91 und 616 - 32). Selbst Ovids witzigen Einfall, die Götterbotin nach Erledigung ihres Auftrages sich rasch wieder zurückziehen zu lassen, weil sie sonst selbst eingeschlafen wäre (Met. XI, 629 - 32), hat er - nur auf Hermes übertragen - in den 'Ernestus' aufgenommen (323 A).

Da diese Ovid-Bearbeitung jedoch die einzige ihrer Art bei Odo ist, kann daraus nicht geschlossen werden, der Autor des 'Herzog Ernst E' habe die 'Metamorphosen' als weitere Stilvorlage neben der 'Alexandreis' benutzt. Dem widerspricht auch die folgende Überlegung. Der Vergleich mit Walther hatte gezeigt, daß Odo - oftmals ohne Rücksicht auf den Handlungszusammenhang - all jene Passagen entlehnt hat, die ihm für seinen Text brauchbar erschienen. Was liegt da näher, als daß er bei anderen, ebenfalls hochangesehenen Autoren ähnlich verfahren wäre, wenn er in seiner Quelle nichts Entsprechendes finden konnte? Dennoch aber gestaltet er die "descriptio Invidiae" (317 E) selbst, obgleich er dafür wiederum auf Ovid (Met. II, 760 - 72) hätte rekurrieren können. An der Darstellung in den 'Metamorphosen' hat es sicher nicht gelegen, daß sich Odo seine eigene Beschreibung zusammengedichtet hat, da er sonst recht bereitwillig fremde Vorstellungen in sein Werk aufnimmt, vor allem wenn sie sich durch Originalität auszeichneten. Ich bin daher sicher, daß die schlangenfressende Invidia Ovids, die bei weitem plastischer geschildert wird als die aus den 'Metamorphosen' entnommene Beschreibung der Somnus-Höhle, in Odos Text eingegangen wäre, wenn er Ovid als Nebenquelle ständig zur Verfügung gehabt hätte. Das scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein, wenn man seine sonstige Scheu, ein Stück Text unabhängig von Vorlagen zu formulieren, in Rechnung stellt und gleichzeitig in der Gestalt der Invidia autarke Dichtung zu fassen vermag. Ebenso ist es unmöglich, einen der anderen, von FÜCKEL genannten Autoren aufgrund eindeutiger, nicht auch bei Walther vorhandener Parallelen im 'Herzog Ernst E' nachzuweisen.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß alles, was sich bei Odo findet, unbedingt allein auf Walther zurückgehen müßte. Das Beispiel mit dem 'Nemeischen Löwen' hatte gezeigt, daß Odo sehr wohl in der Lage ist, Irrtümer seiner Stilvorlage zu korrigieren. Darüber hinaus hat er mehrfach Walthers Darstellung ergänzt oder komplettiert, obwohl er nicht immer das Material dazu der 'Alexandreis' entnehmen konnte. Doch eine konsequente Benützung antiker Autoren ist nach dem oben Gesagten wohl ausgeschlossen.

So scheint Odo hauptsächlich aus seiner Kenntnis der lateinischen Schulautoren geschöpft zu haben, wenn er seiner Vorlage relativ bekannte Dinge hinzufügte und den Gewährsmann dafür unter den fast überall gelesenen Schulschriftstellern finden konnte. Das könnte sogar bei der oben besprochenen "descriptio Invidiae" der Fall sein. Auf besondere Nähe

zum Originaltext wird man dabei nicht achten können, da Odo, wie schon mehrfach festgestellt, inhaltliche Entlehnungen in eigene Worte zu fassen pflegt.

Außerdem ließe sich an Florilegiensammlungen denken, wie sie gerade im 13. Jahrhundert äußerst beliebt waren (190). Mit ihnen wird wohl immer dann zu rechnen sein, wenn Odo sich im Ausbreiten obskur-gelehrten Wissens gefällt (zum Beispiel bei der 1. Schildbeschreibung). Daß möglicherweise bereits seine 'Alexandreis'-Vorlage wie später bei Ulrich von Etzenbach mit einem Kommentar versehen war, ist weniger wahrscheinlich. Denn zum einen ist es zweifelhaft, daß sich bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts glossierte Walther-Handschriften im Umlauf befanden, zum anderen könnten sie auch nur erklären und korrigieren, aber dem Text nicht völlig neue Elemente hinzufügen. Daher bleiben als die wahrscheinlichsten Möglichkeiten, Odos Abweichungen von der 'Alexandreis' zu erklären, die Benutzung der Florilegiensammlungen und seine eigene Belesenheit, ohne daß sich aber darüber nähere Aussagen machen ließen.

Obleich Odos Verfahren, die 'Herzog Ernst'-Geschichte dem Stil der 'Alexandreis' anzupassen, noch nie näher untersucht worden ist, hat man häufig allein aufgrund des Umstandes, daß Odo neben dem 'Herzog Ernst' lateinische Texte als Vorlagen benutzt hat, das wesentlichste Merkmal seiner Bearbeitung in der "Antikisierung des Stoffes" (191) gesehen. Fast alle Handbücher, soweit sie den 'Herzog Ernst E' überhaupt für erwähnenswert hielten, haben dieses Urteil mehr oder weniger ungeprüft übernommen und damit einem schwerwiegenden Mißverständnis Vorschub geleistet. Denn jene Klassifizierung erweckt den Eindruck, als ob die 'Alexandreis' und der 'Ernestus' auch über den stilistischen Bereich hinaus miteinander vergleichbar wären, obwohl beide Texte in ihrer Aussage kaum Gemeinsamkeiten aufweisen. So geht es Walther, wie schon gesagt, im wesentlichen darum, auch die heidnische Antike als Bestandteil der christlichen Weltordnung zu interpretieren, indem er Alexander zum Werkzeug Gottes macht, der durch seine Eroberungen das dritte der vier irdischen Weltreiche begründet, die dem Reich Gottes auf Erden vorgeschaltet sind. Damit wird, um es noch einmal zusammenzufassen, eine geschichtliche Entwicklung propagiert, die erst mit dem Erreichen des in der Bibel verkündeten Gottesstaates ihre Erfüllung findet und alle vorangegangenen Ereignisse unter diesem Aspekt interpretiert. Für Alexander bedeutet das, daß er, ohne es selbst zu wissen, ebenso willenlos den göttlichen Heilsplan zu erfüllen hat wie Aeneas bei Vergil die ihm von einem für ihn selbst unverständlichen Fatum gestellten Aufgaben. Walther hatte

190) Dazu RAND, *The Classics in the thirteenth century*, Speculum 4/1929, S. 249 - 69.

191) EHRISMANN (Anm. 37), S. 53.

daher nur den weitgehend abstrakten vergilischen Schicksalsbegriff in der Person des Christengottes zu konkretisieren, um seinen Helden Alexander in der gleichen Weise zum Vollzugsorgan einer übergeordneten Instanz machen zu können wie Vergil. Auch die gelegentlich in der 'Alexandreis' auftretende Fortuna erscheint deshalb nur als die Personifikation des göttlichen Willens, so daß die Behauptung XENJA VON ERTZDORFFs, Fortuna fungiere bei Walther von Châtillon

"als unerforschliche Lenkerin des Geschicks
der Könige" (192)

von daher einer Revision bedarf. Denn anders als bei Vergil ist die Fortuna Walthers ohne göttliche Legitimation nicht denkbar, da ihr Platz inzwischen vom Christengott besetzt wurde. Dennoch aber kann Walther infolge der ähnlichen Grundkonstellation der übergeordneten Instanz zum Helden für die Schilderung der epischen Realität immer wieder auf Vergil zurückgreifen, um durch eine sich an der Antike orientierende Darstellung seine Ansicht vom Stellenwert der heidnischen Vorzeit im christlichen Geschichtsbild zu untermauern.

Für den 'Herzog Ernst E' läßt sich eine ähnliche Funktion der Antike nicht reklamieren, da es Odo unmöglich war, dem christlichen Herzog und Kreuzfahrer eine auch nur vergleichbare Bedeutung zuzumessen. Wenn jedoch die ihn umgebende Welt vergilische Züge trägt, so ist dies inhaltlich nicht mehr zu begründen, sondern bleibt, wie GUSTAV EHRISMANN formuliert hat,

"nur aufgetragener Zierrat, ... nur Stilisierungs-
mittel, Wissens- nicht Wesenselement" (193).

Das zeigt sich bereits am Gottesbegriff im 'Herzog Ernst E'. Denn während Walther seinem Alexander ein bewußt unscharfes, monotheistisch strukturiertes Gottesbild zugrundelegte, das er dann als kommentierender Erzähler christlich umdeuten konnte, muß Odo seinen Helden strikt auf christliche Vorstellungen verpflichten. Dennoch aber entlehnt er der 'Alexandreis' den epischen Götterapparat, ohne jedoch dessen inhaltlich begründete Funktion zu verstehen. Deshalb kommt es oftmals zu einem widerspruchsvollen Neben- und Gegeneinander der heidnischen und christlichen Bestandteile, die Walther durch die Zuordnung zu unterschiedlichen Erzählbereichen fein säuberlich getrennt hatte. Bei Odo hingegen treten der Christengott und eine Vielzahl der seit Homer bekannten Göttergestalten der Darstellung nach gleichberechtigt nebeneinander auf, ohne daß der

192) XENJA VON ERTZDORFF, Rudolf von Ems, 1967, S. 260.

193) EHRISMANN (Anm. 37), S. 53.

daraus resultierende Widerspruch in irgendeiner Weise aufgelöst würde. Eine inhaltliche Bedeutung haben die der antiken Epik entnommenen Elemente nicht, da sich weder Ernst als mittelalterlicher Kreuzritter in die Antike zurückversetzen ließ, noch seine Umgebung als vorchristlich geschildert werden konnte. Daher kann der Held auch den Götteropfern am Arimaspenhof distanziert gegenüberstehen (358 C - 359 B und 366 E - 367 A), ohne damit seine eigenen Existenz in Frage zu stellen. Denn die antiken Elemente, die bei Walther von Châtillon fest mit der inhaltlichen Aussage verknüpft waren, sind für Odo zu literarischen Versatzstücken ohne konzeptionelle Bedeutung geworden, so daß sie unabhängig von der jeweiligen Handlung verwendet werden können, weil man an ihnen offenbar nur noch den gewählten sprachlichen Ausdruck schätzte. Von einer "Antikisierung", das heißt widerspruchsfreien Rückversetzung des Stoffes in die Antike, kann daher nicht die Rede sein und es zeugt von unzureichender Kenntnis des Textes, wenn KARL LANGOSCH behauptet, daß Odo

"die deutsche Sage antikisiert, nicht nur
in das antike Milieu mit den antiken Göttern
versetzt" (194)

habe. Zutreffender hatte ARTHUR FUCKEL, wenn man es richtig interpretiert, den Tatbestand benannt, als er feststellte, daß Odos 'Herzog Ernst' "ganz in klassischer Maske" stecke, obgleich er selbst auch nicht über die Vorstellung von der "Rückversetzung in die Antike" (195) hinausgekommen war. Doch sein Vergleich mit der Maske, hinter der sich die Physiognomie des Textes nur mangelhaft zu verbergen vermag, trifft den Sachverhalt genau, denn Odos "Antikisierung" ist Verkleidung, stilistische Staffage, nicht aber Metamorphose des Stoffes.

Wenn Odos 'Ernestus' dennoch zu Recht als die gelehrteste 'Herzog Ernst'-Bearbeitung gilt, so vornehmlich deshalb, weil der Text so sehr mit mittelalterlichen Bildungsvorstellungen befrachtet ist, daß er nur von einem relativ kleinen Rezipientenkreis verstanden werden konnte. Zwar hatten seit der Spätantike trotz mehrfachen Protests einiger besonders zelotischer Kirchenväter die Autoren der römischen Antike ihren Platz im mittelalterlichen Schulunterricht behauptet, doch war das Interesse der Kirche an einer guten theologischen Ausbildung und infolgedessen auch deren Qualität im Laufe der Zeit immer geringer geworden. Sogar ehemals so berühmte Klosterschulen wie Reichenau oder St. Gallen waren im 11. und 12. Jahrhundert zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Das entspricht

194) LANGOSCH (Anm. 108), Sp. 255.

195) FUCKEL (Anm. 110), S. 9.

der an anderer Stelle kurz skizzierten Entwicklung der Magdeburger Domschule (siehe S. 115 ff.). Insgesamt aber führte das dazu, daß es noch im 13. Jahrhundert selbst innerhalb des Klerus eine erhebliche Anzahl von Analphabeten gab (196), nachdem die Laien sowieso im allgemeinen Schreib- und leseunkundig waren. Dies unterstreicht die elitäre Beschaffenheit des 'Herzog Ernst E'. Damit wird gleichzeitig offenkundig, daß der 'Ernestus' nicht auf größeren Publikumserfolg hin angelegt war, sondern sich ausschließlich an jene kleine Gruppe literarisch Gebildeter richtete, die sich an diesem eigenartigen Werk zu delectieren verstand.

196) Dazu ENGELSING, Analphabetentum und Lektüre, 1973;
HEER, Aufgang Europas, 1949; hier: S. 84 f.

IV) Vergleich mit dem 'Alexander' Ulrichs von Etzenbach

Wie Odo hätte verfahren müssen, wenn er bei seiner Dichtung auf allgemeine Verständlichkeit Wert gelegt hätte, zeigt das Beispiel der 'Alexander'-Bearbeitung Ulrichs von Etzenbach. Ihr Autor unternimmt den Versuch, die 'Alexandreis' Walthers von Châtillon für ein laikales Publikum ins Deutsche zu übertragen (197); ursprünglich von Ottokar II. in Auftrag gegeben, blieb das Werk nach dessen Tod längere Zeit unvollendet liegen, bis Ulrich es schließlich umarbeitete und Wenzel II. widmete.

Die mit 28000 Versen längste aller mittelalterlichen 'Alexander'-Dichtungen folgt in Anlage und Inhalt im wesentlichen dem Text Walthers. Wie dieser gliedert auch sie sich in zehn Bücher, die jedoch im Unterschied zur Vorlage meistens mit einem Gebet eingeleitet und abgeschlossen werden. Daß der gelegentlich als 11. Buch dem 'Alexander' hinzugezählte 'Anhang', in dem die Eroberung der allegorischen Stadt Tritonia durch die Weisheit des Aristoteles dargestellt wird, nicht von Ulrich stammt und deshalb auch zu dessen 'Alexander' in keinerlei Beziehung steht, habe ich an anderer Stelle nachzuweisen versucht (198)

Bei der Abfassung des Textes muß dem Autor, wie WENDELIN TOISCHER glaubhaft machen konnte (199), Walthers 'Alexandreis' in einer glossierten Handschrift vorgelegen haben. Denn außer gelegentlichen Ergänzungen aus der 'Historia de preliis' (J²) lassen sich in den ersten neun Büchern kaum Elemente aufzeigen, die nicht bei Walther wenigstens implizite vorhanden wären. Das zehnte Buch hingegen folgt fast vollständig der 'Historia de preliis' und wird auf diese Weise zu einem wahren Sammelbecken verschiedener menschlicher und tierischer Monster, gegen die Alexander in sich schier endlos wiederholenden Kämpfen seine Überlegenheit unter Beweis stellen muß. Damit verschwindet die letzte Spur einer inhaltlichen Konzeption, nachdem Ulrich schon vorher durch ständige Erweiterungen und Erklärungen die klar gegliederte Konzeption Walthers stark strapaziert hatte.

Besonders aber verändert Ulrich die 'Alexandreis' dadurch, daß er versucht,

"über seinen Helden und dessen Umwelt den Glanz
des höfischen Fürsten und des idealen Rittertums
zu legen" (200).

197) Vgl. hierzu vor allem:

ROSENFELD, VL 4, 1953, Sp. 572 - 82 (Alexander: Sp. 574 - 77);

TOISCHER, Über die Alexandreis Ulrichs von Eschenbach, 1881.

198) Siehe Anmerkung 47.

199) Siehe Anmerkung 197.

200) DE BOOR, Literaturgeschichte III, 1, 1962, S. 115.

Daher entkleidet er Alexander seines göttlichen Sündungsbewußtseins und stilisiert ihn zum aventure-Ritter um, der sein Weltreich in Einzeltjosten erobert (III, 7817 ff. : Schlacht bei Issus) und sich nach dem Kampf dem Dienst schöner Damen widmet (III, 8729 ff.). So nutzt er jede Gelegenheit, seinen Helden zum Minneritter zu machen, indem er aus anderen 'Alexander'-Dichtungen Frauengestalten in seine Darstellung aufnimmt (zum Beispiel Candacis, Buch X) oder bei Walther kurz angedeutete Episoden breit ausmalt (zum Beispiel Alexander und die Amazonenkönigin Thalestris, Buch VIII, 17535 - 612). Darüber hinaus sind auch Festschilderungen bei Ulrich im allgemeinen sehr ausführlich dargestellt, obgleich Walther sich auch hierin sehr zurückhaltend zeigt, wahrscheinlich deswegen, weil seine Stoffvorlage, Quintus Curtius Rufus, gerade Gelage immer wieder zum Anlaß nahm, Alexanders Trunk- und Streitsucht grell herauszustellen.

Wie auch HELMUT DE BOOR bemerkt (201), entspricht diese Umstilisierung Ulrichs in etwa der Veränderung des 'Herzog Ernst B' zum 'Herzog Ernst D'. Allerdings darf daraus nicht vorschnell auf Verfasseridentität geschlossen werden, denn die "Höfisierung" (DE BOOR) altbekannter Stoffe scheint neben anderem (zum Beispiel der Zyklenbildung) eine Möglichkeit gewesen zu sein, das literarische Angebot über die eng begrenzte Artusthematik hinauszuführen und auszuweiten. Auch die Neubearbeitung des 'Rolandsliedes' in Strickers 'Karl' ist wohl vor allem unter diesem Aspekt zu sehen.

Aber Ulrichs Umformung der 'Alexandreis' zu einem höfischen Roman kann sich nicht in inhaltlichen Ergänzungen der Vorlage erschöpfen, sondern erfordert auch eine entsprechende Umarbeitung auf stilistisch-rhetorischem Gebiet, da sich in erster Linie hier jene Veränderungen feststellen lassen, die nötig waren, um den Stoff dem literarischen Geschmack des Prager Hofes anzugleichen. Damit ist Ulrich unter anderen Voraussetzungen vor das gleiche Problem gestellt, das Odo zwang, sich neben einer 'Herzog Ernst'-Vorlage mit Walthers 'Alexandreis' auch noch ein besonderes Stilvorbild zu suchen. Beide Texte sind unter diesem Aspekt miteinander vergleichbar. Allerdings muß davon wegen des vorhin erwähnten Vorlagenwechsels das zehnte Buch des 'Alexander' ausgenommen bleiben.

Schon bei der ersten Lektüre ist festzustellen, daß Ulrich offenbar bestrebt ist, Walthers gelehrte Ausdrucksweise zu vereinfachen oder völlig in Alltagssprache aufzulösen. Wenn es in der 'Alexandreis' heißt:

IV, 1 - 3: Luridus et piceo suffusus lumina fumo

201) Ibid., S. 115.

Quartus anhelanti ferales ante tumultus
Lucifer ibat equo ... (202)

so steht dafür bei Ulrich;

10283 - 86: Vor irn strfte der vierde tac
liehtes schmes gar verphlac.
die sunne ir lieht verbarc.
der tac bôt nebel vinster starc. (203)

Ebenso sind in der schon zitierten Quellenbeschreibung (siehe S. 85 f., dazu Anmerkung 186 f.) Walthers mythologische Tageszeitangaben durch einfachere Ausdrücke ersetzt:

v. 9842: des morgens sô die sunne ûf gât
v. 9845: sô der tac wahsen beginnet
v. 9850 f.: wenn sô der tac abe birt
und sich die sunne laezet nider.

Weiterhin ersetzt er den "vatem Maeonium" (Alex. I, 479) durch "Homêrus" (v. 4810 und 5001), und der Argo-Steuermann "Typhis" (Alex. IV, 316) wird bei ihm schlicht zum "schifman" (v. 12387).

Auch in die schon mehrfach angesprochene Viktoria-Somnus-Personifikation greift Ulrich ändernd ein, indem er die lateinischen Allegorien "Gloria", "Iustitia", "Clementia" durch ihre deutschen Äquivalente wiedergibt (Alex. IV, 415, 419, 420 - Ulrich: v. 12595, 12604, 12617). Nahezu vollständig eliminiert hat er die Bellona-Mars-Personifikation in der Schlacht bei Arbela (Alex. V, 205 - 240), während er von dem gelehrten Exkurs Walthers über die Skythen (VIII, 358 - 67) wenigstens einige allgemeine Verse stehenließ (18618 - 21).

Ein besonders instruktives Beispiel für Ulrichs Bestreben, möglicherweise unverständliche Anspielungen seiner Vorlage seinen Hörern anzudeuten, ist der Hinweis auf den Raub des Palladiums, auf den Philotas bei seiner Verteidigungsrede vor der Heeresversammlung Bezug nimmt. In der 'Alexandreis' lautet die entsprechende Stelle:

VIII, 229 - 32: Scripta ferunt Ithacum, cum furtum Palladis illi
Aiæx obiiceret, raptamque in nocte Minervam

202) Übersetzung:

Fahlgelb, die Augen mit schwarzem Nebel verhangen, zog Lucifer drei Tage vor der todbringenden Schlacht mit keuchendem Pferd auf seiner Bahn dahin ...

203) TOISCHER (Hg), Ulrich von Eschenbach, Alexander, 1888.

Tydide socio factum excusasse decenter,
Vel velasse suam Diomedis nomine culpam. (204)

Bei Ulrich stellt sich das folgendermaßen dar:

v. 18452 - 59: die wârheit hie dem gelfche jaget:
ze Rôme Ulixes hete verstoln
in dem tempel, daz bleip unverholn,
Palladis der gotinne vanen.
der untât hêrt man in sft manen
Ajax, der ûf in daz sprach:
mit Achille er sich entsprach,
wan er sîn undertâne was.

Trotz der wirren Mythologiekenntnisse zeigt der Vergleich recht deutlich Ulrichs Bemühen, seinen Hörern möglicherweise unbekannte Personen oder Ereignisse nahezubringen. Daher wird aus dem "Mann von Ithaca" "Ulixes", der offenbar weniger bekannte "Tydide" (Diomedes) ist durch "Achill" ersetzt und das hölzerne Bild der Athene, das Palladium, erscheint als "Palladis der gotinne vanen". Die ursprüngliche Aussage der 'Alexandreis ist dadurch so stark verändert, daß sie kaum wiederzuerkennen ist. Da Ulrich aber sonst mit dem lateinischen Text Walthers ganz gut zurechtkommt, sind jene auffälligen Abweichungen von der Vorlage wohl eher durch das fehlende Vorverständnis seines Publikums als durch eigene übersetzungstechnische Probleme bedingt. So läßt sich vermuten, daß der Raub des Athene-Standbildes deswegen aus der Darstellung entfernt wurde, weil Ulrich annahm, daß seine Hörerschaft nicht über dessen mythologische Hintergründe (Troja kann erst erobert werden, wenn sich das Palladium nicht mehr in der Stadt befindet) informiert war. Deshalb interpretiert er diese Tat als militärisches Husarenstück von zweifelhafter moralischer Beschaffenheit und wahrt auf diese recht simplifizierende Weise den logischen Zusammenhang innerhalb des Kontextes, während Walthers Darstellung die Erkenntnis voraussetzt, daß eine militärisch notwendige Aktion nicht immer nach moralischen Kategorien bewertbar ist. Ähnliches dürfte auch für Ulrichs zweite Erklärung gelten, Odysseus habe sein Verhalten mit seiner Lehensabhängigkeit von Achill entschuldigt. Denn Walthers Gedankengang besagt, daß bei einer gemeinsamen Tat der jeweils Berühmtere die Hauptverantwortung angelastet bekommt, Ulrich hingegen

204) Übersetzung:

Die Schriften berichten, daß der Mann aus Ithaca, als Ajax ihm den Raub des Palladiums und das in der Nacht gestohlene Minervabildnis vorhielt, seine Tat in angemessener Weise mit dem (Hinweis auf seinen) Mittäter, den Tydiden, entschuldigt oder seine eigene Schuld unter dem Namen des Diomedes verborgen habe.

betont Odysseus' "Befehlsnotstand" und zieht sich dadurch auf einen Bereich zurück, der einem ritterlichen Publikum aus eigener Anschauung bekannt war. Auf diese Weise vermeidet er, Walthers Überlegungen seinen Hörern erst umständlich erklären zu müssen und erreicht doch letzten Endes das Gleiche, nämlich Philotas' Argumentation als echte Entschuldigung eigenen Handelns glaubhaft zu machen. Daß er ferner die Gelegenheit benutzt, in einem kurzen Exkurs einige Ereignisse des Trojanischen Krieges mitzuteilen (v. 18461 ff.), zeigt deutlich, daß er bei seinem Publikum keinerlei Mythologiekenntnisse voraussetzen kann, sondern immer wieder auf eigene Hinweise und Erklärungen zurückgreifen muß, um dadurch den antiken Stoff verständlich machen zu können. Erst in zweiter Linie wird man darin eine mangelnde Gesamtkonzeption und ausufernde Fabulierfreude erblicken dürfen, wie dies bislang in der Forschung immer wieder behauptet wurde (205).

Diese wenigen Beispiele genügen, um erkennen zu lassen, daß Ulrichs Waltherbearbeitung ganz anders geartet ist als Odos 'Herzog Ernst'. Während dieser bestrebt ist, eine Konkurrenzdichtung zu Walther zu schaffen, legt Ulrich nicht den geringsten Wert darauf, der Antikisierung seiner Vorlage gerecht zu werden oder sie gar zu imitieren. Aus diesem Grund ist der antik-rhetorische Überbau der 'Alexandreis' nahezu völlig getilgt, so daß an seine Stelle Bibelparaphrasen oder Anspielungen auf Werke der volkssprachigen Literatur (vor allem Wolfram von Eschenbach) treten können. Dadurch gelingt es Ulrich zwar, die fast akademisch anmutende Exklusivität der Waltherschen Alexanderdarstellung zu durchbrechen und den Stoff einem breiteren und weniger gebildeten Publikum zugänglich zu machen, aber er erkaufte dies damit, daß er die letzten Spuren der Historizität bei Walther beseitigt, indem er Alexander zum geschichtslosen aventiure-Ritter macht. Gleichzeitig geht damit das Hauptanliegen der 'Alexandreis', auch die heidnische Antike als gottgelenkt darzustellen, verloren, da Ulrichs Helden wie die des idealisierenden höfischen Romans keinerlei historischen Bezug mehr haben. Diese "höfische" Umstilisierung wäre jedoch für sich allein noch kein hinreichender Grund, die Abweichungen Ulrichs von der 'Alexandreis' Walthers zu erklären, da die Romane Gottfrieds von Straßburg oder Rudolfs von Ems zeigen, daß sich die antike Bildungstradition durchaus mit dem Kunstverständnis höfischer Autoren vereinbaren läßt. Aber Ulrich übergeht in seiner Alexanderbearbeitung weithin alles, was anspruchsvolleren Literaturvorstellungen, wie Walther sie seiner Dichtung zugrundegelegt hatte, hätte Rechnung tragen können. Sachkenntnis wird beim Publikum nicht länger vorausgesetzt; wenn Ulrich wirklich eine mythologische oder literarische Anspielung aus seiner Vorlage übernimmt, so weitet er sie zu einem eigenen

205) Zum Beispiel TOISCHER (Anm. 197), S. 95.

sich verselbständigenden Bericht aus, um darin, wenn auch mitunter in recht simplifizierender Weise, die wesentlichsten, zum Verständnis notwendigen Fakten seinen Hörern mitzuteilen. Demgegenüber konnte Odo fest mit dem Vorverständnis seiner Rezipienten rechnen, wenn er den relativ unkomplizierten 'Herzog Ernst'-Stoff mit antiker Schulgelehrsamkeit verbräunte. Er und Walther von Châtillon schrieben für ein klerikal gebildetes Publikum, während Ulrich im 'Alexander' Ottokar II. verherrlichen und dessen Politik einem Laienpublikum verständlich machen sollte (206).

Aufgrund dieser engen Abhängigkeit vom Wohlwollen der böhmischen Könige ist es gerechtfertigt, Ulrichs Veränderungen der 'Alexandreis' in erster Linie unter literatursoziologischen Voraussetzungen zu interpretieren. Denn nur die Rücksichtnahme auf den Bildungsstand seines laikalen Publikums dürfte ihn veranlaßt haben, die gelehrten Reminiszenzen seiner Quelle abzuändern oder zu tilgen. Diesen Text aber hatte ihm charakteristischerweise ein Geistlicher, nämlich der Salzburger Erzbischof Friedrich II. von Walchen (Alex. v. 27609 - 13), zur Verfügung gestellt. Dies dokumentiert erneut den unterschiedlichen Bildungsstand geistlicher und weltlicher Rezipienten. Wenn demgegenüber Odo der 'Alexandreis' all jene rhetorischen Versatzstücke entnimmt, die er benötigt, um seinen Stoff "literaturfähig" zu machen, dann muß sich sein Publikum insoweit von dem des Prager Hofes bildungsmäßig unterscheiden haben, als es nicht nur seine gelehrten Walther-Entlehnungen verstand, sondern sie darüber hinaus als künstlerisch besonders wertvoll ansah. Daher ist es notwendig, im Folgenden näher auf Magdeburg und speziell auf Odos Mäzen und Auftraggeber, den Erzbischof Albrecht II. von Kefernburg, einzugehen.

206) Dazu BEHR (Anm. 47), S. 412 - 416.

D) DER 'HERZOG ERNST E' UND DIE POLITISCHE SITUATION MAGDEBURGS UNTER ALBRECHT II. VON KEFERNBURG

Den bisherigen Ausführungen zufolge ist davon auszugehen, daß sowohl der Stoff der 'Herzog Ernst' als auch dessen reichspolitische Tendenz durch die Fassungen A und B einem größeren Publikum bekannt waren. Umso schwerer fallen daher all diejenigen Unterschiede ins Gewicht, durch die Odo das vorgegebene Sujet uminterpretierte und seinen eigenen Intentionen anpaßte. Den Grund dieser Abänderungen näher zu kennzeichnen, ist das eigentliche Bestreben dieser Arbeit.

Um dabei nicht der Gefahr eines Zirkelschlusses zu erliegen, bedarf es einer konsequenten Deutung des 'Herzog Ernst E' unter politisch-historischen Kategorien, das heißt im ständigen Rekurs auf reichs- und sozialgeschichtliche Ereignisse seiner Abfassungszeit. Gelegentlich wird auch etwas weiter auszugreifen sein, wenn es darum geht, politische Entwicklungen zu skizzieren, die zum Zeitpunkt der Entstehung des 'Herzog Ernst E' in ein entscheidendes Stadium getreten waren und im Text ihren Niederschlag gefunden haben. Daher ist es notwendig, auch Odos 'Ernestus' als Beleg für die "gesellschaftliche Existenz bestimmter Schichten und Klassen" zu interpretieren, solange diese ihrerseits wieder "die Literatur zum Instrument ihres gesellschaftlichen Handelns" (207) machten. Damit verbietet sich gleichsam von selbst die Verabsolutierung des einen oder anderen Standpunktes, da dadurch entweder der Text zum Materiallager geschichtlicher Fakten degradiert wird, wie dies im Positivismus allzu häufig der Fall war, oder im Rahmen einer werkimmanenten Interpretation im Hinblick auf seinen "künstlerischen Wert" als "weitgehend untaugliches Objekt" (208) in Erscheinung tritt. Daß bei beiden (verabsolutierten) Betrachtungsweisen wesentliche Bereiche der Interpretation nicht miterfaßt werden, machen die nachfolgenden Ausführungen deutlich.

I) Die geschichtliche und kulturelle Situation in Magdeburg von der Gründung des Erzbistums bis zur Wahl Albrechts

Als Otto I. 968 allen Widerständen zum Trotz (209) mit der Gründung des Erzbistums Magdeburg eine seiner Lieblingsideen in die Tat umgesetzt hatte, war zwar im Osten des Reiches ein neues kirchliches Machtzentrum entstanden, doch blieb dessen politische Bedeutung zunächst relativ gering. Denn seit dem 8. Jahrhundert hatten sich am Rhein die drei großen Metropolen Mainz (780/90), Köln (Ende des 8. Jahrhunderts) und Trier (um 800)

207) BERTAU I (Anm. 16), S. 35.

208) KNAPP (Anm. 111), S. 346.

209) Dazu CLAUDE, Geschichte des Erzbistums Magdeburg bis in das 12. Jahrhundert I, 1972.

herausgebildet und ständig zunehmenden Einfluß auf die Politik der Kaiser gewonnen. Zu dieser Zeit war Magdeburg (erste urkundliche Erwähnung im Jahre 805) noch ein kleines befestigtes Grenzdorf gewesen, das vor allem für den Slawen- und Awarenhandel Wichtigkeit besaß. Gleichzeitig war es aber auch die letzte christliche Station für die Mainzer und Fuldaer Missionare auf ihrem Weg nach Osten. Nicht zuletzt dieser Aspekt dürfte bei der Entscheidung, in Magdeburg ein Erzbistum einzurichten, den Ausschlag gegeben haben.

Seine Keimzelle hatte das Erzbistum in dem 937 ebenfalls von Otto I. gestifteten und in den folgenden Jahren mit reichlichen Spenden ausgestatteten Mauritiuskloster, für das eigens aus dem erst 934 von Gorze reformierten Benediktinerstift St. Maximin in Trier Mönche nach Magdeburg umgesiedelt worden waren. Ursprünglich dürfte wohl die Stadt selbst im Besitz des Moritzklosters gewesen sein. Dessen reiche Ausstattung und vor allem der Umstand, daß die 948 ins Leben gerufenen Bistümer Havelberg und Brandenburg der Erzdiözese Mainz unterstellt wurden, legen die Vermutung nahe, daß Otto I. um 950 noch nicht daran dachte, Magdeburg zum Erzbistum erheben zu lassen. Daher kommt der Ansicht DIETRICH CLAUDES, es sei ursprünglich beabsichtigt gewesen, das Bistum Halberstadt aufzulösen und den Bischofssitz nach Magdeburg zu verlegen, ein höheres Maß an Wahrscheinlichkeit zu. Doch dieser Plan dürfte am Widerstand des Mainzer Erzbischofs Wilhelm gescheitert sein, weil dieser nicht gewillt war, Halberstadt aus seiner Suffragangewalt zu entlassen.

Demzufolge entsprach die Einrichtung des Erzbistums in Wirklichkeit nur einer "Aufwertung" des alten Moritzklosters, da alle Privilegien, die jenem gewährt worden waren, erhalten blieben, aber jetzt in die Hände des Erzbischofs übergingen. Die Mönche traten teils in das neugebildete Domkapitel ein, teils wurden sie in das eben erst gegründete Ausweichkloster Berge umgesiedelt.

Anders als die großen Kirchenzentren am Rhein lag Magdeburg nicht inmitten eines seit Jahrhunderten kultivierten Gebietes mit relativ fest umrissenem Territorium, sondern an der Ostgrenze des Ottonenreiches, in einem Gebiet, das - je weiter man nach Osten kam - zum größten Teil kaum oder gar nicht bevölkert war. Dadurch hatte Magdeburg von Anfang an den Charakter einer Frontstadt, in der in Kriegszeiten die Bewohner der Umgebung Schutz suchten und die den kaiserlichen Truppen bei ihren Feldzügen gegen die Slawen oder Polen als Sammelplatz und Verproviantierungsstation diente. Eine aktiv betriebene Ostpolitik mit dem erklärten Ziel, wenigstens den gegenwärtigen Besitzstand zu erhalten, war deshalb für das Erzstift lebensnotwendig. Darin dürfte wohl auch die Erklärung für das erstaunlich geringe Interesse Magdeburger Erzbischöfe an den übrigen Fragen der Reichspolitik zu sehen sein. Denn während nach Westen zu seit langem das Land weitgehend unter die einzelnen Territorialherren aufgeteilt und damit dem direkten Zugriff der Magdeburger Kirche entzogen war, lagen jenseits der Elbe weite, nahezu unbevölkerte Gebiete, deren Annexion sich

dazu mit dem christlichen Missionierungsauftrag rechtfertigen ließ. Die daraus resultierende enge Verflechtung kirchlichen und politischen Engagements geht schon aus den Worten Thietmars von Merseburg hervor:

"scilicet facturum se in urbe Parthenopolitana
archiepiscopatum semper studuisse ob spem remunerationis aeternae defensionemque communis patriae ..." (210)

Daher hatte das neu gegründete Erzbistum zunächst auch eine doppelte Funktion zu erfüllen: einmal Missionare in den heidnischen Osten auszusenden und diesen und nachfolgenden Siedlern Schutz zu gewähren, zum anderen aber die Elbgränze sichern zu helfen, um einen Slawenangriff möglichst bald abzufangen. Demzufolge ist die Aktivität der Magdeburger Kirche immer dann am auffallendsten, wenn der jeweilige Kaiser selbst Expansionspläne verfolgte, während umgekehrt schwere Reichskrisen den jenseits der Elbe gelegenen Besitz zu gefährden imstande waren. Dies gilt besonders für die Zeit der Kriege mit Boleslav Chrobry, in denen das Erzbistum nicht nur jegliche Missionstätigkeit einstellen mußte, sondern darüber hinaus auch noch den größten Teil seines Territorialbesitzes einbüßte.

Erst als mit Norbert von Xanten (1082 - 1134) die Prämonstratenser nach Magdeburg kamen und durch die Urbarmachung großer Ödlandgebiete dem Erzbistum neue Besitzungen hinzugewannen, nahm auch die Slawenmission einen neuen Aufschwung. Norberts Versuch jedoch, daraus politisches Kapital zu schlagen, indem er den alten Anspruch Magdeburgs auf die Oberhoheit über alle christlichen Kirchen jenseits der Elbe wieder aufgriff, mußte erfolglos bleiben, da sich mit der Gründung des Erzbistums Gnesen die Rechtslage völlig verändert hatte (211). Zudem hätte die Anerkennung dieses Anspruchs die weitere Konsequenz gehabt, daß Polen und die übrigen christlichen Staaten des Ostens damit noch stärker ins Schlepptau kai-

210) Übersetzung:

... daß er [Otto I.] schon immer in der Stadt Magdeburg ein Erzbistum habe einrichten wollen, in der Hoffnung auf ewigen Lohn und zum Schutze des gemeinsamen Vaterlandes.

- 211) Dazu BEUMANN, Das päpstliche Schisma von 1130;
in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit, 1971,
S. 20 - 43;

CLAUDE I (Anm. 209);

KEHR, Das Erzbistum Magdeburg und die Organisation der christlichen Kirche in Polen, 1920, S. 3 - 68.

serlicher Politik geraten wären, wodurch sich das Kräfteverhältnis in Europa entscheidend verändert hätte. Daran konnte gerade dem Papsttum nichts gelegen sein. Das erklärt auch die vorsichtige Zurückhaltung Papst Innozenz' II., der 1136 Gnesens volle Souveränität bestätigte, obgleich er erst fünf Jahre vorher den Hegemonialanspruch der Magdeburger Kirche aus Dank für Norberts Parteinahme im Schisma von 1130 anerkannt hatte. Eine Fortsetzung der Ostpolitik Ottos I., aus Mission und Kolonisation einen Rechtsanspruch auf die missionierten Gebiete abzuleiten, war damit unmöglich geworden. Mit Ausnahme Albrechts von Kefernburg haben deshalb auch Norberts Nachfolger ähnliche Ziele erst gar nicht angestrebt.

Für seine Hauptaufgaben, die Slawenmission und die Kolonisationstätigkeit im Osten, war das Erzbistum bereits von Otto I. mit reichen Schenkungen und einer Vielzahl von Privilegien ausgestattet worden, die von den späteren Erzbischöfen zäh verteidigt und größtenteils bewahrt oder gar ausgebaut werden konnten (212). Schon 942 war dem damaligen Mauritiuskloster das Münzrecht verliehen worden, das nun, nach der Umwandlung des Klosters in eine Erzstift, an den Erzbischof überging. In dieser Form wurde es auch 968 von Otto I. bestätigt. Ebenso wurde das 937 dem Moritzkloster verliehene Zollrecht, das heißt die Erlaubnis, anstelle des Kaisers innerhalb des eigenen Territoriums von durchziehenden Kaufleuten Zoll erheben zu dürfen, auf das Erzbistum übertragen. Für Magdeburg muß gerade diese Vergünstigung von nicht zu unterschätzendem Wert gewesen sein, da die Stadt bereits in karolingischer Zeit ein wichtiger Umschlagplatz für den Osthandel gewesen war. Darüber hinaus bekam Magdeburg in dieser Zeit erstmals auch das Marktrecht zugesprochen. Das alles bedingte, daß sich dort schon sehr früh ein Kaufmannsstand herausbildete. Er wird im 10. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt (213). Dennoch aber dürften die Bewohner in ihrer Mehrheit immer noch Ackerbürger gewesen sein, da die von HERBERT GRÖGER erwähnten Urkunden stets nur die Privilegien der Kaufleute gegenüber der sonstigen Stadtbevölkerung zum Inhalt haben.

975 ergänzte Otto II. die Vergünstigungen seines Vorgängers durch die Verleihung der Zollfreiheit innerhalb des gesamten Reiches, in die ausdrücklich der noch nicht kolonisierte Osten einbezogen wurde:

"... mercatoribus Magadeburg habitantibus tam ipsis quam posteris suis tale jus concedimus, quale noster plus genitor suis temporibus con-

212) Dazu im Einzelnen: MÜLVERSTEDT I (Anm. 116), 1876.

213) GRÖGER, Grundlagen der Handels- und Verkehrsentwicklung Magdeburgs in der deutschen Kaiserzeit; in: Magdeburg in der Politik der deutschen Kaiser, 1936, S. 157 - 222; hier: S. 209.

cessit habere, id scilicet, quod ubique in nostro regno non modo in christianis, sed etiam barbaricis regionibus tam eundi quam redeundi licentia sit sine ullius molestia, et ne ab aliquo cogantur vectigalia persolvere urbibus, pontibus, aquis, viis et inviis, nostra imperiali auctoritate penitus interdicimus ..." (214)

Lediglich die Städte Mainz, Köln, Kiel und Bardowiek sollten von dieser Regelung ausgenommen bleiben. Dies zeigt, daß Magdeburg sich inzwischen zur Fernhandelsstadt entwickelt hatte, die nicht mehr nur eine Durchgangsstation für den Warenverkehr von und nach dem Osten darstellte. Kaufleute aus dem Erzbistum sind dem oben zitierten Privileg zufolge bis nach Tiel (rechts der Waal in der niederländischen Provinz Gelderland gelegen) gekommen. Umgekehrt bot die Stadt selbst nach der Verleihung des Königsfriedens (1035) für die Dauer des Mauritiusmarktes auswärtigen Händlern günstige Verkaufsmöglichkeiten.

So hatte sich Magdeburg in kürzester Zeit zu einer der bedeutendsten Fernhandelsstädte in Deutschland entwickelt und geradezu idealtypischen Charakter für andere Handelsniederlassungen bekommen. Das zeigt sich unter anderem daran, daß viele Städte sich das Privileg geben ließen, "nach der Art von Magdeburg" Handel treiben zu dürfen, zum Beispiel Quedlinburg im Jahre 1042:

"... per omnis nostri regni mercatus ubique suum libere exercent negotium, et tali deinceps lege ac iusticia vivant, quali mercatores de Goslaria et de Magdeburgo antecessorum nostrorum imperiali ac regali tradicionem usi sunt et utuntur ..." (215)

214) HÖHLBAUM (Hg), Hansisches Urkundenbuch I, 1876;
hier: Nr. 1, S. 1:

Übersetzung:

Wir [Otto II.] gewähren den Kaufleuten, die in Magdeburg wohnen, ihnen selbst wie ihren Nachkommen, die gleichen Vergünstigungen, die unser frommer Vater ihnen seinerzeit zu besitzen gewährt hat, dazu noch, daß es ihnen in unserem Reich, nicht nur in den christlichen, sondern auch in den unzivilisierten Gebieten, überallhin zu gehen erlaubt sei und von dort auch zurückzukehren, und zwar ohne Belästigung von irgendeiner Seite; auch verbieten wir strikt aufgrund unserer kaiserlichen Autorität, daß sie von irgendjemand gezwungen werden, an Brücken und Gewässern und auf gebahntem und ungebahntem Gelände Zoll zu entrichten.

Daß Magdeburg in dieser und einer weiteren Urkunde aus dem Jahre 1134 gleichberechtigt neben der alten Kaiserpfalz Goslar steht, ist ein weiteres Indiz für seine herausgehobene Stellung als Handelsmetropole. Denn die verschiedenartigen Privilegien, die Otto I. und seine Nachfolger dem Magdeburger Erzbischof als dem Träger der Slawenmission verliehen hatten, waren in unterschiedlicher Weise auch den Bewohnern der Stadt zugute gekommen. Das Recht des Landesherrn, fremde Ware mit Zoll belegen zu dürfen, verteuerte die Produktion anderer Städte auf dem Magdeburger Markt und schwächte damit ihre Konkurrenzfähigkeit gegenüber den einheimischen Erzeugnissen. Umgekehrt hatten Magdeburger Kaufleute aufgrund ihrer nur minimal eingeschränkten Zollfreiheit innerhalb des Reiches überall die Möglichkeit, mit den Konkurrenten aus anderen Orten mithalten. Zudem durften sie wenigstens zeitweise den gesamten Osthandel kontrolliert haben, so daß bei einigen Waren Monopolbildung und Preisdiktat an der Tagesordnung gewesen sein dürften. Einzig das Münzrecht der Erzbischöfe und die daraus resultierenden Münzverrufungen (und -verschlechterungen) stellten einen Risikofaktor dar, der sich im Fernhandel negativ bemerkbar machen konnte. Dennoch hat die Magdeburger Bevölkerung diese Maßnahmen jedesmal ohne größere Widerstände akzeptiert, vermutlich deshalb, weil die Geldentwertungsraten immer noch erheblich geringer waren als die inzwischen gemachten Gewinne.

Neben seiner Entwicklung zur Handelsmetropole war Magdeburg das ganze 10. und 11. Jahrhundert hindurch Ausgangspunkt der Slawenmission geblieben, wie dies bei der Gründung des Erzbistums von Otto I. intendiert gewesen war. Inzwischen aber hatten sich auch östlich der Reichsgrenze feste Staatsgebilde herauskristallisiert, die Magdeburger Annexionsgelüsten Einhalt geboten. Dies hatte zur Konsequenz, daß sich mit Beginn des 12. Jahrhunderts das Erzbistum mehr und mehr zum in sich geschlossenen Territorialstaat entwickelte, für den zunehmend innenpolitische Aspekte bestimmend wurden. Das Expansionsstreben früherer Zeiten tritt demgegenüber deutlich zurück und findet nur noch vereinzelt in der Politik der Erzbischöfe seinen Niederschlag.

215) Ibid., Nr. 2, S. 2:

Übersetzung:

... sie sollen in unserem [Heinrich III.] ganzen Reich überall nach Belieben Handel treiben dürfen und nach dem gleichen Recht und Gesetz leben, das die Kaufleute von Goslar und Magdeburg nach alten kaiserlichen und königlichen Privilegien unserer Vorgänger besaßen und noch besitzen.

Es lassen sich mehrere Faktoren anführen, deren Zusammenwirken jene Entwicklung bewerkstelligt hat. Seit dem ausgehenden 11. Jahrhundert hatten sich immer mehr Kolonisten im Osten des Reiches und seinen Angrenzerstaaten niedergelassen und bislang unbebautes Land kultiviert (216), da die totale Überbevölkerung West- und Süddeutschlands eine ständig größer werdende Zahl der dortigen Bewohner unter das Existenzminimum hatte sinken lassen. Auch Magdeburg nahm die aus dem Westen kommenden Siedler bereitwillig auf, denn die Landstriche östlich der Elbe waren mit Ausnahme einiger größerer Orte (Havelberg, Brandenburg) und den dazugehörigen Dörfern noch immer nahezu menschenleer (217). Damit unterscheidet sich diese Art der Ostkolonisation grundsätzlich von jener früheren Form, die gerade nicht an den Landesgrenzen haltmachte, sondern aus der Christianisierung und Besiedelung fremder Territorien Gebietsansprüche ableitete.

Das Nebeneinander alteingesessener Bauern und später hinzugekommener Ansiedler schaffte jedoch neue Probleme. Denn die vom Landesherrn unterstützten, oftmals sogar von ihm ins Land gerufenen Kolonisten genossen im allgemeinen Vorteile, an denen die übrige Bevölkerung keinen Anteil hatte. So bebauten sie das von ihnen kultivierte Land fast durchweg in eigener Regie und schuldeten dem Landesherrn nichts weiter als eine jährliche Abgabe, die nur anfangs in Naturalien erstattet wurde. Die sonstige, dem Landesherrn meist leibeigene bäuerliche Bevölkerung produzierte dagegen in erster Linie nicht für sich selbst, sondern für den adeligen Feudalherrn, von dem sie außerdem noch zu Frondiensten herangezogen wurde. Die auf diese Weise entstehende Rechtsungleichheit mußte zwangsläufig zu sozialen Spannungen und einer sich immer mehr verstärkenden Landflucht führen, sobald sich den Leibeigenen die Möglichkeit bot, anderswo als Kolonisten aufzutreten oder in den überall aufblühenden Städten

216) Vgl. dazu:

AUBIN/ZORN, Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte I, 1971;

BECHTEL, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands, 1967;

LÜTGE, Deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, ³1966;

MOTTEK, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands I, ⁵1971;

PIRENNE, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter, ³1974.

217) Das beweisen Spezialkarten über die Bevölkerungsdichte Europas im 11. und 12. Jahrhundert, zum Beispiel:

WESTERMANNs Atlas zur Weltgeschichte II: Mittelalter, 1956, S. 74/I.

Arbeit zu finden. Dem ließ sich auf die Dauer nur dadurch erfolgreich entgegenwirken, daß man der alteingesessenen Landbevölkerung allmählich die gleichen Rechte gewährte, wie sie die Kolonisten von Anfang an besessen hatten; die völlige persönliche Freiheit, die Abschaffung der Frondienste oder deren Umwandlung in Geldzahlungen von genau festgelegter Höhe und schließlich die Vererbbarkeit von Grund und Boden.

Für das 13. Jahrhundert hingegen ist die oben geschilderte Rechtsungleichheit soziale Realität, obgleich sich die wirtschaftliche Lage der Bauern in diesem Zeitraum ganz allgemein gebessert hatte. Der Grund dafür liegt in Magdeburgs Aufstieg zur Fernhandelsstadt, deren wichtigste Ausfuhrartikel Agrarprodukte waren (218). Stadt und Land sind daher als wirtschaftsökonomische Einheit zu betrachten. Denn der stetige Ausbau der Handelsbeziehungen hatte in Magdeburg selbst zu einer zunehmenden Arbeitsteiligkeit in der Bevölkerung geführt, so daß die Stadt zur Versorgung ihrer Einwohner in verstärktem Maße auf das Hinterland angewiesen war. Auf diese Weise entstand ein Markt für landwirtschaftliche Erzeugnisse, der für die Bauern der Umgebung umso lukrativer wurde, je mehr die Nachfrage nach ihren Waren anstieg. Da landwirtschaftliche Produkte aber nicht nur der Deckung des Eigenbedarfs dienten, sondern, wie schon erwähnt, als wichtigste Handelsartikel Magdeburgs in die bevölkerungsreichen Ballungsgebiete im Westen exportiert wurden, blieb die Nachfrage nach ihnen unverändert hoch. Demgegenüber war aber trotz besserer Ausnutzung des vorhandenen Ackerlandes und des Einsatzes technisch vollkommener Gerätschaften die Warenmenge nicht unbegrenzt vermehrbar, so daß man immer mehr darauf angewiesen war, neue landwirtschaftlich nutzbare Gebiete zu erschließen. Deshalb zeigte man sich auch Neuansiedlern gegenüber äußerst entgegenkommend. Alles in allem bedingte die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt eine Anhebung des bäuerlichen Realeinkommens, solange die Preise für Agrarprodukte anstiegen, andererseits aber die Abgaben an den Feudalherrn relativ stabil blieben. Denn die Pachtverträge, in denen unter anderem die Höhe der Abgaben festgelegt war, wurden im allgemeinen über einen längeren Zeitraum hinweg abgeschlossen und konnten daher nicht ständig aufs neue den gestiegenen Lebenshaltungskosten angeglichen werden, während umgekehrt die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse von der jeweiligen Marktlage diktiert wurden (219). Zum Zeitpunkt einer

218) HOFFMANN, Geschichte der Stadt Magdeburg I, 1871; hier: S. 152.

219) MOTTEKs (Anm. 216) Auffassung, der "herrschende Teil der Gesellschaft" habe deswegen an den einmal vereinbarten Pachtbedingungen festgehalten, um nicht die "Tradition, die im allgemeinen eine starke Stütze für ihn war, abzustumpfen" (S. 129), erscheint mir zu konstruiert, als daß man sie zur Erklärung des eben geschilderten Sachverhalts heranziehen könnte.

"Hochkonjunktur", wie man sie besonders für das 12. Jahrhundert für Magdeburg anzunehmen hat, war es daher gerade die Feudalklasse, zu deren Ungunsten die oben dargelegte Entwicklung verlief, während Bauern und Städter im allgemeinen von ihr profitierten. Denn steigende Preise auf einem marktwirtschaftlichen Schlüsselsektor hatten auch hier eine zunehmende Geldentwertung zur Folge, die vor allem den Klerus und die adeligen Grundbesitzer hart traf, da deren Einkommen relativ unverändert geblieben war. Das zeigt sich besonders deutlich in der Regierungszeit des Erzbischofs Wichmann (1152 - 1192), der zur Aufbesserung seiner Finanzen zweimal im Jahr das sich im Umlauf befindliche Geld einzog und seinen Kurswert neu festsetzte (220), aber selbst damit entgangene Einkünfte offenbar nicht vollständig auszugleichen vermochte (221).

Magdeburgs Bedeutung war durch die Ostkolonisation, den zunehmenden Ausbau der Handelsbeziehungen und die damit naturgemäß verstärkte Geldzirkulation in der Stadt weiter gewachsen. Ebenso war auch die Wirtschaftskraft der Bevölkerung kontinuierlich gestiegen und hatte im Laufe der Zeit eine Lockerung der ottonischen Herrschaftsstrukturen bewirkt. So blieb zwar der Erzbischof auch weiterhin der einzig legitime Stadtherr, doch divergierten seine Machtansprüche immer mehr mit den tatsächlichen Machtverhältnissen. Die Versuche einzelner Kirchenfürsten, die alte Ordnung zu restaurieren, scheiterten deshalb meist am Widerstand der Stadtbewohner. Als erster mußte dies Norbert von Xanten erfahren, dessen konservative, unmittelbar an der Zeit Ottos I. sich orientierende Politik schon früher im Zusammenhang mit Magdeburgs Hegemonialanspruch über die christlichen Kirchen Osteuropas anzusprechen war. So berichtet die Magdeburger Schöppenchronik:

"In dem 1129 jare erhof sik ein krich under den borgeren to Magdeborch und den bischope Norberto. dat quam dar af dat dem bischope wart gesecht, de dome were bevetket mit unkuscheit. des sande he na dem bischope van Misen und van Havelberge und wiede den dom wedder. also wart ein ruschen, als hir na geschreven steit. dit schach sunte Pauwelsdage to middensommer (= 29. Juni 1129)." (222)

- 220) SCHUM (Hg), *Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium*, MGH SS XIV, 1883 (nachgedruckt 1963), S. 361 - 486; hier: cap. 29, S. 416.

Dazu auch CLAUDE, *Geschichte des Erzbistums Magdeburg bis in das 12. Jahrhundert II*, 1975, S. 134 f.

- 221) So war er 1182 sogar gezwungen, Teile des Domschatzes zu versetzen, vgl. CLAUDE II (Anm. 220), S. 134 und 211 f.

- 222) *Magdeburger Schöppenchronik* (Anm. 136), S. 112.

Dieser Darstellung zufolge haben sich Magdeburger Bürger - ob zu Recht sei dahingestellt - offen gegen eine Entscheidung ihres Landesherrn empört und diesen in der Kirche belagert, so daß er sich nur mit knapper Not dem Zorn des Volkes entziehen konnte. Auch wenn sich ihm wenig später die Stadt wieder unterwarf, so zeugt diese Revolte dennoch von einem starken Selbstbewußtsein der Bürgerschaft, die keinesfalls bereit war, alle Entscheidungen des Erzbischofs bedingungslos zu akzeptieren. Norbert trug diesen Machtverhältnissen Rechnung, indem er auf jegliche Bestrafung verzichtete. Wenn daher DIETRICH CLAUDE verwundert nach den Motiven dieser Empörung fragt, da die Bürger doch

"keinen erkennbaren Grund hatten, sich gegen Norbert zu erheben" (223)

und deshalb vermutet, sie seien "durch die Neuerungen ihres Oberhirten beunruhigt" (223) worden, so liegt der Grund für diese Fehleinschätzung in CLAUDEs Ansatz, Magdeburger Bistumsgeschichte als Personal- und nicht als Wirtschaftsgeschichte zu schreiben. Denn allen klösterlichen Neuerungsbestrebungen zum Trotz war Norberts Politik innen- wie außenpolitisch reaktionär, da er ohne Rücksicht auf inzwischen veränderte Verhältnisse die alte Machstellung des Magdeburger Erzbischofs zu restaurieren versuchte. Daher ist CLAUDEs Versuch zu einschichtig, in ihm nur den etwas übereifrigen Reformen sehen zu wollen. Die Revolte von 1129 scheint vielmehr in Norberts konservativ-autokratischer Herrschaftsauffassung begründet zu sein, da eine Duldung seines selbstherrlichen Verhaltens alle inzwischen errungenen Freiheiten der Bürger aufs schwerste bedroht hätte.

Der erste Erzbischof, der den veränderten Gegebenheiten Rechnung trug, war Wichmann. Er war 1152 als Bischof von Naumburg auf etwas obskure Weise zu seinem Amt gelangt. Wieder einmal hatte man sich innerhalb des Domkapitels nicht auf einen einzigen Kandidaten einigen können, worauf Kaiser Friedrich I. dies zum Anlaß nahm, direkt in die inneren Verhältnisse des Erzbistums einzugreifen und den ihm treu ergebenen Wichmann gegen alle Widerstände auf den Magdeburger Stuhl zu setzen.

Wichmanns Politik unterscheidet sich grundlegend von der seiner Vorgänger (224). Während erst knappe drei Jahrzehnte vorher Norbert von

223) CLAUDE II (Anm. 220), S. 13.

224) Ibid., S. 71 - 175;

HARTUNG, Die Territorialpolitik der Magdeburger Erzbischöfe Wichmann, Ludolf und Albrecht, Geschichtsblätter 21/1886, S. 1 - 58;

HOPPE, Das Erzstift Magdeburg und der Osten, HZ 135/1927, S. 369 - 81.

Xanten der Ostmission neue Impulse zu geben versucht hatte, brach Wichmann in realistischer Sicht der politischen Verhältnisse mit der alten Missionierungsideologie, weil er erkannt hatte, daß sich das Interesse der Kaiser längst von der Ostgrenze des Reiches nach Italien verlagert hatte. Umso mehr unterstützte er die Ansiedlung von Kolonisten innerhalb seines Territoriums und trug so dazu bei, die Wirtschaftsstruktur seines Herrschaftsbereiches weiter zu verbessern. Denn vor allem jenseits der Elbe lagen noch weite Gebiete aus Furcht vor neuen kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Slawen fast völlig brach. Aber solche Ödlandbereiche konnte sich das handeltreibende Erzbistum mit seiner ständig wachsenden Bevölkerungszahl und seiner hohen Abhängigkeit vom Agrarexport auf die Dauer nicht leisten. So schlug sich denn auch das starke Interesse an der Besiedelung der ostelbischen Territorien in den zahlreichen Privilegien nieder, durch die Wichmann die Ostkolonisation in seinem Herrschaftsbereich unterstützte (225), vor allem durch großzügige Bereitstellung von Geldmitteln und rechtliche Absicherung der Siedler.

Diese Maßnahmen machen deutlich, daß Magdeburg sich jetzt immer mehr von seiner ursprünglichen Aufgabe, Träger der Slawenmission zu sein, entfernte und zum in sich geschlossenen, fest organisierten Territorialstaat wurde. Mit Recht sieht DIETRICH CLAUDE gerade darin die herausragende Leistung des Erzbischofs Wichmann, daß er

"als begründer der erzstiftischen landesherrschaft den Grundstein zur Entwicklung des erzbischöflichen Territorialstaates" (226)

legte,

"der es Magdeburg ermöglichte, die Reichsunmittelbarkeit zu bewahren" (226).

Dies erforderte eine schroffe Absage an die illusionistischen Großmachtpläne seiner Vorgänger, vor allem Norberts von Xanten, und es macht deutlich, wo in Zukunft die Akzente der erzbischöflichen Aktivität liegen würden: auf der Innen- und der Reichspolitik.

Dementsprechend zielten auch viele von Wichmanns Maßnahmen darauf ab, die Konkurrenzfähigkeit Magdeburgs zu stärken und innerhalb der Stadt ihren Bewohnern, soweit möglich, eine gesicherte Existenzgrundlage zu schaffen. Das geschah im allgemeinen dadurch, daß einheimische Produkte

225) CLAUDE II (Anm. 220), S. 121 - 24.

226) Ibid., S. 175.

Auch bei CLAUDE gesperrt gedruckt.

privilegiert oder zu Monopolartikeln erklärt wurden. So bestätigte er unter anderem die Innungen der Schuhmacher und Gewandschneider und verlieh ihnen gleichzeitig das alleinige Verkaufsrecht für Magdeburg. Damit erscheint der längst vorher in einzelnen Handwerksbranchen erfolgte Zusammenschluß zu Zünften erstmals staatlich legitimiert.

Ebenso erlaubte er 1176 den Tuchhändlern aus dem Magdeburger Umland, ihre Produkte in der Stadt zu lagern und abzusetzen. In dem entsprechenden Privileg heißt es:

"Ne per ignorantiam vel propter diuturna temporis curricula subscripta nostra dispositio possit irritari ... constituimus et observari volumus ut in curia quae ecclesiae S. Joannis in monte pertinet et foro civitatis Magdeburgensis commode adjacet mercatores de burch et reliqui transalbini mercatores et negotiatores, qui venalia in pannis seu in aliis hujusmodi rebus in civitatem afferunt, se recipiant et, res suas in domo ipsius curiae vendant, congrua aedificiorum commoditate eis disposita in eadem curia." (227)

Der Hintergrund für diese Entscheidung ist vornehmlich darin zu sehen, daß Magdeburg zur Zeit Wichmanns begann, neben den sehr krisenanfälligen Agrarprodukten wollene Tuche zu exportieren, die sich in ihrer Qualität zwar nicht mit den flandrischen messen konnten, dafür aber billiger waren. Da sie meist außerhalb der Stadt, zum Beispiel in Burg (nordöstlich von Magdeburg an der Ihle gelegen) hergestellt wurden, fungierten Magdeburger Kaufleute vor allem als Zwischenhändler, die die Waren aufkauften und weiterversandten. Dazu war es notwendig, den auswärtigen Produzenten in der Stadt selbst einen so sicheren und günstigen Absatzmarkt zu bieten, daß sich für sie das Risiko, selbst Fernhandel zu treiben, als un-

227) HOFFMANN (Anm. 218), S. 507:

Übersetzung:

Damit nicht durch Unwissenheit oder wegen des lange währenden Zeitraumes unsere folgende Bestimmung ihre Gültigkeit verlieren könnte ... haben wir beschlossen und wollen, daß darauf geachtet wird, daß auf dem Platz, der zu der Kirche von St. Johannis auf dem Berge gehört und bequem beim Markt der Stadt Magdeburg liegt, die Kaufleute von Burg und die übrigen Kaufleute und Händler von jenseits der Elbe, die Tuche oder andere derartige Produkte zum Verkauf in diese Stadt bringen, sich (da) niederlassen und ihre Waren auf ebendiesem Platz verkaufen dürfen, da ebendort geeignete Gebäude zur Verfügung stehen.

gleich größer erwies. Daher stärkte Wichmanns berühmtes Tuchprivileg, zu dem auch noch die kostenlose Überlassung von 20 Verkaufsplätzen an Burger Textilkaufleute anlässlich der Mauritiusmesse hinzukam (228), nicht nur die kleinen Heimweber aus den Gebieten jenseits der Elbe, sondern gleichermaßen den Magdeburger Fernhandel, von dessen Finanzkraft umgekehrt wieder das Wohlergehen des Erzbistums abhing. Nur aufgrund dieser und ähnlicher Maßnahmen war es möglich, zweimal im Jahr den Geldwert neu festzusetzen, ohne daß dadurch die Wirtschaft des Erzbistums zusammengebrochen wäre.

Innenpolitisch vielleicht noch bedeutsamer war Wichmanns Neuordnung des Rechtswesens, weil dadurch erstmals für Magdeburg ein in sich stimmiges Stadtrecht geschaffen wurde, das Modellcharakter gewann (229). Denn mit der raschen wirtschaftlichen Entwicklung des Erzbistums hatte die Rechtssprechung nicht Schritt halten können, so daß oftmals Verzögerungen eingetreten waren, unter denen vor allem Ortsfremde zu leiden hatten. Wichmann erließ daher die Bestimmung, daß jedes zur Verhandlung anstehende Verfahren noch am gleichen Tag abzuschließen sei (230). Ferner verkürzte er die Prozeßdauer dadurch, daß er Störungen und Verzögerungstaktiken vor Gericht unter Strafe stellte. Damit sollten lange Verhandlungen abgekürzt und die Rechtssprechung effizienter gestaltet werden, wovon besonders diejenigen profitierten, die als Kaufleute von Markt zu Markt zogen und für die lange Wartezeiten oftmals mit schweren geschäftlichen Verlusten verknüpft waren. Außerdem verringerte er durch die Abschaffung der "vare", das heißt jener Repressalien, mit denen Verstöße gegen die strengen Verfahrensregeln vor Gericht geahndet wurden, die Gefahren, die mit der Führung eines Prozesses verbunden waren. Denn die alte Regelung bevorzugte eindeutig jene kleine Schicht von Gesetzeskundigen, die die bei Gericht üblichen Verfahrensweisen kannte, während sich die Mehrzahl der Bevölkerung im Dickicht formaler Bestimmungen verding und kaum eine Möglichkeit hatte, einen Prozeß erfolgreich

228) HOFFMANN (Anm. 218), S. 137.

229) So wurde das Magdeburger Stadtrecht bereits vor 1156 von Halle übernommen; es folgten Stendal (1160), Leipzig (zwischen 1156 und 1190) und der Deutsche Ordensstaat (1233).

Vgl. dazu WESTERMANNs Atlas zur Weltgeschichte (Anm. 217), S. 75

und THIEME, Die Magdeburger und Kulmer Stadtrechte im deutschen Osten; in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit, 1971, S. 144 - 59.

230) ISRAEL/MÖLLENBERG (Hgg), Urkundenbuch des Erzstifts Magdeburg I, 1937, S. 421.

durchzustehen. Schon in den siebziger Jahren hatte Wichmann dieses Privileg vielerorts den neu entstandenen ostelbischen Kolonistensiedlungen als besondere Vergünstigung verliehen, für Magdeburg aber selbst damit bis 1188 gewartet. Das legt die Vermutung nahe, daß es im Erzbistum einflußreiche Gruppierungen gab, die vor so tiefgreifenden Reformen zurückschreckten, weil sie um ihre eigene soziale Vorrangstellung fürchteten, während andererseits wirtschaftlich potente Stadtbürgerkreise immer mehr Rechte verlangten. Dieses Kräfteverhältnis zwang den Erzbischof immer wieder dazu, den Ansprüchen beider Gruppen Rechnung zu tragen, da er vor allem in seiner Finanzpolitik auf ihre Unterstützung oder wenigstens stillschweigende Duldung angewiesen war.

Wichmanns zweites großes Betätigungsfeld war die Reichspolitik, für die sich nach Adalbert von Trier (968 - 981) und Giselher (981 - 1004) Magdeburger Erzbischöfe kaum mehr interessiert hatten, wenn es sich nicht gerade um Kriegszüge gegen östliche Nachbarn handelte. Wichmann aber war bereits vor seiner Wahl zum Erzbischof als engagierter Parteigänger der Staufer bekannt, so daß Friedrich I. für seine Inthronisation sogar einen weiteren Konflikt mit dem Papst in Kauf genommen hatte. Dennoch versuchte Wichmann, sein Territorium aus dem staufisch-welfischen Machtkampf weitgehend herauszuhalten, weil er die militärische Überlegenheit Heinrichs des Löwen in Norddeutschland fürchtete. Daher beteiligte er sich nur dann an kriegerischen Aktionen der Staufer, wenn konkrete Magdeburger Interessen (zum Beispiel Haldensleben) auf dem Spiel standen, während er sonst bemüht war, offene Konflikte durch direkte Verhandlungen beizulegen (231).

Damit ist die Richtung künftiger Magdeburger Reichspolitik, wie sie in letzter Konsequenz später von Albrecht von Kefernburg praktiziert wurde, bereits durch Wichmann vorgezeichnet. So mußten welfische Großmachtpläne jeder Art zwangsläufig auf den Widerstand Magdeburgs stoßen, weil dadurch alle westlichen Besitzungen oder gar die eigene Reichsunmittelbarkeit gefährdet wurden. Daher tendierten die Erzbischöfe in der Folgezeit immer mehr dazu, im Konfliktfall die Partei der (ungefährlich weit entfernten) Staufer zu ergreifen, um bei ihnen vor der Übermacht der Welfen Schutz zu finden. Wichmann selbst war, bei aller Stauferfreundlichkeit, nur ungern aus dem Stadium einer wohlwollenden Neutralität herausgetreten, damit er dann um so leichter als Vermittler und Friedensstifter auftreten konnte. Denn auch ein besiegter Welfe mit verminderter Machtfülle stellte für das gegenüber dem welfischen Machtbereich ungleich kleinere Erzbistum immer noch eine Gefahr dar. Diese Zurückhaltung verhinderte, daß Magdeburg zum Aufmarschgebiet feindlicher Truppen wurde.

231) CLAUDE II (Anm. 220), S. 148 - 161.

Darüber hinaus war Wichmann bestrebt, den Konflikt zu lokalisieren, indem er zwischen Heinrich dem Löwen auf der einen und Bischof Ulrich von Halberstadt, Otto von Meißen und Anhalt auf der anderen Seite einen Waffenstillstand aushandelte und wenig später den Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg, der bereits tief in welfisches Territorium eingedrungen war, zum Rückzug veranlaßte. Auch sein Angebot, den Zwist auf einem Reichstag in Magdeburg beizulegen, macht deutlich, wie viel ihm an einer friedlichen Lösung der Auseinandersetzungen gelegen war. Sie allein bot die Möglichkeit, sich beide Kontrahenten zu verpflichten. So hatte er Magdeburg, das aufgrund seiner vielfältigen Handelsbeziehungen von politischen Krisen in jedem Fall hart getroffen wurde, wenigstens weitgehend direkt aus dem Machtkampf zwischen Staufern und Welfen heraushalten können, ohne damit einen der unmittelbar Beteiligten vor den Kopf zu stoßen.

Im Gegensatz dazu stellte sich Wichmanns Nachfolger Ludolf vom ersten Augenblick an entschieden auf die Seite der Stauer, als er sich nach der Doppelwahl sofort für Philipp von Schwaben erklärte (232). Magdeburg war damit endgültig in den staufisch-welfischen Thronstreit verwickelt.

Dieser knappe Überblick, der nur in groben Zügen die Magdeburger Bistums-geschichte vom 10. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts skizzieren kann, mag als Hintergrundinformation ausreichen, um später die Politik Albrechts von Kefernburg zu verdeutlichen. Dieser versuchte im Spannungsfeld der Machtkämpfe des beginnenden 13. Jahrhunderts, Wichmanns Reichspolitik fortzuführen und auszubauen, allerdings ohne nachhaltigen Erfolg. Für Odo 'Ernestus' hingegen sind Albrechts Großmachtpläne, wie noch auszuführen sein wird, von so entscheidender Bedeutung, daß auf ihnen die Interpretation des gesamten Textes fußt. Es empfiehlt sich jedoch, der Deutung des 'Herzog Ernst E' einige kurze Bemerkungen zur kulturellen Situation in Magdeburg voranzustellen, um im Anschluß daran jenes eigenartige Neben- und Ineinander von Politik und Poesie bei Odo zu erklären und eine Antwort auf die Frage nach dem Stellenwert der Kunst am Hofe Albrechts von Kefernburg zu versuchen. Da Kunst in Magdeburg bis ins 12. Jahrhundert fast durchwegs nur als Literatur auftritt, erscheint es legitim, den kulturgeschichtlichen Überblick weitgehend auf sie zu konzentrieren.

232) Er ist der Erzbischof der "Magdeburger Weihnacht" (vgl. Walther von der Vogelweide 19, 5 ff; Magdeburger Schöppenchronik (Anm. 136), S. 124 - jedoch mit falscher Jahreszahl).

Wie oben erwähnt, waren die ersten Mönche des Mauritius-Klosters aus dem Trierer Benediktinerstift St. Maximin gekommen. Unter ihnen befanden sich Adalbert (ab 968 Erzbischof in Magdeburg) und Anno, der wenig später Bischof von Worms wurde. Aus dem Kloster Reichenau war Othwin, ab 954 Bischof von Hildesheim, nach Magdeburg übersiedelt (233). Sie alle hatten bereits in ihren Heimatkloöstern wichtige Funktionen innegehabt und waren auf besonderen Wunsch des Kaisers an die Elbe gezogen. Daran wird deutlich, welch großes Interesse Otto daran hatte, das von ihm gestiftete Mauritius-Kloster mit Mönchen zu besetzen, die den kommenden Aufgaben gewachsen schienen. Diese bestanden zum einen in der Unterweisung und Aussendung von Missionaren, zum anderen in der Ausbildung jener notarii, wie sie von der kaiserlichen Kanzlei in großer Zahl benötigt wurden. Ihre Tätigkeit am Hofe Ottos ist seit den vierziger Jahren des 10. Jahrhunderts nachweisbar (234).

Die durch die Lehrtätigkeit Adalberts von Trier inzwischen überregional bekannte Klosterschule wurde 968 mit der Erhebung Magdeburgs zum Erzbistum in eine Domschule umgewandelt. Ihr Leiter Ohtrich galt bereits zum damaligen Zeitpunkt als einer der führenden Gelehrten in Europa. Er war gegen 950 nach Magdeburg gekommen und hatte dort trotz großer Meinungsverschiedenheiten mit dem Erzbischof Adalbert (235) seit 968 zehn Jahre lang mit großem Erfolg unterrichtet. Anschließend trat er als Hofkaplan in die Dienste Ottos II., blieb aber weiter wissenschaftlich tätig, wie seine Disputation mit Gerbert von Aurillac (ab 999 Papst Silvester II.) in Ravenna zeigt, in der er freilich unterlag (236). Dennoch beurteilt Thietmar von Merseburg, trotz stets latent vorhandener Kritik an seinem Ehr-

233) CLAUDE I (Anm. 209), S. 38 f.

234) UHLIRZ, Geschichte des Erzbistums Magdeburg unter den Kaisern aus sächsischem Hause, 1887; hier: S. 78 ff.

235) So Thietmar von Merseburg, Chronicon III, 12.

236) Dazu:

MÖLLENBERG, Aus dem geistigen Leben der Stadt Magdeburg im Mittelalter, Neujahrsblätter 42/1918; hier: S. 16 f.;

SPECHT, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, 1885; hier: S. 351 - 53;

CLAUDE I (Anm. 209), S. 126 - 128.

Auch Ohtrichs Disputationsgegner Gerbert hat sich, Thietmar von Merseburg zufolge, zeitweise in Magdeburg aufgehalten und dort astronomische Studien betrieben (Chronicon VI, 100).

geiz (ambitio; III, 15) Ohtrichs Fähigkeiten insgesamt sehr positiv, wenn er sagt, daß es nach seinem Tode niemanden gab, der ihm an Weisheit und Beredsamkeit ebenbürtig war:

"non ullam sapientia atque facundia sibi relin-
quens similem" (237).

Seine Nachfolger als Leiter der Domschule, Ekkehard (der Rote), Geddo und Meginfried, sind in diesem Zusammenhang von weniger großer Bedeutung, obwohl letzterer als Neubearbeiter der Emmeram-Legende des Freisinger Bischofs Aribio auch literarisch tätig gewesen ist (238). Umso wichtiger sind jedoch einige ihrer Schüler: Adalbert von Prag, Brun von Querfurt und Thietmar von Merseburg, der Verfasser der schon mehrfach zitierten Chronik. Er ist das Paradebeispiel, wenn auf den hohen Stand der Magdeburger Domschule im 10. Jahrhundert verwiesen wird. Wie Brun von Querfurt hatte er bei Ekkehard und dem "philosophus" Geddo (Chronicon VI, 94) studiert. Während aber Brun sich anschließend in den Dienst Ottos III. begab, blieb Thietmar in Magdeburg, um Mitglied des Domkapitels zu werden. Durch dessen Unterstützung avancierte er kurze Zeit später zum Propst seines Heimatstiftes Walbeck (239). Von daher scheint es zweifelhaft, daß er dem damaligen Erzbischof Giselher wirklich so reserviert gegenüberstand, wie er das in seiner 'Chronik' glaubhaft machen will. Denn als Thietmar zwischen 1012 und 1015 sein Geschichtswerk schreibt, ist er Bischof der eben erst restaurierten Diözese Merseburg, die Giselher 981 aufgehoben und Halberstadt unterstellt hatte. Zudem war in Magdeburg eine politische Kurswende erfolgt, da der mit der Unterstützung Heinrichs II. gewählte Erzbischof Tagino als Gegner der Politik seines Vorgängers galt. Deshalb ist Thietmars Darstellung in diesem Punkt wohl nur bedingt glaubwürdig.

-
- 237) Zitiert nach HOLTZMANN (Hg), Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung, MGH SS rer. Germ. nova series IX, 1935.

Übersetzung:

... und hinterließ niemanden, der ihm an Weisheit und Beredsamkeit ebenbürtig war (Chronicon, III, 15).

- 238) SPECHT (Anm. 236), S. 353.

- 239) Zu Person und Werk Thietmars vgl.:

TRILLMICH, Thietmar von Merseburg, Chronik, 1957,
Einleitung S. IX - XXVIII;

LANGOSCH, VL 4, 1953, Sp. 433 - 442.

In seinem 'Chronicon' beschreibt Thietmar die wechselhaften Geschehnisse des Bistums Merseburg von der Gründung bis zur eigenen Gegenwart. Wahrscheinlich wollte er auf diese Weise das Interesse der Öffentlichkeit an der "Merseburger Frage" wachhalten; das Bistum hatte 1004 zwar seine Souveränität zurückerhalten, war aber nicht in seinen alten Grenzen restauriert worden. Daher war es seine Absicht, durch sein Geschichtswerk an Merseburgs früheren Glanz und seine Bedeutung zu erinnern, in der freilich vergeblichen Hoffnung, damit den Bischof von Meißen und den Nachfolger Taginos Gero von Wodenswegen zur Rückgabe aller ehemals Merseburger Besitzungen zu veranlassen.

Da Thietmar seinen eigenen Worten zufolge (Prolog I, 14 f.) kaum auf geschriebene Quellen zurückgreifen konnte und sich in der Hauptsache auf mündliche Augenzeugenberichte und eigene Erlebnisse stützte, ist es nicht weiter verwunderlich, daß die Frühgeschichte Merseburgs recht kurz ausfällt und häufig zur allgemeinen Darstellung der historischen Ereignisse dieser Zeit erweitert wird. Das führt zu einem mehrschichtigen Nebeneinander von Reichs-, Bistums- und Personalgeschichte, dessen innere Struktur eine Vielzahl interessanter Fragen aufgibt. Aber meine Ausführungen haben sich darauf zu beschränken, wie weit Thietmar in der Art seiner Darstellung und in seiner Ausdrucksweise lateinischen Vorbildern, wie er sie im Schulunterricht und durch eigene Lektüre kennengelernt haben könnte, verpflichtet ist, um an seinen Kenntnissen und Interessen Grad und Art seiner Ausbildung in Magdeburg abzulesen.

Schon die flüchtige Durchsicht der 'Chronik' macht deutlich, daß ihr Autor außer der (Prae?)Vulgata (zum Beispiel Prolog I, 22; I, 12 f. usw.) vor allem Horaz (I, 1; I, 8), Vergil (I, 10; IV, 17), Lucan (II, 32; VII, 13) und Gregor d. Großen (I, 1; I, 14) gekannt und benützt hat. Darüber hinaus hat er - den Nachweisen WERNER TRILLMICHs zufolge - auch Ovid, Persius, Terenz, Statius, Martial, Juvenal, Macrobius, die 'Disticha Catonis', Prudentius, Augustin und Isidor von Sevilla gelesen und in seine Darstellung eingearbeitet.

Thietmars eigene Worte scheinen dieser Aufzählung zu widersprechen. So heißt es im Prolog zum 1. Buch:

I, 6 - 8: Hec [scil. scripta] non ornatu splendent dictaminis ullo,
Sed tantum plano percurrunt ordine campo
Saxonie regum vitam moresque piorum ... (240)

240) Übersetzung:

Diese (Schriften) erglänzen nicht in einem sonstwie gearteten Ornat der Rhetorik, sondern durchlaufen ganz schlicht der chronologischen Abfolge gemäß Leben und Persönlichkeit der frommen Könige Sachsens ...

Aber jene Aussage entpuppt sich bei näherem Hinsehen als eine jener Bescheidenheitsfloskeln, mit denen man nur umso deutlicher auf rhetorische Verzierungen aufmerksam zu machen pflegt. So gliedert sich das 'Chronicon' deutlich erkennbar in zwei große Abschnitte, die die Bücher I - IV und V - VIII umfassen. In beiden Teilen sind jeweils die drei ersten Bücher mit einem Versprolog eingeleitet; nur die Bücher IV und VIII setzen unmittelbar mit dem Fortgang der Handlung ein. Der Inhalt bestärkt diese Gliederung, da der 2. Teil ausschließlich Heinrich II. gewidmet ist, nachdem Thietmar in jedem Buch des 1. Teiles die Regierungszeit jeweils eines Kaisers abschließend behandelt hatte (241). Damit dieses Ordnungsprinzip auch erkannt wird, hat der Autor die Bücher IV und V durch eine deutliche Zäsur voneinander abgesetzt; der 1. Teil schließt mit einigen Nachträgen und einer kritischen Selbstdarstellung des Verfassers, während Buch V deshalb umso kontrastreicher mit einem versifizierten Panegyrikus auf Heinrich II. beginnt, in dem im Vorgriff auf die folgenden Ausführungen dessen Regierungszeit gewürdigt wird. Thietmars Kompositionstechnik darf daher nicht mit der Bemerkung abgetan werden, daß

"das Werk im Ganzen seinem Inhalt nach buntscheckig, oft zusammenhangslos, z. T. sogar widerspruchsvoll" (242)

sei, auch wenn der Autor selbst sich nicht ausdrücklich zu seinen Ordnungsprinzipien bekennt.

Eine gewisse Stilisierungsabsicht kann deshalb nicht geleugnet werden. Dafür spricht nicht nur die umrißhaft skizzierte Großgliederung des Werkes, sondern vor allem die oben zusammengestellte Liste zitierter Autoren. Sie unterscheidet sich nur wenig von jener Aufzählung der Schulschriftsteller, die eine knappe Generation vorher Walther von Speyer überliefert hat (243); fehlen bei Thietmar die *Ilias latina*, Martianus Capella und Boethius, so finden sich dafür Ovid, Martial und Macrobius. Demzufolge scheint Thietmars Bildung seine immer wieder eingestreuten lobenden Worte über die Magdeburger Domschule in jeder Weise zu bestätigen.

Mit Bruno Saxonicus (Bruno von Magdeburg, Bruno von Merseburg) ist ein weiterer, in lateinischer Sprache schreibender Autor bekannt, der sich wenigstens zeitweise am erzbischöflichen Hof in Magdeburg aufgehalten hat.

241) Buch I: Heinrich I.; Buch II: Otto I.; Buch III: Otto II.;
Buch IV: Otto III.

242) LANGOSCH (Anm. 239), Sp. 438.

243) Zitiert bei CURTIUS (Anm. 97), S. 58 f.

Wann und wie er dorthin gekommen war, ist unbekannt, doch muß er spätestens seit 1074 zum Gefolge des Erzbischofs Werner von Steußlingen (1063 - 1078) gehört haben. Denn in Kapitel 38 seines Werkes über den Sachsenkrieg (*De bello Saxonico*) berichtet er, daß Kaiser Heinrich IV. versucht habe, den Erzbischof zu vergiften, daß jener aber dank seiner Umsicht dem Mordanschlag entgangen sei, indem er das Mittel zuerst an einem jungen Hund (*catulus*) habe erproben lassen:

"eumque sine mora mori vidimus et, quia episcopus talem medicinam non gustaverat, laetati sumus" (244).

Diese Stelle ist aufgrund des Kontextes sicher auf 1074 datierbar. Außerdem hat Bruno in seine Darstellung mehrfach Briefe aufgenommen, deren Wortlaut teilweise auch aus anderen Quellen bekannt ist. Das läßt, in Verbindung mit der soeben zitierten Passage, die Vermutung zu, daß er als Angehöriger der erzbischöflichen Kanzlei Zugang zur Korrespondenz seines Landesherrn hatte und sich dort von wichtigen Schreiben Abschriften oder wenigstens Exzerpte anfertigen konnte (245). Sie hat er später tendenziös verändert und in sein Geschichtswerk eingebaut, um dadurch das Verhalten der Akteure zu illustrieren. Lediglich zehn der insgesamt 33 Briefe sind anderwärts nicht nachweisbar, so daß es sich bei ihnen um Fiktionen handeln könnte.

Im '*Bellum Saxonicum*', das 1082 für den Bischof Werner von Merseburg verfaßt wurde, gibt Bruno eine sehr einseitige Darstellung der Sachsenkämpfe Heinrichs IV. im Investiturstreit. Fast alle geistlichen Fürsten hatten in dieser Auseinandersetzung die Position des Papstes eingenommen. Daher erscheint der Kaiser bei Bruno als grausamer und zügelloser Tyrann, der die angestammten und letztlich Christus zurückgehenden Rechte des Papstes schmälern will und dem man sich deshalb zu widersetzen habe. Höhepunkt und Schluß der Darstellung ist deshalb die Krönung des Gegenkönigs Hermann von Salm (26. Dezember 1081).

-
- 244) Zitiert nach: LOHMANN (Hg), Brunos Buch vom Sachsenkrieg, MGH Bd. 2 (*Deutsches Mittelalter*), 1937.

Übersetzung:

Diesen sahen wir unverzüglich eingehen und waren froh, weil der Erzbischof ein solches "Heilmittel" nicht zu sich genommen hatte.

- 245) So im Prinzip auch LOHMANN (Anm. 244), Einleitung: S. 4, doch bleibt seine Vermutung, Bruno habe ein von ihm "nach sachlichen Gesichtspunkten angelegtes Brief- und Formelbuch benutzt" (S. 4), unbeweisbar.

Mit der 'Chronik' Thietmars von Merseburg verglichen ist Brunos Werk weit weniger "literarisiert": Horaz ist insgesamt dreimal zitiert (cap. 1, 5 und 59), Sallust einmal (cap. 25), Lucan (cap. 108) ebenfalls einmal. Dafür aber zähle ich 73 Bibelzitate, davon allerdings 60 innerhalb der Briefe. Da jedoch die Kenntnis der Heiligen Schrift bei einem gebildeten Kleriker vorausgesetzt werden darf, bleiben als Beweise für Brunos literarische Bildung nur die fünf oben angeführten antiken Belege, die aber keineswegs eine über die normale Schulpraxis hinausgehende Beschäftigung mit diesen Autoren verraten. Dennoch kann daraus nicht abgeleitet werden, daß Bruno Saxonius weniger belesen war als vor ihm Thietmar von Merseburg, da die unterschiedliche Intention ihrer Schriften ihre unterschiedliche Darstellungsweise bedingt. So hatte zwar auch Thietmar ein konkretes politisches Anliegen, wenn er schreibt:

I, 1: " ... Merseburgensis seriem civitatis
olim longe lateque cluentem, nunc autem
oblivionis senio caligantem fervens reterege ..." (246)

doch ist seine Darstellung retrospektiv-verklärend, während Bruno mit seinem Buch die Rebellion der Sachsen gegen den rechtmäßigen Kaiser Heinrich IV. und die Wahl eines Gegenkönigs zu rechtfertigen versucht. Schon die antike Rhetorik hat hier genau differenziert: wenn ein Werk dem Preis vergangener Größe gilt, ist Redeschmuck geradezu zwingend vorgeschrieben, um durch den Stil inhaltliche Aussagen zu untermauern, doch

"insoweit der Inhalt Tatsachenmitteilung ist,
darf Schmuck nur sparsam verwendet werden, damit
der Eindruck nüchterner und daher überzeugender
Darstellung hervorgerufen wird" (247).

Es spricht gerade für Brunos rhetorische Kenntnisse, daß er diesem Unterschied Rechnung trägt und auf fast jede Form literarischer Stilisierung verzichtet. Einzig Bibelzitate können in nahezu unbegrenzter Zahl eingeflochten werden, da sie entweder als Begründung für das eigene Handeln angeführt oder infolge ihres weit auslegbaren "Wahrheitsgehaltes" als Waffe gegen den politischen Gegner benutzt werden können. Daher sind 'Chronik' und 'Bellum Saxonicum' letzten Endes nur schwer miteinander vergleichbar.

246) Übersetzung:

... daß er die vom Schatten der Vergessenheit verdunkelte Geschichte der einst weit und breit berühmten Stadt Merseburg wieder freilegen wolle ...

247) EISENHUT, Einführung in die antike Rhetorik und ihre Geschichte, 1974, S. 83 f.

Neben der Domschule ist als weiterer Ort geistlicher Ausbildung das Kloster St. Johannis Baptistae auf dem Berge (kurz "Kloster Berge") zu nennen. Dieses mußte, wie schon erwähnt, 968 eingerichtet werden, um für die Mönche des Mauritius-Klosters, soweit sie nicht im Domkapitel untergebracht werden konnten, eine neue Unterkunft zu schaffen (248). Trotzdem scheint es bereits 987 recht angesehen gewesen zu sein, da sich Thietmars Vater Siegfried von Walbeck dort vergeblich um die Aufnahme seines Sohnes bemüht hatte (Chronicon IV, 16). Ob diese autobiographische Notiz Thietmars aber gleich zu der Behauptung berechtigt, daß

"das Kloster Berge ... in der ersten Zeit
seines Bestehens ein bedeutendes Bildungs-
zentrum gewesen" (249)

sei, ist äußerst fraglich, solange weitere Nachrichten fehlen (250). Nicht einmal die Existenz einer eigenen Bibliothek ist für diese Zeit nachweisbar. So berichtet zwar Thietmar von Merseburg, daß bei einem Brand im Jahre 1017 der größte Teil des Klosterschatzes gerettet werden konnte (251), doch ist damit nicht gesagt, daß dazu auch Bücher gehörten, wie

248) Dazu CLAUDE II (Anm. 220), S. 291 - 317;

RÖMER, Das Kloster Berge bei Magdeburg und seine Dörfer
968 - 1565, 1970.

249) CLAUDE II (Anm. 220), S. 314.

250) CLAUDE verweist in diesem Zusammenhang auf Thietmar von Merseburg als den wichtigsten Gewährsmann für die hohe kulturelle Bedeutung des Klosters Berge (S. 314); ich habe jedoch mit Ausnahme der angeführten Stelle (Chronicon IV, 16) hierfür keinen Beleg finden können.

251) Chronicon VII, 58; Et cum tale periculum omnes evaderent, unum ex hiis causa sacerdotalem eripiendi apparatus subito regressum et in medio ignis peccata suimet confidentem perdiderunt. Huius nomen erat Hemico ... de cuius avaris faucibus divina pietas et confluentium summa devotio omnes sanctorum reliquias et maximam thesauri partem eripuit.

Übersetzung:

Und obgleich alle dieser Gefahr entronnen waren, verloren sie dennoch einen der ihren, weil er, um die Meßgeräte zu retten, plötzlich umgekehrt war. Er hat aber mitten im Feuer seine Sünden gebeichtet. Sein Name war Hemiko ... Aber die göttliche Gnade und die höchste Frömmigkeit aller, die dort zusammengeströmt waren, riß alle Reliquien der Heiligen und den größten Teil des Klosterschatzes aus dem gierigen Schlund des Feuers heraus.

DIETRICH CLAUDE mit größter Selbstverständlichkeit annimmt (252). Ebensogut kann sich Thietmars Bemerkung auf den kurz vorher erwähnten "sacerdotalem apparatus", also die zum Gottesdienst notwendigen Gerätschaften beziehen, bei deren Rettung ein Mönch namens Hemico ums Leben gekommen war. Auch der immer wieder als Kronzeuge für den hohen Stellenwert geistiger Betätigung im Kloster Berge angeführte Sallust-Codex s (253) konnte sich zu diesem Zeitpunkt gar nicht unter den geretteten Gegenständen befinden, weil er nach Ansicht des wohl besten Kenners der Sallust-Überlieferung, ALFONS KURFESS, erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts entstanden ist (254). Damit entfällt aufgrund der Überlieferungslage jede Möglichkeit, über die Bedeutung des Johannes-Klosters als Schulzentrum eine Aussage zu treffen. Auch die ersten Zeugnisse literarischer Tätigkeit in Berge, die rund hundert Jahre später anzusetzen sind, lassen kaum eine Aussage über den Bildungsstand in diesem Kloster zu, da lediglich eine Handschrift mit der Weltchronik Ekkehards von Aura (gest. 1125) um verschiedene Eintragungen über aktuelle Ereignisse erweitert wurde. Immerhin zeigt sich aber auch hierin ein gewisses Interesse an lateinischer Prosa-Historiographie. Diese scheint bis zum 12. Jahrhundert in Magdeburg und seiner näheren Umgebung die einzig ernsthaft betriebene Literaturgattung gewesen zu sein, was auch durch die Einzelviten verschiedener Erzbischöfe, die 'Magdeburger Annalen' und die ebenfalls dort entstandenen 'Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium' (255) bestätigt wird.

Damit wird mit Odos 'Herzog Ernst'-Epos erstmals eine neue Form literarischen Schaffens im Erzbistum nachweisbar, die sich von der bis dahin kontinuierlich betriebenen Prosa-Geschichtsschreibung grundlegend unterscheidet. Dies dürfte neben anderen Ursachen, über die später noch zu sprechen sein wird, auch an der Person Albrechts von Kefernburg gelegen haben. Denn die bisher angeführten Texte haben bei aller Verschiedenheit doch eines gemeinsam: keiner von ihnen ist direkt am erzbischöflichen Hof in Magdeburg entstanden, so daß dieser, trotz hervorragender Ausbildungsmöglichkeiten an der Domschule, niemals als Literatur- oder Kulturzentrum eine Rolle gespielt hat. Daher haben dort lebende oder von dort kommende Autoren auch nie für einen Magdeburger Erzbischof ge-

252) CLAUDE II (Anm. 220), S. 315, Anmerkung 213.

253) Ibid., S. 315.

254) Ursprünglich Stadtbibliothek Leipzig, Cod. nr. 40.

Vgl. dazu: KURFESS (Hg), C. Sallusti Cripsi Catilina, Iugurtha, Fragmenta Ampliora, 1972, Praefatio.

255) Siehe Anmerkung 220.

schrieben: Thietmar widmet sein 'Chronicon' seinem Bruder Siegfried, seit 1009 Abt des Klosters Berge, und Bruno Saxonius schreibt für den Merseburger Bischof Werner und nicht für Hartwig von Spanheim, den Nachfolger Werners von Steußlingen. Die so entstehende Literatur muß sich infolge des fehlenden Bezuges auf einen kulturellen Mittelpunkt schon von daher in wesentlichen Punkten von Odos 'Ernestus' unterscheiden. Als Albrecht II. Anfang des 13. Jahrhunderts für sich ein lateinisches Hexameter-Epos schreiben ließ, hatte sich die kulturelle Situation in Magdeburg vollkommen geändert. Die ursprünglich blühende Domschule hatte in dem Maße an Ansehen verloren als auch Magdeburgs Bedeutung für die Politik der deutschen Kaiser zurückgegangen war. Zum anderen hatte der Westen Europas seine seit der Spätantike vorhandene Vormachtstellung auf kulturellem Sektor weiter gefestigt und ausgebaut. Das daraus resultierende Bildungsgefälle bewirkte nicht nur die allgemeine kulturelle Überlegenheit des Westens, sondern ließ auch befähigte Leute aus dem Osten abwandern, weil sie sich am Rhein oder in Frankreich aufgrund einer besseren Ausbildung größere Aussichten auf eine Karriere versprachen. Dadurch wurde jenes Bildungsgefälle weiter verstärkt, der Osten und damit auch Magdeburg erscheinen immer mehr als Kulturprovinz. Wenn dennoch auch dort gelegentlich Auftragsdichtungen vergeben wurden, dann meist von Leuten wie Albrecht von Kefernburg, die selbst westliche Schulen besucht hatten und sich an den künstlerisch verbindlichen Normen des kulturell höher entwickelten Gebietes orientierten. Dies mag auch - im Vorgriff auf die folgenden Kapitel - eine Teilerklärung dafür sein, warum Albrecht II. den neuen Dom nach dem Vorbild der gotischen Kathedralen in Frankreich erbauen ließ, und warum Odo als Stilvorlage für seinen 'Herzog Ernst' mit der 'Alexandreis' Walthers von Châtillon ein mittellateinisches Epos französischer Provenienz wählte.

II) Albrecht von Kefernburg

Im Jahre 1205 übernahm Albrecht II. als Nachfolger Ludolfs und 18. Erzbischof seit der Gründung der Erzdiözese die Magdeburger Kirchenprovinz, der er bis zu seinem Tode am 15. Oktober 1232 vorstand. In seinen 27 Regierungsjahren verstand er es, entscheidenden Einfluß auf die Politik dreier Regenten (Philipp von Schwaben, Otto IV. und Friedrich II.) zu nehmen und trotz der untergeordneten Stellung Magdeburgs im Reich zeitweilig zum einflußreichsten Territorialfürsten zu avancieren (256). Diese Karriere ist umso erstaunlicher, als er aufgrund seiner Herkunft kaum Aussicht hatte, jemals zu den wichtigsten kaiserlichen Ratgebern zu gehören. Sein Vater war der relativ mittellose Graf Günther von Kefernburg, der erst durch seine zweite Ehe mit der Erbgräfin Adelheid von Hallermund zu größerem Landbesitz gekommen war. Albrecht aber entstammte der ersten Ehe mit einer sonst unbekannten Gräfin Agnes von Saarbrücken und war als dritter und jüngster Sohn dieser Verbindung von Anfang an ohne Hoffnung auf das väterliche Erbe gewesen. Daher blieb ihm - sehr zu seinem Leidwesen, wie die Schöppenchronik berichtet (257) - nur der geistliche Beruf. Er besuchte zunächst wie vor ihm Rainald von Dassel die zu dieser Zeit hochberühmte Hildesheimer Domschule und wurde dort über seinen Schwager

256) Zur Person Albrechts II. siehe:

VON ARNSTEDT, Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg vor seiner Erwählung, Geschichtsblätter 4/1869, S. 1 - 10;

DERS.: Über die Herkunft der Magdeburger Erzbischöfe Albrecht II. (1205 - 1232) und Wilbrand (1235 - 1253), zugleich als Beitrag zur Genealogie der Grafen von Kevernburg, von Hallermund, von Wassel, von Ratzeburg, von Oldenburg und von Saarbrücken, Geschichtsblätter 5/1870, S. 21 - 67;

GREISCHEL (Anm. 135);

MÖLLENBERG (Anm. 236);

SCHÄFERS, Personal- und Amtsdaten der Magdeburger Erzbischöfe (968 - 1503), 1908;

SCHMIDT, Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg, Geschichtsblätter 16/1881, S. 1 - 33 und 105 - 156;

SILBERBORTH, Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg, Geschichtsblätter 45/1910, S. 110 - 232;

WINTER, Erzbischof Albrecht II. bis zu seiner Erwählung und Bestätigung, Geschichtsblätter 4/1869, S. 183 - 92.

257) Magdeburger Schöppenchronik (Anm. 136), S. 129.

Gernard von Querfurt mit dessen Bruder Bruno, dem damaligen Bischof von Hildesheim, bekannt, der ebenfalls aus jener Domschule hervorgegangen war. Durch dessen Vermittlung fand er spätestens im Jahre 1200 Aufnahme ins Magdeburger Domkapitel. Dennoch siedelte Albrecht nicht nach Magdeburg über, sondern begab sich noch im gleichen Jahr nach Paris, um an der angesehensten Hochschule des Abendlandes seine theologische Ausbildung zu vervollkommen. Die Magdeburger Dompräbende scheint lediglich dazu gedient zu haben, den Fortgang seiner Studien finanziell zu sichern. Den gleichen Zweck dürfte auch die Übernahme einer Dompropstei am Mainzer Stift S. Maria ad gradus, die er kurze Zeit später durch Vermittlung Papst Innozenz³ III. erhalten hatte, erfüllt haben, da Albrecht sich weiterhin in Paris aufhielt.

Seine Rechte als Mainzer Dompropst scheint er allerdings nicht allzulange wahrgenommen zu haben, da er sich sofort beim Papst um eine ranggehobene, doch wahrscheinlich höher dotierte Stelle in Magdeburg bewarb, sobald er erfahren hatte, daß die seit 1197 verwaiste Propstei aufgrund der Unemigkeit im Magdeburger Domkapitel noch immer unbesetzt war. Obgleich einige der Domherren und zunächst auch Erzbischof Ludolf seiner Bewerbung ablehnend gegenüberstanden, da sie das Eingreifen des Papstes als Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten auffaßten, wurde Albrecht in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts mit dem Amt eines Magdeburger Dompropstes betraut, nicht zuletzt deshalb, weil sich der Erzbischof auf päpstliche Ermahnung hin schließlich doch noch für ihn eingesetzt hatte. Aber auch diese neue Würde hatte Albrecht nicht be-
wegen können, seine Universitätsausbildung vorzeitig abzubrechen. Denn begleitet er nunmehr nach dem Erzbischof der ranghöchste Mann im Erzbistum war, scheint er sich nur sporadisch in Magdeburg aufgehalten zu haben, was sich dem Umstand entnehmen läßt, daß er niemals als Dompropst urkundete. Statt dessen begab er sich an die Universität von Bologna und studierte dort bis zum Jahre 1205 Römisches Recht.

Angesichts der schon einmal kurz angesprochenen Verhältnisse, daß nicht einmal alle Kleriker eine Schule besucht hatten, so daß noch die Synode von Exeter (1287) ihre Mindestforderungen für die Ausübung eines geistlichen Amtes auf die Kenntnis der sieben Todsünden, das Paternoster und das Credo beschränken mußte (258), ist es einigermaßen bemerkenswert, welchen hohen Stellenwert hier einer gründlichen Ausbildung zugewiesen wird. Denn begleitet Albrecht als Dompropst eine sichere Pfründe innehatte und damit potentieller Kandidat für die Nachfolge Ludolfs war, beschränkte er sich nicht darauf, seine Stellung in Magdeburg zu sichern, sondern studierte weiterhin an den besten Universitäten Europas. Schon an seine Zeitgenossen hatte diese Bildungsbeoffenheit einen solchen

258) Dazu LEMMER, *Bildungszustände und Bildungsideen des 13. Jahrhunderts*, 1928.

Eindruck gemacht, daß der Verfasser der Magdeburger Schöppenchronik in ihr die Ursache seiner Blitzkarriere vermutete:

"de [Innozenz III.] gaf Alberto de domprovestie, wente he wol gelart was." (259)

Als am 16. August 1205 Erzbischof Ludolf starb, befand Albrecht sich noch immer in Bologna. Daß er dennoch zum neuen Erzbischof gewählt wurde, verdankte er erneut der Unentschlossenheit des Magdeburger Domkapitels. Denn als sich zeigte, daß man sich wieder nicht auf einen einzigen Kandidaten würde einigen können, zog man den stauferfreundlichen Bischof Konrad von Halberstadt zu Rate, der Albrecht von Kefernburg als Ludolfs Nachfolger ins Gespräch brachte. Von ihm konnte man einerseits erwarten, daß er die pro-staufische Politik seines Vorgängers fortsetzen, andererseits aber aufgrund seiner guten Beziehungen zu Innozenz III. diesen in seiner starren Haltung gegenüber den Staufern umzustimmen versuchen werde. Denn trotz ständiger Mißerfolge in Deutschland war noch immer Otto (IV.) der päpstliche Kandidat für den deutschen Kaiserthron, wohingegen Philipp von Schwaben zum endgültigen Erfolg nur noch das päpstliche Einverständnis fehlte. Da sich das Domkapitel mit Mehrheit dem Vorschlag anschloß, wurde Albrecht in freier Wahl, was nicht allzu häufig vorkam, zum neuen Erzbischof gewählt. Das geschah sicher vor dem 25. Februar 1206, da auf diesen Tag ein Schreiben des Papstes datiert ist, das ihn als "in archiepiscopum electus" tituliert (260). Dieser Brief ist in mehrfacher Hinsicht erwähnenswert, denn zum einen läßt sich ihm entnehmen, daß nicht alle Domherren mit Albrechts Berufung einverstanden waren, zum anderen findet sich darin die eigenartige Bemerkung, daß der Papst mit seiner Anerkennung der Wahl noch zögere, weil Albrecht kurz danach eine unüberlegte Handlung begangen habe:

"sed post electionem tuam quiddam a te inconsulte commissum." (261)

Damit ist die Frage der Investitur angesprochen, da Albrecht sich, ohne die päpstliche Inthronisation abzuwarten, unmittelbar nach seiner Wahl von Philipp die fürstlichen Machtinsignien hatte verleihen lassen. Auf diese Weise wurde er gleich zu Beginn seiner Amtszeit in den kaiserlich-päpstlichen Regalienstreit verwickelt.

Doch die Kurie hatte inzwischen selbst erkannt, daß ein allzu rigoroses Vorgehen gegen die Anhänger der Staufer, wie es noch 1201 in Köln praktiziert worden war, jetzt nicht mehr in die politische Landschaft paßte.

259) Magdeburger Schöppenchronik (Anm. 136), S. 130.

260) Zitiert nach WINTER (Anm. 256), S. 185.

261) Ibid.

Daher wurde Albrecht lediglich ermahnt und erhielt zur Auflage, selbst nach Rom zu kommen, um sich dort das Pallium zu holen. Das geschah im Herbst 1206; die Schöppenchronik berichtet darüber:

"he toch vort to Rome und quam to sunte Mauricius dage und wart van dem pawese empfangen. dar na in dem advente wart he van dem pawese prester gewiet und to cardinale gemaket to der kerken der mertelere Nerei und Achillei. dar na des sondages in des hiligen Kerstes avende wart he mit groten eren to erzebischof gewiet, und he was de erste erzebischof to Magdeborch de sik to Rome wien leit. he bleif dar eine wile und versochte, eft he dem koninge Philippo des pawes fruntschop erwerben mochte. do he des nicht konde don, he nam orlof van dem pawese." (262)

Am Schluß des Abschnittes scheint dem sonst recht zuverlässigen Chronisten diesmal eine Fehlinformation untergekommen zu sein, denn Albrechts Romfahrt war keineswegs so erfolglos, wie es hier dargestellt wird. Den Papst zu einer politischen Kehrtwendung zu veranlassen, hatte Albrecht zwar nicht erreichen können, doch wäre dieser Plan von Anfang an illusionär gewesen. Statt dessen aber konnte man sich darauf einigen, daß Innozenz zwei Gesandte nach Deutschland schickte, um Philipp vom Bann lösen zu lassen. Damit hätte einer schrittweisen, wenn auch unausgesprochenen Anerkennung des politisch und militärisch mächtigeren Staufers nichts Wesentliches mehr im Wege gestanden.

Diese Pläne zerschlugen sich jedoch mit der Ermordung Philipps von Schwaben, so daß der Staufer-Partei nur die Alternative blieb, entweder Otto als deutschen König anzuerkennen oder einen neuen Gegenkandidaten aufzustellen. Albrecht kam dieser Entscheidung zuvor, indem er sich sofort für Otto aussprach. Damit war dem staufischen Hegemonialanspruch in Norddeutschland seine politische Basis entzogen, die Wahl des Welfen zum deutschen König präjudiziert. Für Magdeburg hatte dieser rasche Entschluß des Erzbischofs eine zweifache Konsequenz, weil zum einen ein neuer, Magdeburgs Handelsinteressen erheblich störender Bürgerkrieg vermieden wurde und zum anderen sich die Möglichkeit bot, aus dieser Entscheidung entsprechenden Gewinn zu ziehen. Denn bei den kommenden Krönungsverhandlungen war Otto auf die Hilfe Albrechts von Kefernburg angewiesen. Daher versicherte er sich seiner Unterstützung, indem er großzügig auf alle territorialen und finanziellen Forderungen einging und

262) Magdeburger Schöppenchronik (Anm. 136), S. 131.

diese außerdem durch die Abtretung königlicher Privilegien ergänzte. Dafür organisierte Albrecht die Königsproklamation des Welfen auf den Fürstentagen von Halberstadt und Frankfurt. Auf diese Weise war der Magdeburger Erzbischof trotz seines früheren Engagements für Philipp von Schwaben zu einer Schlüsselfigur welfischer Politik geworden. Pfingsten 1209 war er bereits wieder so angesehen, daß er in Gegenwart des Königs den Markgrafen Dietrich von Meißen wegen des auf ihm lastenden Kirchenbannes aus dem Kölner (!) Dom weisen konnte, ohne daß Otto dagegen protestierte. Wenige Monate später arrangierte er auf dem Hoftag in Würzburg die schon einmal angesprochene Schein- Aussöhnung mit den Staufern, indem er Otto gegen dessen Willen zu der Heirat mit Philipps ältester Tochter Beatrix veranlaßte. Schließlich befand er sich im Gefolge des Königs, als dieser nach Rom zog, um sich zum Kaiser krönen zu lassen.

Doch noch in Italien brach der alte Konflikt von neuem auf, als Otto sich weigerte, die allzu weitgehenden territorialen Forderungen des Papstes zu erfüllen. Daher trennte Albrecht sich, nachdem er vorher nachdrücklich die Ansprüche Innozenz' unterstützt hatte, in Aquapendente (263) vom kaiserlichen Gefolge und kehrte nach Magdeburg zurück.

Inzwischen hatte sich in Deutschland eine neue Opposition gegen Otto gebildet, als deren Sprecher der Mainzer Erzbischof Siegfried auftrat. Da Albrecht jedoch um sein Erzbistum fürchtete, weil dieses fast vollständig von den Besitzungen der Welfen oder ihrer Bundesgenossen (Brandenburg, Sachsen) eingeschlossen war, hielt er sich zunächst noch im Hintergrund, obwohl er, wie häufige Zusammenkünfte zeigen, mit den Welfen-Gegnern sympathisierte. Deshalb dauerte es auch bis zum 2. Februar 1212, bis Albrecht nach dreimaliger Aufforderung den bereits 1210 von Innozenz ausgesprochenen Bann gegen Otto öffentlich verkündete. Sogleich zog Otto, der soeben vom sizilianischen Kriegsschauplatz nach Deutschland zurückgekehrt war, Truppen in Norddeutschland zusammen und macht Miene, Magdeburg anzugreifen. Unruhen in Bayern und Schwaben zwangen ihn jedoch, die Rache gegen das Erzstift vorerst noch aufzuschieben. Wahrscheinlich hat dies Albrechts Episkopat gerettet, denn ein Angriff des Kaisers hätte katastrophale Folgen gehabt. Selbst unter seinen eigenen Lehensleuten war seine papsttreue Politik auf Widerstand gestoßen und hatte vielfach zu offener Empörung geführt (Erich von Wanzleben, Walter von Barby, Friedrich und Wilhelm von Emersleben). Daher stand zeitweilig nur noch die Stadt Magdeburg selbst hinter dem Erzbischof, so daß

263) Dazu die Magdeburger Schöppenchronik (Anm. 136), S. 134:

"in der weddervart to deme hangenden water [Aquapendente] wart ein krich twischen dem keisere und dem bischope Albrecht, da he bischof orlof nam und seggen sik dar na nicht mer."

es erheblicher Anstrengungen bedurfte, der Rebellion mit Hilfe der Bürgerschaft Herr zu werden.

Währenddessen war Friedrich II. in Deutschland eingetroffen und hatte sich im Dezember 1212 in Mainz zum König krönen lassen. Otto, außerstande, dem Staufer wirksam entgegenzutreten zu können, zog sich auf seine Besitzungen zurück und unternahm von dort aus im Mai 1213 den längst geplanten Rachekrieg gegen Magdeburg. Dieser fand erst mit dem Tode des Welfen am 19. Mai 1218 sein Ende, obgleich der Machtkampf gegen Friedrich II. bereits 1214 durch die Schlacht bei Bouvines entschieden war. Als danach endlich Frieden herrschte, war das erzbischöfliche Territorium mit Ausnahme der Stadt Magdeburg und einiger anderer stark befestigter Orte fast vollständig zerstört, so daß die Petersburger Chronik nicht ohne Grund konstatierend feststellt:

"tanta autem fuit et huius in denunciando et illius in devastando constancia, ut recte, quidam dixisse laudetur, quod episcopatus Magdeburgensis ab Othone imperatore et Alberto archiepiscopo constructus et ab Othone imperatore et Alberto archiepiscopo destrueretur." (264)

Nachdem Albrecht sich schon 1209 seinen Übergang zu Otto IV. reichlich hatte honorieren lassen, konnte er dem neuen Kaiser jetzt erst recht weitere Forderungen vortragen, da er aufgrund seiner Parteinahme für den Staufer große Verluste erlitten hatte. Den erzbischöflichen Wünschen scheint Friedrich II. weitgehend entsprochen zu haben, da er nicht nur die alten Donationen Ottos in ihrer Gesamtheit bestätigte, sondern ihnen noch andere hinzufügte. Unter diesen verdienen besonders die Gebietsverleihungen einige Aufmerksamkeit (265). Schon im Jahre 1207 hatte Albrecht sich die Suffragangewalt über das östlich von Magdeburg gelegene Bistum Lebus mit den

264) Zitiert nach SILBERBORTH (Anm. 256), S. 126.

Übersetzung:

So groß war die Hartnäckigkeit des Einen im (Bann-) Verkünden und des Anderen im Verwüsten, daß man einen (Unbekannten) rühmen darf, wahr gesprochen zu haben, daß das Bistum Magdeburg von einem Kaiser Otto und einem Erzbischof Albert erbaut und wieder von einem Kaiser Otto und einem Erzbischof Albert zerstört wurde.

265) Dazu FIEDLER (Anm. 135), S. 182 - 90

und

HARTUNG (Anm. 224), S. 217 - 52.

Städten Frankfurt und Küstrin verschafft und auf diese Weise unmittelbaren Zugang zur Oder erhalten. Damit grenzte Magdeburg im Osten direkt an das Königsreich Polen, wodurch weiteren Expansionsbestrebungen zunächst Einhalt geboten wurde. Demzufolge hatten sich alle Versuche, größere zusammenhängende Territorien erwerben zu können, auf das Gebiet nord-östlich des Erzbistums zu konzentrieren, wo nach dem Zusammenbruch der Großmachtpläne Heinrichs des Löwen ein machtpolitisches Vakuum entstanden war. Darum bemühte Albrecht sich zunächst darum, das bislang nur dem Papst untergebene Bistum Kammin der Magdeburger Kirchenhoheit zu unterstellen, da er glaubte, von hier aus das Herzogtum Pommern annektrieren zu können. Kammin aber wehrte sich nach Kräften gegen den Zugriff Magdeburgs. So hatte Bischof Sigewin sich zwar schon 1210 verpflichtet, das Bistum in die Metropolitangewalt Albrechts zu überführen, hatte diesen Schritt jedoch immer weiter hinausgezögert. Auch ein päpstliches Schreiben aus dem Jahre 1216, das den Kamminer Bischof nachdrücklich zum Verzicht auf seine bisherige Souveränität aufforderte, blieb ohne Konsequenzen (266). Daher reiste Albrecht II. 1223 (!) selbst nach Rom, um die Angelegenheit in seinem Sinne zu regeln, konnte aber trotz päpstlicher Unterstützung keine Fortschritte erreichen. Erst weitere fünf Jahre später bestätigte Papst Gregor IX. die Magdeburger Suffragangewalt und ordnete die Unterwerfung des Kamminer Bischofs an. Die erzbischöfliche Kirchenhoheit war damit endgültig legitimiert, dauerte jedoch nur vier Jahre, da Kammin nach Albrechts Tod seine alte Souveränität zurückgewann.

Darüber hinaus versuchte Albrecht, nordöstlich Pommerns dem Erzbistum neue Territorien zu erschließen, da er wohl glaubte, daß sich dessen Anexion leichter bewerkstelligen ließe, wenn es auf mehreren Seiten von Magdeburger Besitzungen eingeschlossen sei, zumal sich die Eingliederung Kammins unerwartet lange hinzog. Deshalb ließ er sich von Friedrich II. Livland und Estland übereignen, und zwar mit der Begründung, daß in diesen Gebieten früher schon Magdeburger Prämonstratenser und Zisterzienser als Ostkolonisatoren tätig gewesen seien. Außerdem erhielt Albrecht die ausdrückliche Erlaubnis, alle östlich Livlands gelegenen Gebiete, die er zum Christentum bekehren könne, seiner bischöflichen und landesherrlichen Gewalt zu unterstellen. Damit nahm Albrecht jene sich nach Osten orientierende Großmachtpolitik wieder auf, wie sie letztmals Norbert von Xanten verfochten hatte. Aus ihrem Scheitern hatte Wichmann dann die Konsequenz gezogen, utopische Hegemonialansprüche zugunsten einer strafferen Organisation des vorhandenen Territoriums aufzugeben. Im Gegensatz zu Norbert jedoch, dessen Anspruch auf die Kirchenprovinz Polen seit der Gründung Gnesens nur noch theoretischer Natur war, wählte Albrecht Gebiete, in denen, wie sich später zeigte, die Gründung eines christlichen Staates durchaus möglich gewesen wäre. Nur war der Magdeburger Erzbischof zu weit entfernt und wohl auch in zu vielen Projekten

266) FIEDLER (Anm. 135), S. 183.

gleichzeitig engagiert, als daß er die ihm zugesprochenen Territorien auf Dauer dem Erzbistum hätte sichern können. So war zwar Riga Magdeburger Suffraganbistum geworden, doch äußerte sich das letztlich nur darin, daß sich bei der Besetzung wohldotierter Pfründen im Zweifelsfalle ein aus Magdeburg stammender Kandidat durchzusetzen verstand (zum Beispiel bei der äußerst zwielichtigen Bischofswahl des Jahres 1229). Mit Albrechts Tod ging jedoch auch dieser Anspruch Magdeburgs wieder verloren, da seine Nachfolger Burchard und Wilbrand die Großmachtspolitik ihres Vorgängers nicht fortsetzten.

Die Position Magdeburgs in diesen Jahren war allein vom politischen Ehrgeiz des regierenden Kirchenfürsten bestimmt. Daher erwiesen sich auch die meisten seiner Pläne als nicht realisierbar, da ihm durchweg die Zeit fehlte, ein angefangenes Projekt konsequent bis zu Ende durchzuführen. Andererseits war gerade jene vielseitige Aktivität notwendig, um die gegenwärtig reichspolitisch bedeutsame Stellung Magdeburgs zu sichern. Deshalb unternahm Albrecht im Jahre 1222, obgleich zu diesem Zeitpunkt seine Ostpolitik alle Aufmerksamkeit erfordert hätte, das Reichslegat über die Lombardei, die Mark Treviso und die Grafschaft Romagna, um Friedrich bei der Neuordnung Italiens zu unterstützen (267). Schon zwei Jahre später resignierte er jedoch und trat von seinem Posten zurück, ohne sein Ziel, zu der Befriedung Oberitaliens und damit zu einer *renovatio imperii* beizutragen, erreicht zu haben.

Verglichen mit seinen vielen territorial- und reichspolitischen Vorstößen war Albrechts Aktivität auf dem Gebiet der Innenpolitik erstaunlich gering und bewegte sich meist in den von Wichmann vorgezeichneten Bahnen. Am 26. April 1214 bestätigte er den schon in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts erfolgten Zusammenschluß der Magdeburger Gewandschneider (268), am 3. Dezember 1224 garantierte er den Tuchhändlern von Burg, deren Magdeburger Kaufhaus kurz vorher niedergebrannt war, ihre alten, noch aus der Zeit Wichmanns stammenden Rechte und Privilegien unter der Bedingung, daß sie das Gebäude auf eigene Kosten wieder errichteten (269). Zugleich aber nutzte er die Gelegenheit zur Einführung einer neuen Steuer, denn die Tuchhändler sollten für jedes verkaufte Stück Stoff an den Erzbischof einen Denar zahlen, hätten sich aber dafür in Rechtsangelegenheiten nur vor von ihm eigens für sie eingesetzten Richtern zu verantworten.

267) Dazu RUPPEL, Zur Reichslegation des Erzbischofs Albert von Magdeburg (1222 - 1224), 1910, S. 103 - 34.

268) Reg. archiepisc. Magdeburg. (Anm. 116), II, Nr. 465, S. 208 f.; ebenso, jedoch mit Fehldatierung des Tuchprivilegs Wichmanns (1183), Hans. Urkundenbuch (Anm. 214), I, Nr. 112, S. 43.

269) Ibid., Nr. 719, S. 332 f.

Die erzbischöfliche Finanzmisere, die schon Wichmann zu ständig neuen Maßnahmen gezwungen hatte, hat demnach auch unter Albrecht angehalten, doch scheint er nicht versucht zu haben, ihr durch weitere Abgaben und Münzverschlechterungen zu steuern. Denn mit Ausnahme der oben genannten Bestimmung sind aus seinen 27 Regierungsjahren keine neuen Steuern oder Steuererhöhungen bekannt, so daß man wohl annehmen darf, er habe die finanzpolitischen Regelungen Wichmanns beibehalten oder nur unmaßgeblich geändert. Dazu kämen als weitere Geldquelle die zahlreichen Gebietsabtretungen und Spenden, womit der Erzbischof sich in Thronstreitigkeiten sein parteipolitisches Engagement honorieren ließ. Trotz allem aber bleibt der Geldmangel das innenpolitisch hervorstechendste Problem in Albrechts Regierungszeit, denn zuerst der fünfjährige Krieg gegen Otto IV. und dann der Bau des für Magdeburger Verhältnisse viel zu aufwendigen Domes hatten die Finanzkraft des Erzbistums erschöpft. Weitere Geldmittel waren deshalb nur über fromme Spenden zu beschaffen, wenn er nicht die Bevölkerung über Gebühr belasten und damit der Magdeburger Wirtschaft großen Schaden zufügen wollte. Daher sind Spendenaufrufe in den Urkunden mehrfach nachweisbar, während die Chronisten von steuerpolitischen Maßnahmen Albrechts schweigen (270). Das läßt die Vermutung zu, daß sich während seiner Regierungszeit Steuern und Abgaben nicht in gleicher Weise explosiv entwickelten wie unter Wichmann, auch wenn dies mit einer sicherlich höheren Pro-Kopf-Verschuldung der gesamten Bevölkerung erkaufte wurde. Damit erklärt sich aber auch, weshalb Albrecht im Vergleich zu Wichmann relativ wenig unternahm, die Finanzkraft der Stadt zu erhalten, da er nicht durch ständig neue Förderungsmaßnahmen eine weitgehend überzogene Steuerpolitik abzustützen hatte.

Albrechts Episkopat ist derartig vielschichtig und schillernd, daß es sich nur schwer zusammenfassend charakterisieren läßt. Hatte sich schon bei Wichmann ein neu erwachendes Interesse an der Reichspolitik feststellen lassen, so war diese für Albrecht das eigentliche Betätigungsfeld. Zeitweise gelang es ihm sogar, den traditionell starken Einfluß der rheinischen Erzbischöfe so weit einzudämmen, daß er selbst als der wichtigste Berater des Kaisers auftreten konnte. Als Reichslegat über ganz Oberitalien und als Stellvertreter Friedrichs während des Kreuzzuges von 1228/29 übte er geradezu kaiserliche Funktionen aus.

Gleichzeitig betrieb er in Magdeburg eine Großmachtpolitik, die bei ihrem Gelingen das Erzbistum zu einem der mächtigsten Territorien innerhalb des Reiches gemacht hätte. Allerdings basierte sie vollständig auf der Bereitschaft der jeweiligen Herrscher, seine Pläne durch entsprechende Maßnahmen zu unterstützen, wodurch wiederum das starke Interesse des Erzbischofs erklärt wird, auf die kaiserliche Außenpolitik Einfluß zu nehmen.

270) Zum Beispiel Reg. archiepisc. Magdeburg. (Anm. 116), II, Nr. 478, S. 216; Nr. 494, S. 223 f. u. a.

Daher ist Albrechts reichspolitisches Engagement in gleicher Weise Bedingung und Hemmnis seiner territorialen Großmachtbestrebungen, da es sich als unmöglich erwies, beiden Aufgaben zusammen gerecht zu werden. So blieben alle seine ehrgeizigen Pläne, zu denen auch der sich im Bau befindliche Dom zu zählen ist, letzten Endes gescheiterte Versuche, Macht zu demonstrieren, Macht, die er dem Titel nach zwar hatte, die sich aber dennoch aus verschiedenen Gründen überhaupt nicht oder nur ungenügend in die politische Realität umsetzen ließ. Denn während sich auf der einen Seite die wirtschaftliche Stellung der Magdeburger Bürgerschaft nach den Kriegsjahren von 1213 bis 1218 auch unter Albrecht weiter verbesserte, verschlechterte sich infolge der Potenzierung der Aufgaben und bei nur geringfügig ansteigendem Steuereinkommen die finanzielle Lage des Erzbischofs im gleichen Zeitraum so erheblich, daß er, um zum Beispiel den Dombau vorantreiben zu können, ständig auf Appelle an die Spendenbereitschaft der Magdeburger Bevölkerung angewiesen war. Aus dieser permanent zunehmenden wirtschaftlichen Autonomie der Stadtbewohner resultiert eine in gleicher Weise zunehmende politische Abhängigkeit des Landesherrn, da er immer mehr zur Verwirklichung seiner Aufgaben auf die Mithilfe der Bevölkerung rekurrieren mußte. Das ist mehr als nur das lokal begrenzte Ergebnis einer wirtschaftlichen Entwicklung, die sich über ganz Europa erstreckte, denn es dokumentiert die beginnende Auflösung der traditionellen feudalen Herrschaftsform, die nach MAX WEBER weitgehend auf dem Charisma des einzelnen Fürsten basierte (271). Albrechts Regierungszeit ist daher charakterisiert durch eine tiefgreifende Diskrepanz zwischen politischem Machtanspruch und dessen praktischer Realisierung.

271) WEBER, Wirtschaft und Gesellschaft, ⁵1972, S. 148 - 55.

III) Die literarische Umsetzung der Politik Albrechts in Odos 'Herzog Ernst'

Der Magdeburger Erzbischof war aber nicht nur einer der führenden Politiker seiner Zeit, sondern auch der Auftraggeber und Adressat des 'Herzog Ernst E', einer ebenso elitären wie infolge des "Antikisierungs"-Strebens seines Autors scheinbar unpolitischen Dichtung. Daß Albrecht in der Lage war, Odos krause Fülle mythologischer und literarischer Anspielungen zu verstehen, ist aufgrund seiner ungewöhnlich guten Schulbildung mit Sicherheit anzunehmen, doch liegt darin nicht das eigentliche Problem. Gewiß, die literarischen Kenntnisse des Auftraggebers sind für die Abfassung eines derartigen Textes Legitimation und unverzichtbare Voraussetzung gleichermaßen, da ein Großteil der ästhetischen Wirkung darauf beruht, daß sich Autor und Rezipient durch gelehrte Andeutungen augenzwinkernd zu verständigen vermögen, ohne daß letzterer auf umständliche Erklärung aller Details angewiesen wäre. Doch allein das Vergnügen an gemeinsamen Bildungsvoraussetzungen, aufgrund derer man den anderen auch dann zu verstehen vermag, wenn dieser seine Worte bewußt mystifiziert, um daraus die Berechtigung abzuleiten, sich der intellektuellen Oberschicht hinzuzählen zu dürfen, kann ein so komplexes Werk wie Odos 'Ernestus' nicht erklären. Denn der 'Herzog Ernst E' entsteht als Auftragsdichtung vor dem Hintergrund der hochfliegenden, doch letztlich gescheiterten Pläne Albrechts, Magdeburg zur territorialen und politischen Großmacht auszubauen. Darauf aber scheint der Text nirgends Bezug zu nehmen, da Odo ihn durch seine Walther-Imitation sogar aus der aktuellen Zeitsituation hinwegzuprojizieren scheint. Für den Dombau dagegen ist eine Beziehung zu Albrechts politischen Vorstellungen relativ leicht zu erkennen, da seine Bautätigkeit auffallend synchron zu der rheinischer Erzbischöfe verlief (272). Darüber hinaus hätte die Kathedrale, den ursprünglichen Plänen des Erzbischofs zufolge, ohne Rücksicht auf die Magdeburger Verhältnisse, in ihren Abmessungen alle anderen Bischofskirchen in Deutschland übertreffen sollen. Das unterstreicht erneut den Primatsanspruch des Magdeburger Kirchenfürsten.

Einer solch direkten Interpretation entzieht sich Odos 'Ernestus', so daß seine Funktion einer genaueren Betrachtung bedarf. Den bisherigen Überlegungen entsprechend sind es im wesentlichen drei eng miteinander verknüpfte Problemkreise, deren Klärung hierüber Aufschluß zu geben vermag. Sie lassen sich in etwa in folgende Fragen zusammenfassen:

- a) Warum wählt Albrecht den 'Herzog Ernst'-Stoff, um ihn nach dem Vorbild Walthers neu bearbeiten zu lassen? Wäre er nur aus

272) GIESAU (Anm. 135), S. 7.

stilistischer Liebhaberei an einer zweiten 'Alexandreis' interessiert gewesen, so hätte manch anderes, vielleicht antikes Sujet dem Autor weitaus mehr Möglichkeiten eröffnet, literarische und mythologische Kenntnisse zu verwerten und eine in sich widerspruchsfreiere Darstellung zu schaffen. Daher muß in der Wahl der Vorlage bereits eine wichtige inhaltliche Aussage begründet sein.

- b) In welcher Weise gestaltet Odo seinen Stoff und wodurch unterscheidet sich sein 'Ernestus' wesentlich von den übrigen 'Herzog Ernst'-Bearbeitungen? Denn die inzwischen mehrfach angesprochenen Bearbeitungsmerkmale lassen die Vermutung gerechtfertigt erscheinen, daß stilistische Intentionen allein als Begründung des spezifischen Charakters des 'Herzog Ernst E' nicht ausreichen.
- c) Was sollte mit der Neubearbeitung des 'Herzog Ernst' erreicht werden? War Odo darüber hinaus in der Lage, den vorgegebenen Stoff mit neuen Vorstellungen zu füllen?

Die Fragen unter c) sind genaugenommen schon in den Punkten a) und b) impliziert und brauchen daher nur noch einmal verdeutlicht und durch einige weiterführende Überlegungen ergänzt zu werden.

zu a)

Ganz allgemein formuliert behandelt der 'Herzog Ernst' unter dem Eindruck bestimmter historischer Ereignisse die Gefährdung der Lehensstaatlichkeit aufgrund eines Interessenkonflikts zwischen dem Kaiser und seinem obersten Lehensmann. Sowohl der Abfassung des 'Herzog Ernst A' als auch des 'Herzog Ernst B' gingen reale Zwistigkeiten voraus, die dem jeweiligen Text Aktualität verliehen und ihm daher ein gewisses Leserinteresse sicherten. Zu Recht hatte daher CHRISTOPH GERHARDT beide Fassungen als "konjunkturgerecht" apostrophiert (273).

Für Odos 'Ernestus' war Ähnliches festzustellen gewesen (siehe S. 51 ff.). Aufgrund zeitgenössischer Entsprechungen ließ sich der Text ziemlich sicher in das 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts datieren, das aus Magdeburger Sicht durch die Auseinandersetzung mit Otto IV. bestimmt war. Im Jahre 1212 hatte sich Albrecht II. durch die öffentliche Verkündigung des Kirchen-

273) GERHARDT (Anm. 68), S. 76 f.

bannes offen auf die Seite der Welfen-Gegner gestellt und Otto damit praktisch den Krieg erklärt. Da aber der Magdeburger Erzbischof seit vier Jahren durch eine vertragliche Zusicherung Ottos den Vorsitz im königlichen Rat innehatte (274), war die Grundkonstellation des 'Herzog Ernst', der offene Kampf zwischen dem Kaiser und seinem obersten Lehensmann, wieder einmal politische Realität geworden. Doch die mit der Ankunft Friedrichs II. zusammenhängenden Unruhen in Süddeutschland hinderten Otto wie erwähnt daran, sich selbst sofort an die Spitze eines Heeres zu stellen und Magdeburg mit Krieg zu überziehen. Daher übertrug er die Vorbereitungen des Rachefeldzuges, die Verkündigung der Reichsacht über den abtrünnigen Erzbischof und das Aufstellen eines schlagkräftigen kaiserlichen Heeres seinem Bruder Heinrich. Dieser aber hatte, ebenso wie der Widersacher des Helden im 'Herzog Ernst', den Rang eines Pfalzgrafen vom Rhein inne (275). Darüber hinaus war er - auch das eine Parallele zur Erzählung - nicht nur ein enger Verwandter des Kaisers, sondern auch noch einer der ersten Ratgeber Ottos.

Durch dieses zufällige Zusammentreffen literarischer und politischer Wirklichkeit bekam der alte 'Herzog Ernst'-Stoff plötzlich neue Brisanz, die ihm weitere Hörerkreise eröffnete. Denn es ist kaum anzunehmen, daß Odos Zeitgenossen, vor allem, wenn sie in Magdeburg lebten, jene Duplizität der Namen und Ereignisse nicht bemerkt hätten. Aufgrund dieses Zusammenhanges stützen sich literarische Fiktion und tagespolitische Aktualität gegenseitig, da schon dem Autor des 'Herzog Ernst B' der Pfalzgraf Heinrich als ein vom Teufel verführter Ehrgeizling erschien (v. 646 - 51), der aus selbstsüchtigen Motiven heraus eine schwere Reichskrise heraufbeschworen hatte. Für Odo war es daher ein Leichtes, mit jenem den Befehlshaber des feindlichen Heeres zu identifizieren und in den Augen seiner Rezipienten politisch und moralisch zu diskreditieren. Deshalb mußten fast automatisch dem Magdeburger Erzbischof als dessen Gegner weitere Sympathien zufallen, weil er durch die Konfrontation mit jenem im Prinzip dem unschuldig verfolgten Herzog Ernst der Vorlage gleichgesetzt wurde. Damit wurde allein durch die Verwendung eines allgemein bekannten literarischen Stoffes eine politisch provokative Vortragssituation geschaffen, die beim Hörer antiwelfische Emotionen freisetzte. Diese ließen sich notfalls - und auch hierfür finden sich im 'Herzog Ernst E' mehrere Belege - durch propagandistisch wirksame Schwarz-Weiß-Malerei noch verstärken.

274) Reg. archiepiscop. Magdeburg. (Anm. 116), II, Nr. 329, S. 139.

275) Vgl. dazu Magdeburger Schöppenchronik (Anm. 136), S. 135; HOFFMANN (Anm. 218), S. 162;

HAVEMANN, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, I, 1853; hier: S. 265 f.

Odos Assoziationskette reicht jedoch über den soeben geschilderten Sachverhalt noch hinaus. Während der Schluß des 'Herzog Ernst'-Stoffes die friedliche Zusammenarbeit der beiden mächtigsten Würdenträger im Reich als erstrebenswertes Ideal propagiert, folgt im 'Ernestus' auf diesen Appell zur Einigkeit ein massiver Angriff auf den mit "infami quamvis abstractus asylo" (375 B) gekennzeichneten Kaiser Otto IV. Damit scheint die Aussage des Textes wieder aufgehoben zu sein. Diesem Widerspruch entgeht Odo, indem er Ottos Legitimität für den deutschen Kaiserthron anzweifelt. Im Zusammenhang mit der Übergabe des 'Waisen' an den Kaiser (375 A) hatte er betont, daß der Edelstein nur auf dem Scheitel des richtigen Mannes seine wunderbaren Eigenschaften entfalte, der derzeitige Machthaber jedoch diese Bedingung nicht erfülle. Der Welfe wird dadurch zum Thronräuber zweifelhafter Herkunft abgestempelt, während das Reich weiterhin auf den einzig legitimen und würdigen Regenten, nämlich Friedrich II., warte. Das rechtfertigt gleichzeitig Albrechts Verhalten, Otto IV. zu bekämpfen, um damit dem rechtmäßigen Kaiser Friedrich zur Herrscherwürde zu verhelfen. Wenn dieser dann den Thron bestiegen hat, wird - so Odos Gedankengang - die im 'Herzog Ernst' proklamierte Einheit innerhalb der Reichsspitze wiederhergestellt sein.

Um dem Hörer dies zu verdeutlichen, arbeitet Odo mit einem ebenso einfachen wie wirkungsvollen Trick; er löst die Institution "Kaisertum" von der Person des augenblicklichen Regenten, damit der "rechtmäßige" Kaiser Friedrich als Garant des Friedens und der Aussöhnung in Erscheinung treten kann. Der Inhalt des 'Herzog Ernst' liefert ihm dazu das passende Material. Denn Otto IV. bekämpft in Magdeburg die Stadt, die der erste Träger dieses Namens, Otto I., so großzügig gefördert und ausgestattet hatte. Deshalb werden auch die guten Eigenschaften dieses Herrschers und seine Verdienste um das Erzbistum besonders ausführlich dargestellt (312 A - 313 A). Danach ändert sich allmählich das positive Kaiserbild des 'Herzog Ernst E', da Otto auf Veranlassung eines schurkischen Verwandten (312 D - E), der zufälligerweise auch Heinrich heißt und die Würde eines Pfalzgrafen vom Rhein trägt, den ahnungslosen und völlig zu Unrecht des Hochverrats beschuldigten Helden überfällt, so daß dieser sich gezwungenermaßen gegen den Kaiser zur Wehr setzen muß. Das ließe sich auch so formulieren, daß Otto I. im Verlauf der Erzählung immer mehr die Züge Ottos IV. annimmt, bis dieser im Epilog des Epos nur mehr allein in Erscheinung tritt. Da letzterer aber nicht nur bösartig und korrupt (375 A - B), sondern auch undankbar ist (315 B), gibt es für den panegyrisch hervorgehobenen Auftraggeber (376 B), der aufgrund der geschilderten Handlungsparallelen ebenfalls in immer stärkerem Maße in die Rolle des Erzählhelden eingeht, keine andere Möglichkeit als zu kämpfen. Seine Aufgabe ist es geradezu, "den Zorn der Könige zu überwinden" (376 B). Diese Formulierung ist sicher nicht ohne Grund in Anlehnung an verschiedene Bibelstellen gewählt worden (276).

276) Zum Beispiel Vulgata, Ps. 21.10 68.13 68.15 110.5 u. a.

Auf diese Weise verknüpft Odo sehr geschickt Albrechts politisches Programm der Jahre 1212 bis 1218 mit dem vorgegebenen 'Herzog Ernst'-Sujet und formt dadurch die politisch, aber nicht parteipolitisch engagierte Vorlage zu einem Propagandainstrument in der aktuellen Auseinandersetzung zwischen Otto IV. und Albrecht von Kefernburg um.

zu b)

Damit ist jedoch nur ein Teilaspekt des Textes erfaßt, denn, um eine Antiwelfen-Dichtung zu schreiben, hätte Odo sich ebensogut der Volkssprache bedienen können. So aber paßt er, wie der Vergleich mit Walthers 'Alexandreis' gezeigt hatte, den allseits bekannten Stoff ohne Rücksicht auf die Tragfähigkeit seines Sujets den Darstellungsprinzipien einer doch recht esoterisch anmutenden lateinischen Vorlage an, um sie gleichzeitig durch die eigene Dichtung zu übertreffen. Dafür wurde an anderer Stelle (siehe S. 74 ff.) aufgrund der Einzelinterpretation der Texte der Begriff "Konkurrenzdichtung" eingeführt, freilich mit dem Vorbehalt, daß sich Odos Umarbeitung auf den formal-stilistischen Bereich beschränkt. Demgegenüber hatte Walther seinen Stoff antikisiert, um die in der Gestalt Alexanders exemplifizierte Kohärenz zwischen heidnischer Antike und Christentum als zwei Bestandteile ein- und derselben göttlichen Weltordnung auch in der Darstellung zum Ausdruck kommen zu lassen. Damit wurde erstmals in einem christlichen Epos jene in dieser Weise niemals vorhandene historische Kontinuität propagiert, die bis zum heutigen Zeitpunkt jede eschatologisch orientierte Geschichtsauffassung zur Rechtfertigung ihrer eigenen Prämissen benötigt. So gesehen widerlegt Walthers 'Alexandreis' die Theorie FRIEDRICH HEERS, die Autoren des 11. und 12. Jahrhunderts hätten sich der Antike als "Hilfsmacht im Kampf gegen die feudale Welt- und Kirchenordnung" (277) bedient, um auf diese Weise "die gesamte Welt alten Stils ... zu überwinden" (278). Denn gerade dadurch, daß Walther seinen Helden Alexander fest in eine heilsgeschichtlich fixierte, christliche Weltordnung einfügt, bekräftigt er die alten *translatio imperii*-Ideen, die zwangsläufig auf die Errichtung des Gottesreiches auf Erden hinauslaufen. Überhaupt scheint der Rekurs auf die Tradition, wenn er nicht gleichzeitig mit ihrer Negierung verbunden ist, niemals in der Lage zu sein, eine solch emanzipatorische Sprengkraft zu entwickeln (279).

277) HEER (Anm. 196), S. 267.

278) *Ibid.*, S. 301.

279) ADORNO, Über Tradition, edition suhrkamp Bd. 201, S. 29 - 41.

Demgegenüber beschränkt sich Odo "Antikisierung" des Stoffes auf stilistische Übernahmen. Doch warum folgt er darin Walthers 'Alexandreis', wenn er doch dessen Programm, die gesamte Weltgeschichte als von Gott gelenkt darzustellen, nicht übernehmen wollte, ja, aufgrund seines Sujets gar nicht übernehmen konnte. So hatte Walther von Châtillon, wie an anderer Stelle aufgezeigt (siehe S. 90 f.), den Schicksalsbegriff Vergils durch christliche Gottes Vorstellungen ersetzt, aber dennoch das *Fatum* als ausführendes Organ des göttlichen Willens beibehalten. Dadurch war es möglich, Alexanders Erwählung als "*malleus totius orbis*" durch die Faktizität der Ereignisse zu beglaubigen und mit konkretem Inhalt anzufüllen, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß Walther als auktorialer Erzähler die Schicksalsgläubigkeit seines Helden immer wieder ins rechte, das heißt christliche Licht rücken konnte. Außerdem ermöglichte ihm diese Konzeption, Alexander vor dem Vorwurf der Maßlosigkeit in Schutz zu nehmen, da jede Kritik am Verhalten des Mazedonienkönigs zwangsläufig in der göttlichen Verantwortung für seine Taten ihre Grenzen finden mußte (siehe S. 72).

Für Odo und seinen christlichen Helden hingegen konnte die Frage nach dem wahren Gott nicht Gegenstand literarischer Reflexion sein. So entkleidet er das *Fatum* Vergils seiner gottgewollten Funktion und denunziert es - oftmals im Widerspruch zu seinem eigenen Gottesbegriff - als böseartig-irrational. Damit entfällt gleichzeitig die Möglichkeit, die Mißgeschicke des Bayernherzogs als vom Schicksal im Auftrag Gottes arrangierte Prüfungen zu interpretieren (Hiob-Modell). Deshalb konnte Odo einzig in der Behandlung der Schuldfrage an Walthers Verfahren anknüpfen, indem er - seinem Schicksalsbegriff entsprechend - alle Widrigkeiten als teuflische Machenschaften darstellte, die zwangsläufig und damit der Verantwortung des Helden entoben seine Gegenwehr auslösen mußten. Hatte der 'Herzog Ernst B' noch die Ansicht vertreten, daß der Widerstand gegen die Reichsgewalt auch dann ein Kapitalverbrechen bleibt, wenn er die einzige Möglichkeit ist, die eigene Existenz zu verteidigen (v. 919 - 923), so fehlt diese Passage im 'Herzog Ernst E'. Stattdessen wird im Pfalzgrafen Heinrich Ernsts direkter Gegenspieler bewußt kriminalisiert, obgleich seine Taten durch das Eingreifen der *Invidia* (318 A - B) ebenso hätten entlastet werden müssen. Auch hierin ist Odo inkonsequent, da er - wie unter a) schon ausgeführt - in dem Pfalzgrafen der Erzählung in Wirklichkeit den Oberbefehlshaber des feindlichen Heeres attackiert. Daher fährt Heinrich nach seinem Tod geradewegs in die tiefste Hölle hinab, wo alle antiken Sündenstrafen gleichsam auf ihn vereinigt werden (329 D - E). Diese Passage hat Odo dem 'Herzog Ernst'-Stoff hinzugefügt.

Weitere Beobachtungen unterstreichen diese Interpretation. So hat Odo die sorgsam abgewogene Schuldproblematik der Vorlage, keinem der Akteure die Alleinverantwortung für das Geschehen aufzubürden, sondern die Ereignisse vielmehr als verhängnisvolle Verkettung von Intrige und Fehlreaktion darzustellen, durchgängig umgeformt. Schuld und Unschuld

sind im 'Herzog Ernst E' klar voneinander geschieden, und zwar dergestalt, daß alle Missetaten der kaiserlichen Partei angelastet werden, während Ernst nur noch als der unschuldig Verfolgte erscheint. Das entspricht der oben aufgezeigten Tendenz des 'Ernestus' als antikaiserlicher Propagandadichtung, da Ernst als Chiffre und Identifikationsfigur für Albrecht II. in seinem Kampf mit Otto IV. aufzufassen ist. Dieser wird daher im Epilog ähnlich charakterisiert wie der Pfalzgraf Heinrich der Erzählung. Als seine hervorstechendsten Eigenschaften erscheinen Herrschsucht, Habgier und Undankbarkeit, weil er die Verdienste des Magdeburger Erzbischofs um die Beilegung des Bürgerkrieges nicht genügend gewürdigt hat. Deshalb hatte Odo auch ausdrücklich auf die von Albrecht vermittelte Heirat des Kaisers mit der Stauferprinzessin Beatrix hingewiesen (315 B).

Dem Verhalten des Kaisers setzt der 'Herzog Ernst E' die bedingungslose Treue entgegen, mit der die Untertanen Ernsts trotz aller Widrigkeiten für ihren Landesherrn eintreten. Denn stärker als von allen anderen Bearbeitern dieses Stoffes wird von Odo die Opferbereitschaft der Bayern betont, so daß auch hier die realen Verhältnisse in Magdeburg durchzuschimmern scheinen. Historisch korrekt aber ist die Aussage des 'Herzog Ernst E' nicht. Albrechts politisches Engagement für die Forderungen des Papstes an den deutschen Kaiser war selbst innerhalb des Erzbistums nicht unumstritten, so daß zahlreiche seiner Lehensleute ihm offen den Gehorsam verweigerten (siehe S. 129 f.). Auch das Domkapitel war oftmals mit den politischen Entscheidungen des Erzbischofs nicht einverstanden, so daß dieser zeitweilig nur mit der Unterstützung der Magdeburger Bevölkerung rechnen konnte. Diese Schwierigkeiten kaschiert Odo, indem er seinen Helden in vollster Übereinstimmung mit allen seinen Untertanen handeln läßt. Dadurch wird die aktuelle Situation in Magdeburg idealistisch verklärt, die tiefgreifende Uneinigkeit zwischen dem Erzbischof und großen Teilen des Adels nach außen hin übertüncht. Der 'Herzog Ernst E' beschreibt daher einen vom Auftraggeber erhofften Zustand und versucht gleichzeitig, dazu seinen Beitrag zu leisten, indem er das Verhalten des Erzbischofs als von der Gegenseite aufgezwungen und dadurch politisch wie moralisch gerechtfertigt darzustellen bemüht ist.

Dieses Verfahren konnte Odo direkt seiner Stilvorlage entnehmen. Das mag neben der schon angesprochenen Vorliebe des Erzbischofs für das kulturell höherstehende Westeuropa ein weiterer Grund dafür gewesen sein, die 'Alexandreis' dem Text zugrunde zu legen. Demnach verfolgte der 'Herzog Ernst E' vornehmlich zwei Ziele; einmal, die kaiserliche Partei nach außen hin zu diskreditieren, zum anderen in Magdeburg selbst für die Person und die Politik des Erzbischofs zu werben, seine Verdienste für Otto IV. herauszustellen und diesen damit allein ins Unrecht zu setzen. Daß das in so esoterischer Form geschieht, braucht kein Gegenargument zu sein, wenn man bedenkt, daß lateinische Dichtung nahezu in der ganzen damals bekannten Welt verstanden wurde, auch wenn es sich im einzelnen stets nur um eine kleine Gruppe von Gebildeten handelte.

Wie Albrecht bei der Planung des neuen Domes den eigenen Primatsanspruch in der Größe des Bauwerkes ausgedrückt sehen wollte, so hat auch Odo 'Ernestus' aufgrund der eben noch einmal herausgestellten Faktoren, Angriff auf den politischen Gegner und Verherrlichung des eigenen Auftraggebers, überwiegend eine "öffentliche" Funktion. Seit Wichmann hatte sich das Erzbistum aus seiner Isolation gelöst und ein verstärktes Interesse an den inneren Angelegenheiten des Reiches an den Tag gelegt, ohne aber die rheinischen Bischofsstädte in ihrer Bedeutung erreichen zu können. Albrechts Bestreben war es, die Wichtigkeit Magdeburgs und wenigstens dessen Gleichrangigkeit mit den alten, politisch etablierten Erzbistümern in der Öffentlichkeit unter Beweis zu stellen. Dem dient die großzügige Anlage des Domes, ferner die Übernahme mehr oder weniger leerer Machttitel wie der eines Reichslegaten über Oberitalien, und das Bemühen, sich die eigene Wichtigkeit stets aufs neue vertraglich verbrieften zu lassen. In Kölner und Mainzer Urkunden fehlen derartige Bestimmungen, da die politische Bedeutung dieser Kirchenfürsten so unumstritten war, daß sie es nicht nötig hatten, sich ihre Wichtigkeit immer wieder aufs neue beglaubigen zu lassen.

Zu diesem Großmachtgebaren stehen die oben angeführten Schwierigkeiten, mit denen Albrecht in Magdeburg zu kämpfen hatte, in auffallendem Widerspruch. Seit 1212 befand sich das Land in permanentem Kriegszustand mit Otto IV., bis 1218 war sogar die bischöfliche Residenz mehrfach in Gefahr, von den Welfen erobert zu werden. In der Stadt selbst stiegen die Preise für die Grundnahrungsmittel, und der Fernhandel, Magdeburgs wesentlichste Einnahmequelle, kam zeitweilig völlig zum Erliegen. Dafür wuchsen, durch den Krieg bedingt, die Ausgaben des Erzbistums, während gleichzeitig die Einnahmen immer weiter zurückgingen, da mit Ausnahme der Stadt und einiger stark befestigter Plätze das gesamte Territorium verwüstet oder von welfischen Truppen besetzt war. Nicht einmal seiner eigenen Lehensleute konnte sich Albrecht zu dieser Zeit sicher sein.

Dem ehrgeizigen Macht- und Führungsanspruch des Magdeburger Erzbischofs fehlte somit zwischen 1212 und 1218 nahezu jede politische oder wirtschaftliche Grundlage, so daß die Diskrepanz zwischen seinen Absichten und den Möglichkeiten, sie zu verwirklichen, in diesen Jahren noch größer ist als während seiner ganzen sonstigen Regierungszeit. Unter diesen Umständen entsteht mit dem 'Ernestus' ein Werk, das, scheinbar ohne Reflexe auf die äußerst kritische Lage des Erzbistums, die Geschichte vom Herzog Ernst in eine seit der Antike vertraute Form bringt und gleichzeitig darin die Person des Auftraggebers verherrlicht. Das geschieht, indem Odo den Magdeburger Erzbischof zunehmend mit dem literarischen Helden identifiziert. Auf diese Weise wird Albrecht seinen momentanen Schwierigkeiten enthoben und gleichsam in eine Zeit zurückversetzt, in der sozusagen "die Welt noch in Ordnung war". Durch diese Abstraktion von der

tagespolitischen Realität Magdeburgs ist es dem Autor möglich, in der Person des Helden seinen Auftraggeber zu glorifizieren und gleichzeitig dessen Großmachtbestrebungen als zukünftige Realität anzupreisen, da der - bei allen Hörern voraussetzbare - glückliche Ausgang der 'Herzog Ernst'-Geschichte infolge der engen Verknüpfung von literarischer Fiktion und politischer Wirklichkeit den gegenwärtigen Machtkampf erfolgversprechend präfigurierte.

Zu diesem Zweck eignete sich keine literarische Gattung besser als das Epos, das bereits in der Antike zu den privilegiertesten Formen der Dichtkunst gezählt wurde. Nach GEORG LUKACS gestaltet die Epik "die extensive Totalität des Lebens" (280), also "kein persönliches Schicksal, sondern das einer Gemeinschaft" (281), weshalb ihre Protagonisten auch, "strenggenommen, niemals (als) ... Individuum" (281) auftreten können. Daher vermag der epische Held nie als Einzelperson, sondern immer nur stellvertretend für die ihn umgebende Gesellschaft zu handeln, das heißt, daß nur deren Probleme den Konfliktstoff im Epos schaffen und nicht seine eigenen. Alle privaten Ereignisse werden dadurch zu Staatsaktionen umstilisiert. Das macht jede gesellschaftliche Isolation des Helden unmöglich, da die von ihm ausgefochtenen Konflikte immer innergesellschaftliche sind. Auch im 'Ernestus' wird damit der geschichtlich konkrete Einzelfall zu einem allgemein politisch-moralischen Paradigma uminterpretiert, dessen Grundkonstellation (Lehensherr - Lehensmann) solange seine exemplarische Gültigkeit behält, solange es den Feudalismus als Gesellschaftsform gibt. Nur dadurch war es möglich, daß der literarische 'Herzog Ernst' gleichsam als Identifikationsmodell auf Albrecht von Kefernburg übertragen werden konnte. Auf diese Weise wird der Konflikt zwischen Magdeburg und den Welfen auf den einfachen Erzähltypus vom "Rebell wider Willen" reduziert, dessen Tradition sich Albrecht wie einer Ahnenreihe bedient, um von der vorliegenden geschichtlichen Situation abzulenken und durch den Hinweis auf den exemplarischen Charakter des Geschehens sein momentanes Handeln zu rechtfertigen. Damit ist gleichzeitig der Punkt erreicht, an dem die äußerste Subjektivität des Autors dialektisch umschlägt in die nach ADORNO (282) die Epik kennzeichnende enthistorisierte und ganz abstrakt gefaßte Objektivität des dargestellten erzählerischen Grundmusters. Das erklärt unter anderem die Wahl der Gattung, da die Prosa-Historiographie gerade dann, wenn sie ihrer Intention nach "parteilich" verfährt, niemals den Rahmen der Subjektivität zu sprengen vermag. Damit aber wird sie ungeeignet dafür, einem aktuellen Geschehen allgemeinverbindlichen Charakter zu verleihen und dadurch in ihrer Tendenz für ein breiteres Publikum akzeptabel zu sein. Brunos Buch 'Über den Sachsenkrieg' ist hierfür ein instruktives Beispiel.

280) LUKACS, Die Theorie des Romans, 1971, S. 37.

281) Ibid., S. 301.

282) ADORNO, Über epische Naivität; in: Noten zur Literatur I, 1958, S. 50 - 60.

Bei dieser Art literarischer Darstellung dominiert - im Gegensatz zum bürgerlichen Literaturbetrieb späterer Zeiten - der öffentliche Charakter der Kunst so eindeutig, daß geradezu von "Repräsentationsdichtung" gesprochen werden kann. Denn nach JÜRGEN HABERMAS (283) kann Repräsentation niemals im privaten, das heißt nichtöffentlichen Rahmen erfolgen und bedarf stets des Bezuges auf ein gesellschaftliches Gegenüber, nicht um dieses, sondern um vor diesem zu repräsentieren. Wichtigstes Element dieser Kunst ist demnach ihre "Vorzeigefunktion", durch die sich ihr Auftraggeber einem staunenden Publikum so zu präsentieren versucht, wie er gerne von ihm gesehen werden möchte. Mitteilungs- und Schmuckcharakter einer Dichtung, das heißt inhaltliche Aussage und stilistische Ausgestaltung, haben sich dabei gegenseitig zu ergänzen, wobei es jedoch vom Bildungsgrad der jeweiligen Rezipienten abhängt, wieweit ein Autor stilistisch-rhetorischen Fragen Priorität zugestehen kann. Auch Ulrich von Etzenbach hatte im 'Alexander' und im 'Wilhelm von Wenden' seine Auftraggeber, die Böhmenkönige Ottokar II. und Wenzel II., als von Gott gesandte Herrscher eines slawisch-deutschen Großreiches vorgestellt (284), doch unterscheiden sich beide Werke vom 'Herzog Ernst E' grundlegend dadurch, daß Odo den schlichten Erzählstil seiner Vorlage aufricht und um gängige lateinische Stilisierungsmuster erweitert, während Ulrich den Text der 'Alexandreis' gerade um diese rhetorisch bedingten Redundanzen verkürzt (für den Vergleich 'Herzog Ernst E' - 'Alexander' siehe S. 94 ff.). Umgekehrt hatte Walther von Châtillon - hierin Odo von Magdeburg vergleichbar - seiner lateinischen Prosavorlage epische Elemente eingefügt, die er vor allem Vergil entlehnt hatte. Die Schaffung eines lateinischen Epos ist daher in besonderem Maße von der stilistischen Einkleidung des Stoffes in künstlerisch anerkannte Formen und Formulierungen abhängig, die ihrerseits die Existenz eines solchen sach- und regelkundigen Publikums voraussetzen. Diese von allen gebildeten Zuhörern bewertbare und damit gleichsam objektivierte Kunst, die im 12. und 13. Jahrhundert immer noch vornehmlich mit den Werken der Schulschriftsteller identifiziert wurde, ist für einen Mann wie Albrecht von Kefernburg infolge ihres von niemandem bestrittenen kulturellen Stellenwertes daher nicht privates Lesevergnügen, sondern Bestandteil feudalen Lebensstils, oder, anders ausgedrückt, ein Instrument, gesellschaftliche Macht durch literarische Selbstdarstellung zu demonstrieren. Es konnte schließlich nicht verborgen bleiben, daß Odos 'Ernestus' als bewußte Konkurrenzdichtung zur 'Alexandreis' Walthers von Châtillon entstanden war, dem Werk, das

283) HABERMAS, Strukturwandel der Öffentlichkeit, ⁵1971; hier: § 2, S. 17 - 25.

284) Siehe BEHR (Anm. 47), S. 415 f.

Für den 'Wilhelm von Wenden' KOHLMAYER, Ulrichs von Etzenbach 'Wilhelm von Wenden', 1974; dazu: BEHR, PBB (T) 99/1977, S. 324 - 328.

mit Wilhelm von Reims der bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts mächtigste Kirchenfürst Frankreichs in Auftrag gegeben hatte. Dieser hatte jahrzehntelang jene Stellung im königlichen Rat inne, die Albrecht von Kefernburg, weniger erfolgreich, für sich anstrebte. Doch mit der Förderung des 'Herzog Ernst E' konnte er sich dem Reimser Kardinalerzbischof kulturell gleichrangig fühlen und daraus gleiche gesellschaftliche Reputation ableiten. Dieser von mir "repräsentativ" genannte Aspekt war, wie der Vergleich mit dem 'Herzog Ernst B' und Ulrichs 'Alexander' gezeigt hatte, vornehmlich der lateinischen Epik eigen. Im 'Herzog Ernst E' zeigte sich ihr artifizieller Charakter in der Dominanz der Form, mit deren Hilfe ein einfacher Erzähltext zur Repräsentationsdichtung aufpoliert wurde. Sein daraus resultierender "Ausstellungswert" (285) kam häufig in einer gewissen Maniertheit zum Ausdruck, die inhaltlich belanglos erschien, in Wirklichkeit aber seine Wirkung in der Öffentlichkeit begründete.

Demzufolge hatte Kunst, um es noch einmal zusammenzufassen, für Albrecht von Kefernburg in erster Linie repräsentative Funktion, da sie ihm die Möglichkeit bot, sich so darstellen zu lassen, wie er von Anderen gesehen werden wollte. Zu diesem Zweck läßt er im 'Herzog Ernst E' Macht und Ansehen des Magdeburger Hofes herausstellen, um auf dem Umweg über die Dichtkunst seine politische Bedeutung zu untermauern. Daß dabei die Realität im Text selbst kaum ihren Niederschlag findet, entspricht gänzlich dem Wesen repräsentativer, das heißt allein auf Wirkung in der Öffentlichkeit bedachter Literatur. Deshalb verändert Odo den 'Herzog Ernst'-Stoff zugunsten seines Auftraggebers, den er im Anklang an Walther von Châtillon geradezu als Spender dichterischer Schöpferkraft preist (308 A - 309 A). Wenn sich dabei seinem Publikum der für Albrecht äußerst schmeichelhafte Vergleich mit Wilhelm von Reims und dessen politischer und kultureller Bedeutung in Frankreich aufdrängte, war das durchaus im Sinne des Magdeburger Erzbischofs.

So vermittelt Odos 'Ernestus' das Bild einer zwar vorübergehend aus den Geleisen geratenen, im großen und ganzen aber intakten Welt, in der schließlich alles wieder ins Lot kommt. Ähnliche Erwartungen schien der Verfasser des 'Herzog Ernst A' an eine Aussöhnung Friedrich Barbarossas mit Heinrich dem Löwen geknüpft zu haben (siehe S. 28 f.). Aber dennoch sind tiefgreifende Unterschiede feststellbar. Denn durch die "Antikisierung" der Person und ihrer Lebensumstände verlegt Odo die Handlung seines Textes in eine Zeit, die weder der Antike noch dem Mittelalter zugehörig

-
- 285) Begriff nach BENJAMIN, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, edition suhrkamp Bd. 28, S. 7 - 63; hier besonders S. 21 ff.

Siehe dazu auch HEGEL, Vorlesungen über die Ästhetik III, 1970, S. 325 ff.

ist und daher dem Leser merkwürdig gestaltlos und unhistorisch anmutet. Eine derartige Stilisierung der Erzählwirklichkeit war dem 'Herzog Ernst A' fremd, da hier ungeachtet der zeitlichen Versetzung die dargestellte Welt gleichsam als Widerspiegelung zeitgenössischer Lebensumstände abgebildet wurde. Weil trotz aller politischer Programmatik in Odo 'Ernestus' dieser direkte Realitätsbezug fehlt, wirkt seine Erzählwirklichkeit ähnlich konturenlos wie die des Artusromans. Mit diesem teilt er auch die Fehleinschätzung seiner politischen Thematik. Der speziell im 'Herzog Ernst E' einseitig dargestellte Machtkampf innerhalb des Reiches hat letztlich seine Ursache im Wesen des Feudalstaates, doch Odo umgeht das Problem, indem er den Konflikt zur momentanen (und daher reparablen) Fehlleistung der einen Seite vereinfacht und damit den Eindruck erweckt, als könne die prinzipielle Frage der Abgrenzung kaiserlicher und landesherrlicher Machtbefugnisse durch einen einfachen Umdenkungsprozeß oder schlimmstenfalls durch einen Herrscherwechsel gelöst werden. Im Epilog wird diese Ansicht noch einmal deutlich zum Ausdruck gebracht. Dem entspricht im Prinzip die Personalisierung allgemeiner lehensstaatlicher Probleme im Artusroman (286). In beiden Fällen ist eine in sich widersprüchliche gesellschaftliche Wirklichkeit auf das Verhalten einzelner Akteure reduziert, deren Sieg oder Niederlage schließlich die Wiederherstellung paradiesischer, das heißt spannungsloser Zustände innerhalb des Feudalstaates garantiert. So betrachtet ist der 'Herzog Ernst E', selbst unter größtmöglicher Berücksichtigung seiner vordergründig-tagespolitischen Brisanz, aufgrund seiner "Antikisierung"-Tendenzen und der Reduktion des Handlungsablaufs auf das Erzählschema: Held und Anti-Held in weit größerem Maße utopisch als seine volkssprachigen Vorgänger.

286) Vgl. dazu RICHTER, "Ritterliche Dichtung"; in: Literatur und Sozialwissenschaften 5/1975, S. 7 - 39.

E) LATEINISCHE REZEPTION MITTELHOCHDEUTSCHER EPIK

Durch den Vergleich mit volkssprachigen Texten hatte sich gezeigt, daß die im 'Herzog Ernst E' festgestellte Tendenz, Dichtung als gesellschaftliches Prestigeobjekt anzusehen, weitgehend von der Wahl der Literatursprache und ihren stilistischen Möglichkeiten abhing. Das hatte ansatzweise bereits das 'Carmen de prodicione Guenonis' vermuten lassen (vgl. Seite 11 ff.), ohne daß es jedoch möglich gewesen wäre, diesen Text ähnlich dem 'Herzog Ernst E' literatursoziologisch auszudeuten. So blieb Odos Hexameterdichtung bislang das einzige konkret beweisbare Beispiel einer lateinischen Repräsentationsdichtung, die sowohl den machtpolitischen Intentionen ihres Auftraggebers als auch sprach- und gattungsspezifischen Elementen Rechnung trug. Daher empfiehlt es sich, der Interpretation des 'Herzog Ernst E' einige Betrachtungen über den 'Gregorius Peccator' Arnolds von Lübeck folgen zu lassen, da allein dieser Text Odos 'Ernestus' in etwa vergleichbar ist.

In meist vierhebigen lateinischen Paarreimversen hatte der Lübecker Abt Arnold (287) die Gregorius-Legende Hartmanns von Aue für Herzog Wilhelm von Lüneburg, den jüngsten Sohn Heinrichs des Löwen, nachgedichtet. Dadurch ist der Text, der sonst keinerlei Aufschlüsse über seine Abfassungszeit enthält, in etwa datierbar, denn Wilhelm starb bereits mit knapp dreißig Jahren am 12. Dezember 1213, nachdem er erst 1203 zur Herrschaft gelangt war (288). In dieser Zeit muß der 'Gregorius Peccator' entstanden sein, also nur wenige Jahre vor Odos 'Herzog Ernst'.

Über seinen Verfasser ist nicht allzuviel bekannt. Er scheint etwas älter Hartmann von Aue gewesen zu sein, da er 1172 Herzog Heinrich den Löwen auf der schon einmal angesprochenen Pilgerfahrt nach Jerusalem begleitet hatte. Seit 1177 ist er urkundlich als der erste Abt des neu gegründeten Johannesklosters in Lübeck nachweisbar, dem er bis zu seinem Tode im 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts vorgestanden hat. Deshalb dürfte auch seine literarische Tätigkeit im wesentlichen in jene Jahre nach 1177 zu datieren sein.

Mit seinem ersten Werk, der Fortsetzung der 'Chronica Slavorum' Helmolds von Bosau wollte Arnold, seinen eigenen Worten zufolge,

287) Siehe Anmerkung 2.

288) Zur Biographie Wilhelms siehe:

LAPPENBERG im Vorwort der PERTZschen Ausgabe der 'Slawenchronik' (Anm. 289), S. 1 - 9;

ADB 41, S. 727 - 29 (ZIMMERMANN);

GANZ, Dienstmann und Abt; in: Kritische Bewahrung, 1974, S. 250 - 75; Biographie Wilhelms S. 252.

"precipue vero de vocatione vel subactione Slavorum, que per nobilem ducem Heinricum facta est, memorie fidelium perennare" (289).

Daher ergänzte er dessen Geschichtswerk um die Ereignisse der Jahre 1171 bis 1209, so daß er frühestens 1210 die Arbeit daran beendet haben kann. Ob damit aber ein terminus post quem für die Entstehung des 'Gregorius Peccator' gegeben ist, muß offenbleiben, da eine gleichzeitige Abfassung beider Texte nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann.

Dem eigentlichen Beginn der Geschichte, einer Prosafassung des Hartmannschen Prologs, stellt Arnold im 'Gregorius Peccator' einige höchst merkwürdige Zeilen in eigener Sache voran. Darin heißt es nach der obliigatorischen Verbeugung vor dem Gönner und Auftraggeber Wilhelm von Lüneburg:

"Opus quod nobis iniunxistis de teutonico transferre in latinum nobis satis est onerosum, quia usum legendi talia non habemus, et modum locutionis incognitum formidamus" (290).

Es ist sicher nicht falsch, in dieser Aussage eine jener immer wieder gebrauchten, doch dafür umso bedeutungsloseren Unfähigkeitsbeteuerungen zu sehen, zumal auch der zweite Teil des "quia"-Satzes in der ungewohnten Verwendung von Reimpaarversen seine Erklärung zu finden scheint. Dennoch aber entpuppt sich Arnolds Formulierung bei genauerer Interpretation als unüberhörbare Kritik am poetischen Verfahren seiner (volkssprachigen) Vorlage, wenn man ihr vergleichbare Passagen aus der 'Slawenchronik' gegenüberstellt:

- 289) Zitiert nach: PERTZ (Hg), Arnoldi Chronica Slavorum ex recensione I. M. LAPPENBERGii in usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis recudi fecit G. H. PERTZ, 1868.

Eine Neuauflage mit Übersetzung ist in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft angekündigt.

Übersetzung:

"(die Geschehnisse) um die Bekehrung und Unterwerfung der Slawen, die durch den edlen Herzog Heinrich (den Löwen) erfolgte, in der Erinnerung der Christen zu verewigen".

- 290) Übersetzung:

Das Werk, das Ihr vom Deutschen ins Lateinische zu übersetzen uns aufgetragen habt, ist für uns ziemlich schwierig, da wir nicht gewohnt sind, derlei Dinge zu lesen und die (uns) unbekannte Art zu dichten fürchten.

"Unde rogamus prudentiam vestram, ne tenuitatem ingenii nostri vel verborum rusticitatem attendatis, sed caritatis devotionem, que confundi meretur, pia consideratione advertatis" (291).

Ähnlich heißt es am Schluß in der sogenannten "Satisfactio (- excusatio) scriptoris":

"Veniam legentium peto, ne quis presumptionis vel temeritatis arguere me velit, quia ista dictaverim, sciens quod multi gesta regum vel pontificum scripserint, sed, sicut ab initio dictum est, non temeritate, sed caritate ista prosecutus sum, volens continuare hoc dictamen operi Helmodi sacerdotis, qui de statu terre nostre et regibus sive principibus multa premiserat, ..." (292).

Wenn Arnold angesichts eines solchen Satzes, der hier noch nicht einmal in voller Länge wiedergegeben wurde (293), sich auch noch für die "rusticitas" seiner Worte entschuldigen zu müssen glaubt, dann zeigt sich gerade darin sein Bestreben, das Publikum erst einmal auf die eigene Formulierungskunst aufmerksam zu machen, indem er ständig sein Unvermögen heraushebt. Dabei ist schon sein Satzbau so kompliziert, daß der Text nur noch einem Leser mit überdurchschnittlichen Lateinkenntnissen, keinesfall aber einem Zuhörer verständlich ist. Eine Syntaxanalyse der zuletzt zitierten Stelle vermag dies zu verdeutlichen. Kern der Aussage ist der Teilsatz "sed ... non temeritate, sed caritate ista prosecutus sum", auf

291) Übersetzung:

Daher bitten wir Eure Klugheit, daß Ihr nicht auf unsere geringe Begabung oder (unsere) bäurisch-schlichten Worte achtet, sondern sie in frommer Betrachtung mit andächtiger Nächstenliebe aufnehmt, die nicht verdient, verworfen zu werden.

292) Übersetzung:

Ich bitte um die Nachsicht meiner Leser, damit mich nicht jemand der Anmaßung und Vermessenheit beschuldigen wolle, weil ich dies verfaßt habe, wohl wissend, daß schon viele die Taten von Bischöfen und Königen niedergeschrieben haben, doch ich habe dies, wie ich schon am Anfang gesagt habe, nicht aus Vermessenheit, sondern aus Nächstenliebe dargestellt, da ich das Werk des Priesters Helmod fortsetzen wollte, der über den Zustand unseres Landes, seine Könige und seine Fürsten schon vieles vorausgeschickt hatte.

293) Die auf S.148 zitierte Stelle schließt unmittelbar an.

den zwei, einander gleichgeordnete Partizipia Praesentis (sciens, volens) bezogen sind. Beide leiten ein längeres Nebensatz-Gefüge ein und umschließen damit den soeben noch einmal zitierten zweiten Teil des Hauptsatzes. In ihrer weiteren Struktur jedoch unterscheiden sich beide Partizipial-Sätze erheblich voneinander, denn der erste wird durch ein faktisches "quod", der andere durch zwei gleichrangige Infinitive fortgeführt (294), die ihrerseits zwei, ihnen untergeordnete Relativsätze umschließen. Demgegenüber wurden im ersten Teil des Satzgefüges hauptsächlich finite Verbalformen im Konjunktiv verwendet, wobei der "quia"-Satz direkt auf das "veniam legentium peto" zurückgreift und über das folgende "sciens" unmittelbar mit dem Rest des Hauptsatzes in Verbindung steht. Dadurch bekommen der "ne - velit"-Satz und das "sicut ab initio dictum est" trotz ihrer inhaltlichen Beziehung auf die Gesamtaussage der Satzperiode parenthetischen Charakter. Auf diese Weise verbindet Arnold symmetrisch angeordnete Assyndeta mit strenger Hypotaxe, um damit einerseits eine Vielzahl von Aussagen logisch aneinanderreihen zu können, andererseits aber beim Leser den Eindruck eines Autors zu erwecken, der mit den Stilmitteln der Sprache nach Belieben umzugehen versteht. Um so eher wird dieser dann bereit sein, die Bescheidenheitsbeteuerungen des Verfassers ebenfalls als Stilmittel zu werten und seiner Darstellungstechnik nur umso größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Demgegenüber fehlt der 'Gregorius'-Vorrede ein wesentliches Element solcher excusatio-Topik, da Arnold weder den Autor seiner Vorlage namentlich erwähnt noch seine eigene Unfähigkeit zum Ausdruck bringt. Über Helmold von Bosau hingegen hatte er sich bereits im Prolog der 'Slawenchronik' lobend geäußert und seine Aussage entsprechend den Regeln einer captatio benevolentiae reichlich mit gelehrten Anspielungen verbrämt:

"Ille etenim vir sagacis ingenii, potens in verbis, notior in positionibus, facundo sermone, divitis vene [Hor. ars poet. 409], seriem operis percucurit, nos autem de pingui Minerva [Cic. de am. 5] distillantes, velut impeditioris linguae et tardioris calami, cepto operi reptando insistentes humiliter procedamus, quia nec voce nec calamis magistrum equiparamus [Verg. Ekl. V, 48]. " (295)

Wiederum verbindet Arnold das Bekenntnis der eigenen Unfähigkeit mit stilistisch äußerst gewählter Ausdrucksweise, wie sie sich hier vor allem

294) Bei der Syntaxanalyse wurde auch der in der Anmerkung 289 zitierte letzte Teilsatz mit einbezogen.

295) Übersetzung:

Denn jener hat als scharfsinniger, wortgewaltiger, in der Darstellung nur allzu kundiger, redegewandter und begabter Mann den Gang

in den teilweise sehr gesucht wirkenden Anklängen an Horaz, Cicero und Vergil niederschlägt. Demgegenüber wird Hartmann im 'Gregorius Peccator' mit keiner Silbe erwähnt, obwohl er sicherlich Arnolds Auftraggeber Wilhelm dem Namen nach bekannt war, wenn dieser ihm die 'Gregorius'-Vorlage zur Bearbeitung übergeben hatte. Nur an der vorhin zitierten Stelle (siehe S. 148) wird von der Schwierigkeit gesprochen, den Text ins Deutsche zu übersetzen. Ihre Ursache liegt aber nicht in inhaltlichen und nur bedingt in formalen Eigenarten der volkssprachigen Vorlage begründet, sondern - Arnolds eigenen Worten zufolge - in seiner mangelnden Erfahrung mit "derartiger Lektüre". Eine solche Aussage läßt sich nur als offene Kritik an der Darstellungsweise Hartmanns verstehen, besonders dann, wenn man das sprachlich günstigstenfalls indifferente "usum talia legendi" mit den zitierten Lobsprüchen auf Helmold von Bosau vergleicht. PETER F. GANZ hatte daher diese Stelle aus der 'Gregorius'-Vorrede als ein "etwas verächtlich(es)" Herabsehen des

"lateinisch gebildete(n) litteratus auf die höfische Dichtung Hartmanns" (296)

gedeutet. Das ist ganz sicher zutreffend, doch bleibt zu fragen, ob dahinter nicht ein völlig anderes Kunstverständnis steht, dessentwegen Arnold Hartmanns Dichtung ablehnt. Denn ihr Autor entspricht nicht jenen Vorstellungen, die der gelehrte Lübecker Abt zu Beginn der 'Slawenchronik' mit den Worten

"potens in verbis, notior in positionibus, facundo
sermone, divitis vene"

umschrieben hatte. Es wird daher zu prüfen sein, ob sich der 'Gregorius Peccator' grundlegend von seiner mittelhochdeutschen Vorlage unterscheidet.

Eine für einen Vergleich sehr aufschlußreiche Stelle ist die Schilderung der ersten Ritterlaten Gregors nach seinem Austritt aus dem Kloster. Ohne es zu wissen, war er auf seiner aventiure-Fahrt ins Land seiner Mutter gelangt und hatte sich dort in ihrem Kampf gegen einen hartnäckigen Verfehrer auf ihre Seite gestellt. Den schon lange Zeit andauernden Krieg entscheidet er dadurch, daß er den Gegner im Zweikampf besiegt und gefangennimmt. Das liest sich bei Hartmann als die Schilderung eines "puneiz",

seines Werkes durchlaufen, wir aber, die wir nur eine schwerfällige Intelligenz besitzen, werden bei dem unternommenen Werk, gleichsam als wäre (unsere) Zunge stärker behindert und (unser) Griffel langsamer, zu Boden gedrückt, und bleiben weiter dabei, vorwärts zu kriechen, da wir weder mit dem gesprochenen Wort noch in der schriftlichen Darstellung dem Meister gleichkommen können.

296) GANZ (Anm. 288), S. 253.

eines nach festen Regeln ablaufenden ritterlichen Turniergefechts:

v. 2117 - 45: Ir ietweder sich dâ vlez
ûf einen langen puneiz.
zuo ein ander wart in ger.
alse schiere si diu sper
under die arme sluogen,
diu ors si zesamene truogen.
diu sper wâren kurz und grôz,
des ir ietweder missenôz:
wande ir ietweder stach
daz sîn daz ez ze stücken brach
und daz si doch gesâzen.
wie lützel si vergâzen
der swerte bî der sîten!
seht, si begunden strîten,
zwene gelfche starke man
der enweder nie gewan
unredelfche zageheit
(daz sî iu vür wâr geseit)
alse grôz als umbe ein hâr,
und ez muose dâ vür wâr
den strît under in beiden
kunst und gelücke scheiden.

Dô ir ietweder gnuoc
mit dem swerte gesluoc,
dô bekumberte in alsus
der getühtige Grêgôrjus
daz er in zoumen began
und vuorte in mit gewalte dan
vaste gegen dem bûrgetor (297).

Bei Arnold ist dieser Detailrealismus von sekundärer Bedeutung:

Buch II, cap. XXVII, v. 1274 - 98:

immensum dans spectaculum
qui fuerant in turribus
et de muris spectantibus
Achillem hic et ectorem
vtrobique spectabilem.
videre posses militem.
equo armis precipitem.

297) Zitiert nach PAUL/WOLFF (Hgg), Hartmann von Aue, Gregorius, ¹¹1966.

Sed vt probauit exitus
 alter fuit inualidus,
 nam achylles preualuit,
 cui hector succubuit.
 Nam equis concurrentibus
 fit gaudium spectantibus.
 et primum quidem lanceas
 confregerunt preualidas.
 Inde producunt gladios
 et pictos cedunt clypeos,
 et loricis circumdata
 diu rimantur corpora.
 Tandem fit potencior
 et dextra violencior,
 dum frenum ducis arripit
 et violenter protrahit
 in castellum gregorius
 cunctis congratulantibus (298).

Mit der Darstellung Hartmanns verglichen fällt auf, daß Arnold keinen großen Wert darauf legt, dem Leser ein anschauliches Bild vom Kampf der beiden Kontrahenten zu vermitteln, denn Verlauf und Ausgang sind durch die Nennung der Namen Achilles und Hector von Anfang an vorgegeben. Dadurch wird es ihm unmöglich, das entscheidende Gefecht ähnlich ausführlich und spannend zu schildern wie die Vorlage. Auf diese Weise treten die Kämpfenden so weit in den Hintergrund, daß der Autor Gelegenheit bekommt, auch die Zuschauer in seine Beschreibung einzubeziehen (v. 1285 f). Um aber derart souverän mit dem Text spielen zu können, muß er den Zweikampf so darstellen, daß sich jeder seiner Leser auch ohne ausführliche Schilderung ein Bild machen kann. Deshalb stilisiert Arnold den "puneiz" Hartmanns

298) Übersetzung:

Er [Gregorius] gibt denen, die sich auf den Türmen befanden und die von den Mauern herabblickten, ein gewaltiges Schauspiel: auf der einen Seite einen Achilles, (auf der anderen) einen Hector, der mit seinem Pferd und mit seinen Waffen (auf den anderen) losstürzte. Doch sobald der Ausgang (dem Einen) die Oberhand gab, war der Andere kraftlos, denn Achilles war überlegen, dem Hector unterlag. Denn als die Pferde aufeinandertreffen, freuen sich die Zuschauer. Zuerst zerbrachen (die Kämpfer) die sehr festen Lanzen. Dann ziehen sie die Schwerter, schlagen auf die bemalten Schilde ein und spalten lange Zeit die mit Panzern geschützten Körper. Schließlich wird Gregorius überlegen und mit seiner Rechten stärker, als er (das Pferd) des Herzogs am Zügel ergreift und ihn gewaltsam in die Stadt führt, während ihm alle gratulieren.

nach seinem bekanntesten Vorbild, dem Zweikampf zwischen Achilles und Hector, indem er Gregorius scheinbar fliehen läßt, um dadurch den Gegner aus seinem Lager vor der Stadtmauer zu locken. So gibt er dem literaturkundigen Leser die Möglichkeit, Handlungsandeutungen im Text aufgrund eigener Belesenheit zu enträtseln und spart sich gleichzeitig die ausführliche Darstellung eines Ereignisses, an dem ihm offenbar nichts gelegen ist.

Ähnlich verfährt der Autor auch sonst. So geht dem ersten Inzest ein längerer Monolog voraus, in dem Gregors Vater über seine Liebe zur Schwester reflektiert:

Buch I, cap. III, v. 191 - 209:

"nunquam consencias,
patris monita custodias,
super hec omnia
humana te confondit verecundia;
absit, vt ymmemor consanguinitatis
scelus inpleas tante enormitatis.
Diuicie tibi sunt, te formosum natura creauit
nulla puella tibi complexus negabit.
Hanc si contingas poluto turpis amore
peccatum viciata te petit omne sorore.
Quis te curabit
si contra te tam turpis consciencia clamabit?
Incestus superat omne scelus.
O quam est difficile,
in confessione ista prodere!
Nunc igitur ex animo
renuncia dyabolo;
melius est tibi a sorore elongari,
quam tanto piaculo coinquinari." (299)

299) Übersetzung:

"Niemals willige ein! Denke an die Ermahnungen des Vaters!
Doch über all dies hinaus macht Dich die **menschliche Scham**
bestürzt; es sei ferne, daß Du die enge **Blutsverwandtschaft** ver-
giß und eine Untat von so gewaltigem Ausmaß begehst! Du bist
reich, die Natur schuf Dich wohlgestaltet - kein Mädchen wird
Dir Umarmungen verweigern! Wenn Du diese aber frevlerisch
mit blutschänderischer Liebe berührst, werden alle Sünden über
Dich hereinbrechen, nachdem Du die Schwester geschändet hast.
Wer wird dann für Dich dasein, wenn das Wissen um eine so
schändliche Tat gegen Dich seine Stimme erschallen lassen wird?
Der Inzest übertrifft jedes Verbrechen. Ach, wie schwierig ist es,
dies zu beichten! Sage also aus Deinem Herzen heraus dem Teu-
fel: es ist besser für Dich, Dich weit von der Schwester entfernt
zu halten als Dich durch eine so große Untat zu besudeln!"

Diese Passage hat Arnold dem Text des 'Gregorius' hinzugefügt, ohne dafür bei Hartmann einen Anhaltspunkt zu haben. Anschließend greift er in seiner Darstellung wieder auf die mittelhochdeutsche Vorlage zurück und folgt ihr, wenn auch mit einigen Änderungen im Detail, bis zum Inzest. Das läßt die Vermutung zu, daß jene eingeschobene Reflexion hauptsächlich dazu dienen sollte, die straffe, einlineare Handlungsführung der Quelle aufzubrechen und vor dem vorläufigen Höhepunkt der Geschichte, dem Inzest, eine retardierende Textstelle einzuschieben, um die Aufmerksamkeit des Publikums neu zu beleben. Monologische Rede, asyndetische Imperative, Interjektionen und rhetorische Fragen sind dafür besonders geeignete Stilmittel.

Darüber hinaus ist grundsätzlich festzustellen, daß Arnold gerade dann sehr ausführlich erzählt, wenn sich Hartmann mit einer kurzen Mitteilung der Fakten zufriedengibt. Das läßt bereits der Beginn der Geschichte erkennen:

Hartmann, v. 177 - 186:

Ez ist ein wälhischez lant,
 Equitânja genant,
 und lft dem mere unverre;
 des selben landes herre
 gewan bf sñem wibe
 zwei kint diu an ir lñbe
 niht schoener mohten sñ,
 einen sun und ein tochterlñ.
 der kinde muoter diu erstarp,
 dô si in daz leben vol erwarp.

Arnold, Buch I, cap. I, v. 1 - 37:

Est regio quedam, equitania dicta, quam mare aluit
 multisque nauigationibus congruum portum fecit
 quam propter terre beneficia
 negociatorum frequentat copia.
 Hec habuit dominum,
 moribus ornatum
 et virtutibus magnificatum,
 dei cultorem
 et omnis iusticie amatorem.
 Nec minus regina
 constricta lege diuina,
 decor erat patrie
 summe virtutis in arte,
 legem conjugalem
 servans et vitam socialem.
 Hij cum diuitijs pollerent

et eis prospera cuncta fauerent,
 Hos deus exaltauit
 et sobole magnificauit
 Forma miranda
 filium dans cum filia
 Regni heredes.
 congaudeba <n> t (300) simul omnes
 Magnates, milites,
 tocius regni plurimi plebes.
 Juxta magnatorum
 ritum fit nobilium puerorum
 Annis subteneris
 adhibita custodia celebris.
 Qui sic etate
 crescunt simul et probitate.
 Post annos plures
 fit digna graui gemitu res.
 Isti testantur,
 quod matre sua viduantur.
 Mors hanc seua rapit,
 que nulli parcere sueuit. (301)

300) Congaudeba<n>t; Konjektur STEINMEYERs (Anm. 2).

301) Übersetzung:

Es gibt ein Land, Aquitanien genannt, das das Meer bespült und das vielen Schiffen einen geeigneten Hafen bot, das wegen der reichen Gaben seines Bodens viele Kaufleute häufig besuchen. Dieses hatte einen Herrn, der durch seinen Anstand geschmückt und durch seine guten Eigenschaften berühmt war, der Gott diente und alle Gerechtigkeit liebte. Um nichts weniger war die Königin, fest verwurzelt im göttlichen Gesetz, in der höchsten Ausprägung der Tugend die Zierde des Landes; sie lebte nach dem Gesetz der Ehe und führte ein Leben in der Gemeinschaft. Da sie an Reichtum vermögend waren und alles Glück sie begünstigte, erhöhte sie Gott und ehrte sie durch eine Nachkommenschaft von wunderbarem Aussehen, indem er ihnen einen Sohn und eine Tochter als Erben des Reiches gab. Alle Fürsten, Ritter und die meisten Leute des ganzen Reiches freuten sich sogleich mit ihnen. Nach dem Brauch der Fürsten wird den adeligen Kindern seit ihren allerfrühesten Jahren eine vortreffliche Erziehung zuteil. Diese nehmen so gleichzeitig an Alter wie an Tüchtigkeit zu. Einige Jahre später ereignete sich eine tief beklagenswerte Sache. Diese erleben, daß sie ihrer Mutter beraubt werden. Der schlimme Tod, der niemanden zu schonen pflegt, raubte sie.

Schon die wenigen, hier zitierten Beispiele machen deutlich, daß Arnolds Technik, seine volkssprachige Vorlage zu latinisieren, durchaus dem Verfahren Odos vergleichbar ist. Wie dieser "literarisiert" er den Text der Quelle, indem er den gradlinigen Erzählverlauf aufricht und um inhaltliche Zusammenfassungen oder allgemein moralische Betrachtungen erweitert. Reine Aktionsszenen treten dagegen im 'Gregorius Peccator' zurück, vor allem dann, wenn es sich um breit ausgeführte Kampfschilderungen Hartmanns handelt. In diesen Fällen kürzt Arnold generell und begnügt sich im allgemeinen mit der Mitteilung des Endresultats. Dadurch unterscheidet er sich aber auch wieder von Odo, da dieser Schlachtbeschreibungen in entsprechend epischer Form durchaus ihren Stellenwert im Rahmen des Gesamttextes zuerkannt hatte. Weiterhin trennt beide Autoren, daß sie die Stilmittel zur Veränderung ihrer mittelhochdeutschen Vorlage zwar beide der antiken Rhetorik-Tradition entnehmen, sie aber unterschiedlich verwenden. Denn trotz der gelegentlich recht freien Wiedergabe des Hartmannschen Textes im 'Gregorius Peccator' versucht Arnold in keiner Weise, das vorgegebene Sujet durch die Verwendung der lateinischen Sprache auch inhaltlich umzuformen. So entspricht die dargestellte Realität genau derjenigen Hartmanns, während Odo durch mythologische Einschübe und den Gebrauch des epischen Götterapparates seine 'Herzog Ernst'-Bearbeitung weitgehend enthistorisiert und seinen Helden, wenn auch mit geringem Erfolg, zum antiken Heros umzustilisieren versucht hatte. Im 'Gregorius Peccator' dagegen dienen sagengeschichtliche Anspielungen nur dazu, die Darstellung zu veranschaulichen oder, wie in dem zitierten Fall des Achilles-Hector-Vergleichs, den Leser über bestimmte Ereignisse ohne längere Ausführungen zu informieren. Daher spielt auch der antike Götterapparat in Arnolds Nachdichtung keine Rolle: nur anläßlich des zweiten Inzestes wird gesagt, daß Cupido sie zu dieser Tat verlockt habe (Buch II, cap. XXIV, v. 1115 - 22), doch setzt diese Formulierung ihn wegen der parallelen Ereignisse zu Beginn der Geschichte mit dem Teufel gleich (vgl. Buch I, cap. III, v. 176 - 88). Damit verliert er seine spezifischen Eigenschaften als römischer Liebesgott.

Der wesentlichste Unterschied zu Odos 'Ernestus' liegt jedoch in dem scheinbar unpolitischen Charakter des 'Gregorius Peccator'. Wie schon mehrfach erwähnt, war Hartmanns Text für den Lüneburger Herzog Wilhelm (den Fetten) ins Lateinische übertragen worden, der - im Vergleich mit Albrecht von Kefernburg - nur als relativ unbedeutender Duodezfürst zu bezeichnen ist. Nach der Teilung des welfischen Erbes im Jahre 1202 und dem Verlust der reichsfürstlichen Herrschaftsrechte durch die Auflösung des Herzogtums Sachsen waren ihm nicht viel mehr als die nördlich der Elbe gelegenen Gebiete und die Stadt Lüneburg verblieben (302). Dadurch

302) ARNSWALDT, Die Lüneburger Ritterschaft als Landstand im Spätmittelalter, 1969, S. 15;

HAVEMANN (Anm. 275), S. 274 f.;

ADB 41, S. 728.

waren allen Versuchen, auf die politischen Ereignisse seiner Zeit Einfluß zu nehmen, enge Grenzen gesetzt. So erklärt es sich auch, daß Wilhelm zu keiner Zeit in den Bürgerkrieg zwischen seinem Bruder Otto und Friedrich II. eingriff und sich auch sonst kaum politisch ambitioniert zeigte. Daher ist es nicht weiter verwunderlich, daß selbst das einzige kriegerische Ereignis seiner elfjährigen Regierungszeit, die Belagerung der Burg Lichtenberg (303), von Arnold von Lübeck angezweifelt wird (304).

Daß Wilhelms Interessen nicht der hohen Politik galten, lag - wie schon angedeutet - vor allem an den inneren Strukturen seines Herzogtums. Denn Friedrich Barbarossa hatte nach seinem Sieg über Heinrich den Löwen die Machtstellung der Welfen in ihren Territorien erheblich eingeschränkt, indem er Lübeck die Reichsunmittelbarkeit verlieh (1181) und alle Reichslehen von dem welfischen Allodialbesitz Braunschweig und Lüneburg abtrennte (305). Auf diese Weise sollten neuerliche Großmachtbestrebungen bereits im Keime erstickt werden. Von dieser Politik profitierten daher in erster Linie die herzoglichen Lehensleute und die größeren Städte, soweit sie in der Lage waren, die ihnen zufallenden Herrschaftsrechte wahrzunehmen und zu behaupten.

Das gilt besonders für Lüneburg, das nach der Zerstörung Bardowicks durch Heinrich den Löwen wegen seiner verkehrstechnisch günstigen Lage und seinem Salzreichtum zu einem der bedeutendsten Handelszentren Norddeutschlands aufgerückt war (306). Auch hier hatte der wachsende Wohlstand der Bürger immer größere Freiheiten nach sich gezogen, zumal die Position der herrschenden Welfen durch den Sieg der Staufer angeschlagen war. Deshalb ging auch die Lüneburger Salzgewinnung, obwohl sie noch unter Heinrich dem Löwen eine der wichtigsten privaten Einnahmequellen der sächsischen Herzöge gewesen war, nach dessen Sturz mehr und mehr in die Hände der Bürger über. Denn angesichts der ständigen Geldknappheit blieb dem Herzog gar keine andere Wahl, als seine Anteile an der Saline und die damit verbundenen Rechte zu verkaufen. So sah sich Wilhelm gezwungen, gleich zu Beginn seiner Regierungszeit den Bürgern seiner Residenzstadt die Wahl eines ständigen Rates zu gestatten und diesem we-

303) Magdeburger Schöppenchronik (Anm. 136), S. 130 f.

304) Arnold von Lübeck, Slawenchronik (Anm. 289), VI/6 f.

305) JORDAN, Investiturstreit und frühe Stauferzeit; in: GEBHARDT, Handbuch der deutschen Geschichte, 1973, S. 153.

306) Vgl. dazu: HEINEKEN, Der Salzhandel Lüneburgs mit Lübeck bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts, 1908.

Im Hansischen Urkundenbuch (Anm. 214), I, sind im 13. Jahrhundert Lüneburger Handelsbeziehungen mit England (Nr. 475, S. 170), Flandern (Nr. 650, S. 223) und Rußland (Nr. 1201, S. 409) belegt.

sentliche grundherrliche Befugnisse (zum Beispiel die Kontrolle der städtischen Finanzen) abzutreten. Diese Entwicklung setzte sich unter seinen Nachfolgern fort, so daß schon 1269 sein Enkel Johann I. mit der herzoglichen Gießgerechtigkeit das letzte Privileg des Landesherrn in Lüneburg aufgeben mußte.

Wilhelms Stellung ist daher die eines kleinen Territorialfürsten, der de facto ohne reale Macht einer immer weiter fortschreitenden Einschränkung seiner herrschaftlichen Rechte zuzusehen gezwungen war. In dieser Situation wäre jeder politische Ehrgeiz absurd gewesen. Daher ist auch der 'Gregorius Peccator' im Gegensatz zum 'Herzog Ernst E' in seiner Aussage gänzlich unpolitisch, obgleich Arnold immer wieder, zum Beispiel bei dem Entschluß der Landesherrin, aus Gründen der Staatsraison die Ehe mit ihrem Befreier einzugehen, die Möglichkeit zu politisch ausdeutbaren Kommentaren gehabt hätte. Aber der 'Gregorius Peccator' hat nicht die Funktion, einen Herrschaftsanspruch seines Auftraggebers propagandistisch herauszustreichen und dessen Berechtigung jedermann einsichtig werden zu lassen. Stattdessen demonstriert er die Abkehr von einer als bedrohlich empfundenen Wirklichkeit, indem er die fiktionale Welt der Erzählung scheinbar ohne alle zeitgeschichtlichen Reflexe gestaltet. Das offenbart sich auch im Verhältnis Erzähler-Held-Publikum. Im 'Herzog Ernst E' diente der Protagonist der Geschichte vornehmlich als Identifikationsfigur für Albrecht von Kefernburg, damit sich dieser dem Publikum in gewünschter Weise präsentieren konnte. Derartiges Demonstrationsobjekt aktueller Bezüge ist Arnolds 'Gregorius' nicht, sondern vielmehr fiktionale Gestalt einer nicht näher definierbaren Vergangenheit, die nur die Negation jeder konkreten Realität mit der zeitgeschichtlichen Entstehungssituation des Werkes in Verbindung bringt. Wilhelm von Lüneburg scheint um seine ambivalente Stellung als Landesherr zu wissen, da er im 'Gregorius Peccator' weder utopische Wunschvorstellungen noch die eigene Gegenwart darstellen läßt. Für ihn ist Kunst daher einerseits Wirklichkeitersatz, oder, wie ERNST BLOCH in anderem Zusammenhang einmal formuliert hat,

"Übersteigen des Vorhandenen durch seine verschönernde, verdichtende, vervollkommnende oder bedeutungshafte Übersteigerung" (307),

andererseits aber auch, solange es sich um Auftragsarbeit handelt, eine der letzten herrscherlichen Attitüden, die dazu dienen, sich selbst und der Öffentlichkeit die sonst unerweisbare eigene Bedeutung immer wieder aufs neue zu versichern. Doch selbst dann, wenn mit diesem Verhalten nur noch eine inzwischen funktionslos gewordene Konvention aufrechterhalten würde, wäre ein so gearteter Text dennoch im oben definierten Sinne (vgl. S. 144 ff.) "repräsentativ", weil zum Beispiel der Preis des Auftraggebers in einer

307) BLOCH, Das Prinzip Hoffnung, 1959, Bd. 1, S. 170.

Dichtung stets auf die Wirkung beim Publikum abgestellt ist. Damit aber handelt es sich um ein Zeremoniell vor den Augen der Öffentlichkeit, obgleich möglicherweise die herausgehobene Stellung des Gepriesenen nur noch in politisch-dynastischer oder literarischer Tradition begründet liegt. In diesem Sinne ist auch der 'Gregorius Peccator', obgleich mit anderer Funktion als der 'Herzog Ernst E',

"ein Objekt des repräsentativen Bildungsluxus,
der zum Idealbild eines großen Herrschers gehörte" (308)

und selbst dann beibehalten wurde, wenn die eigene Machtstellung solchen Luxus in keiner Weise mehr rechtfertigte.

Unter diesem Aspekt sind beide Texte miteinander vergleichbar, da sie als Demonstration fürstlichen Mäzenatentums gesellschaftliches Ansehen zum Ausdruck bringen sollten. Zu diesem Zweck wurde ein beliebter, in der Volkssprache bereits vorgeformter Stoff rhetorisch eingefärbt und dem Kunstverständnis eines gebildeten Literaturpublikums angepaßt. Damit verringerte sich infolge der Esoterik der Texte zwar automatisch die potentielle Rezipientenschicht, doch dürfte dieser Umstand durch den weltweiten Gebrauch der lateinischen Sprache weitgehend wieder ausgeglichen worden sein. Dafür aber waren Werke mit derart elitärem Bildungsaufwand besonders gut geeignet, als intellektuelle Luxusgüter und Repräsentationsobjekte anerkannt zu werden. Darüber hinaus erwies sich die Bearbeitungstendenz im 'Herzog Ernst E' und im 'Gregorius Peccator' dem unterschiedlichen sozialen Status ihrer Auftraggeber kommensurabel. Während Albrecht von Kefernburg versuchte, im 'Ernestus' eigene politische Großmachtvorstellungen zum Ausdruck bringen zu lassen, war Arnold von Lübeck bemüht, alle zeitpolitischen Reflexe in seiner Dichtung zu umgehen, da sie seinem Auftraggeber Wilhelm von Lüneburg den Gefallen am 'Gregorius Peccator' hätten verleiden können. Daher vermied Arnold auch Odos "antikisierendes" Pathos, das Albrecht im 'Herzog Ernst E' neben Äneas und Alexander stellte und ihn dadurch als einen neuen Heros der Epik glorifizierte. Dennoch aber blieb auch im 'Gregorius Peccator' der (re-)präsentative, das heißt auf öffentliche Wirkung ausgerichtete Charakter des Textes erhalten, obgleich Arnold damit keine machtpolitischen Intentionen verband.

Zweifelsohne ließen sich weitere vergleichbare Texte anführen, wenn nicht in den meisten Fällen sichere Auskünfte über die spezielle Auftragssituation fehlten. Immerhin aber scheint es im 12. und 13. Jahrhundert durchaus eine Art "literarischen Markt" für lateinische Repräsentationsdichtung gegeben zu haben, auch wenn an ihr nicht das gesamte literarisch interessierte Publi-

308) GANZ (Anm. 288), S. 253.

kum Anteil nehmen konnte. Denn trotz zunehmender Bedeutung der volkssprachigen Literatur wurden diese Texte immer noch in lateinischer Sprache verfaßt, da nur diese sich in der dargestellten Weise als stilisierbar erwies und die Verwendung rhetorischer Stilmittel Voraussetzung dafür war, daß ein Text als gelehrte Dichtung anerkannt wurde. Ihre Hochschätzung hob gleichzeitig das Prestige dessen, der ein Kunst-Werk dieser Art für sich verfertigen ließ, weil er sich dadurch der geistigen Oberschicht hinzuzählen und politisches und wirtschaftliches Kapital kulturell ummünzen konnte. Damit wurde die vorgegebene Kräftekonstellation weiter bestätigt. Ein politischer Stellenwert dieser scheinbar so unpolitischen "Vorzeigedichtung" ist unter diesen Umständen nicht länger in Abrede zu stellen.

Der Aspekt, daß der Auftraggeber einer Dichtung, die nicht in der Volkssprache abgefaßt war, mit der eigenen Bildung renommieren könne, war dem Lateinischen lange Zeit hindurch fremd gewesen und mußte ihm zwangsläufig so lange fremd bleiben, als es die einzige pergamentfähige Literatursprache war. Volkssprachige Dichtungen gab es daneben zwar auch, doch wurden sie meist mündlich tradiert und sind nur in Ausnahmefällen schriftlich überliefert (309).

Diesen Monopolanspruch hatte das Latein in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts endgültig verloren (310), nachdem es vorher noch Schrittmacherdienste bei der Adaption fremder Literaturerzeugnisse geleistet hatte (311). Daß es dennoch nicht vollständig von den Volkssprachen verdrängt wurde, hat im wesentlichen zwei Gründe: seine Bedeutung als Weltsprache und seine tiefe Verwurzelung in der abendländischen Bildungstradition. Während zum Beispiel altfranzösische Texte ins Mittelhochdeutsche übertragen werden mußten, um in Deutschland von einem breiteren Publikum rezipiert zu werden, wurden die Werke lateinisch dichtender Autoren auch jenseits der eigenen Landesgrenzen verstanden, wenn die Rezipienten eine geistliche Ausbildung genossen hatten. Deshalb konnte auch Odo von Magdeburg seine Darstellungen an Walthers 'Alexandreis' ausrichten, ohne eigens auf sein Stilvorbild hinweisen zu müssen, da der Text und auch die gesamte Literaturtradition seinen Hörern bekannt waren (siehe S. 86 ff.). Darüber hinaus war Latein von allen gesprochenen Sprachen im Abendland noch diejenige mit der höchsten kulturellen Bedeutung. Trotz der zunehmenden Autarkie der Volkssprachen blieb es im wesentlichen bis zur Reformation die Sprache der Bibel und der Kirche als politischer und öffentlicher Institution. Da-

309) BERTAU (Anm. 16), passim.

310) Vgl. dazu: RUPP, Deutsche religiöse Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts, 1958; speziell S. 310 ff.

311) Vgl. 'Rolandslied' v. 9080 - 88, event. 'Klage' v. 4295 ff.

Dazu allgemein: PONERT, Deutsch und Latein in deutscher Literatur und Geschichtsschreibung des Mittelalters, 1975; hier: S. 33 - 36.

bei spielt es zunächst keine Rolle, ob ein Text in Nord- oder Süddeutschland entstand, denn der oft zitierte Unterschied zwischen dem welfisch-traditionsverhafteten Norden und dem staufisch-progressiven Süden (312) beruht weitgehend auf interpretatorischer Fehleinschätzung. So finanzierte Heinrich der Löwe eben nicht nur die deutsche Bearbeitung der französischen 'Chanson de Roland', sondern veranlaßte auch wenige Jahre später die Übersetzung des lateinischen 'Lucidarius' ins Deutsche, da er seine politische Ebenbürtigkeit mit den regierenden Staufern auch auf kulturellem Gebiet unter Beweis zu stellen suchte (313). Ebenso ist auch der stauferfreundliche 'Herzog Ernst E' nicht um seine (partei-)politische Dimension zu verkürzen, obgleich in diesem Falle gerade nicht die Volkssprache, sondern ein mühevoll verkünsteltes Gelehrtenlatein zum Medium der erzbischöflichen Ansprüche gemacht wurde. Solche Ergebnisse gilt es zu berücksichtigen, bevor allzu kühn im "Bereich welfischen Literaturinteresses" (314) eine "Tendenz" konstatiert wird,

"die lateinisch-litterate Bildung auch im weltlich-laikalen Bereich länger und intensiver als anderswo pflegt oder gar bevorzugt" (315).

Nur Einzeluntersuchungen vermögen die Vielfalt volkssprachiger und lateinischer Literaturbeziehungen zu entwirren, aber die bislang recht spärlich vorliegenden Ergebnisse rechtfertigen noch keine allgemeinen Aussagen über diese Problematik.

Bei fast allen hier angeführten Texten war festzustellen, daß sich die lateinischen Nachdichtungen von ihren volkssprachigen Vorlagen durch ihre manirierte Ausdrucksweise unterscheiden. Damit wurde die ohnedies nur die Oberschicht umfassende Gruppe des "literaturfähigen" Publikums noch weiter eingeschränkt. Wer sich deshalb mittellateinische Dichtungen vortragen ließ oder sie sogar selbst in Auftrag gab, konnte für sich den Anspruch erheben, jener elitären Bildungsschicht anzugehören, die vor allem im kirchlichen Bereich meist auch im Besitz der höchsten Würden war. Wenigstens aber gab ihr dieses Bewußtsein die subjektive Genugtuung, sich von anderen Gruppen des Hochadels zu unterscheiden, auch wenn diese vielleicht einflußreicher und mächtiger gewesen sein sollten. Denn umgekehrt delektierten sich auch hochgebildete Kleriker an den sonstigen Vergnügungen des Adels,

312) Ibid., S. 35.

313) Dazu KARTSCHOKE, Die Datierung des deutschen Rolandsliedes, 1965;

BERTAUE (Anm. 81), S. 16 - 30.

314) PONERT (Anm. 311), S. 36.

315) Ibid., S. 35.

wie einige bittere Bemerkungen in den Gedichten des Archipoeta verraten (316). Daher war die volkssprachige Literatur, sobald sie einmal rezipiert wurde, Allgemeingut des gesamten Adels, während die lateinische auf elitäre Bildungskreise beschränkt blieb. Das zeigt sich gerade an den im Rahmen dieser Arbeit behandelten Texten, da sie entweder als exotische Randerscheinungen des mittelalterlichen Literaturbetriebes niemals einem breiteren Publikum bekannt wurden oder aufgrund ihres tagespolitischen Bezugs binnen kurzem veralteten. Dennoch wäre es eine unerlaubte Simplifizierung der gesamten Epoche, diese Werke in einer literaturgeschichtlichen Darstellung des 12. und 13. Jahrhunderts völlig zu negieren, weil mit ihnen auch eine wesentliche Komponente dichterischen Schaffens im Mittelalter, nämlich die Bedeutung der öffentlich-repräsentativen Funktion des "Massenmediums" Literatur, eingeschränkt oder gar ausgeschaltet würde. HANNS FISCHER hat daher die lateinische Dichtung des Hochmittelalters als "Komplement zur Germanisierung lateinischer Literatur im 8./9. Jahrhundert" (317) bezeichnet und vor der allzu einfachen Dichotomie Latein-Deutsch gewarnt. Denn dadurch, daß lateinische Dichtungen dieser Zeit fast durchwegs nur als elitäre und deshalb unbedeutende Alternative zu den mittelhochdeutschen verstanden wurden, war es möglich, fremdsprachige Texte in der literaturgeschichtlichen Darstellung des Mittelalters gänzlich auszuklammern (318). Insofern ist HANNS FISCHERS Einwand berechtigt, da die Beschränkung auf die volkssprachige Literatur der kulturellen Vielschichtigkeit jener Epoche nicht ausreichend Rechnung trägt. Überdies wurde sie meist aus der Vorstellung geboren, disparate Tendenzen in jener Zeit im Sinne eines idealisierten Mittelalter-Bildes harmonisieren zu sollen. So gehörte die zugegebenermaßen nicht allzu breite bilinguale Rezipientenschicht ebenso zum Phänotyp kulturellen Lebens im 12. und 13. Jahrhundert wie das zum größten Teil monoglotte Ritterpublikum Hartmanns oder Wolframs.

316) Vor allem Gedicht IV (Ablehnung des Barbarossa-Epos), v. 23 - 25, doch auch an anderen Stellen.

317) FISCHER (Anm. 9), S. 5.

318) So BETZ, RL I, ²1958, S. 26¹:

Es ist falsch, ... nun auch die von Deutschen geschriebene lateinische [Literatur] der Zeit ohne weiteres in die deutsche Literaturgeschichte einzubeziehen. Aber lateinische Texte, denen deutsche Dichtung zugrundeliegt oder die germanische-deutsche Dichtung stofflich und motivisch aufnehmen und weiterführen, gehören hierher: ... Wenn weiter lateinische Texte hierher gehören, dann sind es die übersetzten und bearbeiteten, die Anregung gebenden, ...

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AfdA	Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Leipzig (später Wiesbaden) 1876 ff.
DLZ	Deutsche Literaturzeitung für Kritik der internationalen Wissenschaft, Leipzig (später Berlin) 1880 ff.
DTM	Deutsche Texte des Mittelalters
DU	Der Deutschunterricht, Stuttgart 1947 ff.
DVJS	Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Halle/S. (später Stuttgart) 1923 ff.
Euph.	Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte, Bamberg (später Heidelberg) 1894 ff.
GAG	Göppinger Arbeiten zur Germanistik, hrsg. von U. MÜLLER, F. HUNDSNURSCHER und C. SOMMER, Göppingen 1968 ff.
Geschichtsblätter	Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg, Magdeburg 1866 ff.
GRM	Germanisch-Romanische Monatsschrift, Heidelberg 1909 ff.
HZ	Historische Zeitschrift, München 1859 ff.
IASL	Internationales Archiv für Sozialgeschichte und Literatur, Tübingen 1976 f.
Leuv. Bijdr.	Leuvense Bijdragen. Tijdschrift voor Germaanse filologie, Leuven 1912 ff.
LtBl.	Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, Heilbronn 1880 ff.
MGH	Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum.

- PBB (PAULS und BRAUNES) Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Halle S. 1874 ff.
Ab 1955: PBB (H) = Halle S.
PBB (T) = Tübingen
- RL KOHLSCHMIDT, WERNER MOHR, WOLFGANG (Hgg), Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2 Bde., Berlin 1958 und 1965.
- VL STAMMLER, WOLFGANG / LANGOSCH, KARL (Hgg), Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, 5 Bde., Berlin 1983 - 1985
- WdF Wege der Forschung, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt
- ZfdA Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Leipzig (später Wiesbaden) 1841 ff.
- ZfdPh Zeitschrift für deutsche Philologie, Berlin 1869 ff.
- ZfRomPh Zeitschrift für romanische Philologie, Halle S. (später Tübingen) 1877 ff.

LITERATURVERZEICHNIS

I. Primärtexte und Übersetzungen:

a) altfranzösisch:

SCHÄFER, Hermann (Hg), Chanson d'Esclarmonde (nach der Pariser Handschrift Bibl. Nat. fr. 1451), Beilage zum Programm des Gymnasiums und der Realschule zu Worms, Worms 1895.

SCHÖLER-BEINHAEUER, Monica (Hg), Le Roman d'Eneas, Klassische Texte des Romanischen Mittelalters, Bd. 9, München 1972.

SCHWEIGEL, Max (Hg), Esclarmonde, Clarisse et Florent, Yde et Olive. Drei Fortsetzungen der Chanson von Huon de Bordeaux (Turiner Handschrift), Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, Bd. LXXXIII, Marburg 1889.

b) mittelhochdeutsch:

BARTSCH, Karl (Hg), Herzog Ernst, Wien 1869.

BARTSCH, Karl (Hg), Bruchstücke von Herzog Ernst A, Germania 19/1874, S. 195 - 96.

BONE, Carl (Hg), Zwei Bruchstücke mittelhochdeutscher Gedichte, ZfdA 47/1904, S. 426 - 30.

GÖBER, Willi (Hg), Neue Bruchstücke des Herzog Ernst, Festschrift für THEODOR SIEBS (70), hrsg. von W. STELLER, Germanistische Abhandlungen, Bd. 67, Breslau 1933, S. 17 - 32.

VON DER HAGEN, Friedrich Heinrich und BÜSCHING, Johann Gustav (Hgg), Der Herzog Ernst des Heinrich von Veldeke, Deutsche Gedichte des Mittelalters, Bd. I, Berlin 1808, S. 1 - 64.

VON DER HAGEN, Friedrich Heinrich und PRIMISSER, Alois (Hgg), Der Helden Buch in der Ursprache, Bd. II, 2, Berlin 1825.

HAHN, K. A. (Hg), Ulrich von Zatzikhoven, Lanzelet, Frankfurt a. M. 1845 (nachgedruckt: Berlin 1965).

HEFNER, Joseph (Hg), Die Ochsenfurter Fragmente der Alexandreis des Ulrich von Eschenbach, ZfdPh 37/1905, S. 348 - 51 und ZfdPh 38/1906, S. 298 - 300.

LACHMANN, Karl (Hg), Wolfram von Eschenbach, Berlin ⁶1965.

KING, Kenneth Charles (Hg), Das Lied vom Herzog Ernst, herausgegeben nach den Drucken des 15. und 16. Jahrhunderts, Texte des späten Mittelalters, Bd. 11, Berlin 1959.

- Rez: EIS, Gerhard, PBB (T) 82/1961, S. 208 f.

PAUL, Hermann und WOLFF, Ludwig (Hgg), Gregorius Hartmanns von Aue, Tübingen ¹²1973.

RICHTER, Dieter (Hg), Ein neues Fragment des 'Alexander' von Ulrich von Etzenbach, ZfdA 94/1965, S. 58 - 80.

ROSENFELD, Hans-Friedrich (Hg), Ulrich von Etzenbach, Wilhelm von Wenden, DTM IL, Berlin 1957.

ROSS, D. J. A. (Hg), Two New Manuscripts of the 'Alexander' of Ulrich von Etzenbach, ZfdA 96/1967, S. 239 - 46.

SCHÖNBACH, Anton E. (Hg), Ein Bruchstück aus dem Alexander des Ulrich von Eschenbach, ZfdA 35/1891, S. 415 - 17.

SOWINSKI, Bernhard, Herzog Ernst. Ein mittelalterliches Abenteuerbuch, übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 8352 - 57, Stuttgart 1970 (²1972).

TOISCHER, Wendelin (Hg), Ulrich von Eschenbach, Alexander, Bibliothek des litterarischen Vereins Stuttgart, Bd. 183, Tübingen 1888.

c) mittellateinisch:

VON BUCHWALD, Gustav (Hg), Arnold von Lübeck, Gregorius Peccator, de Teutonico Hartmanni de Aue in Latinum translatus, Kiel 1886.

- Rez: LEITZMANN, Albert, AfdA 67/1930, S. 285 - 88;

SEELISCH, Adolf, ZfdPh 19/1887, S. 385 - 440;

VON STEINMEYER, Elias, AfdA 12/1886, S. 200 - 05.

- DÜMGE, C. G. (Hg), Guntheri poetae Ligurinus sive de rebus gestis imperatoris Caesaris Friderici Primi Aug. cognomento Aenobarbi libri decem, Heidelberg 1812.
- GUGGER, A. (Hg), Walther von Châtillon, Alexandreis; in: MIGNE Pl. 209, Sp. 459 - 574, Paris 1885.
- HAUPT, Moriz (Hg), Herzog Ernst, ZfdA 7/1849, S. 193 - 303.
- HILKA, Alfons, SCHUMANN, Otto und BISCHOFF, Bernhard (Hgg), Carmina Burana, 4 Bde, Heidelberg 1930 - 1970.
- HOLTZMANN, Robert (Hg), Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung, MGH SS rer. Germ. nov. ser. Tom. IX, Berlin 1935.
- KLEINSCHMIDT, Erich (Hg), Die lateinische Fassung von Wolframs 'Willehalm'-Prolog und ihr Überlieferungswert, ZfdA 103/1974, S. 95 - 114.
- LANGOSCH, Karl, Aus dem 'Ligurinus' des Gunther von Pairis, herausgegeben und übersetzt; in: K. LANGOSCH, Politische Dichtung um Kaiser Friedrich Barbarossa, Berlin 1943, S. 141 - 57.
- LEHMANN, Paul (Hg), Gesta Ernesti ducis, Abhandlungen der Bay. Akademie der Wissenschaften, philos-philol. und hist. Klasse, Bd. 32/5, München 1927.
- Rez: SCHRÖDER, Edward, AfdA 46/1927, S. 107 - 112;
WEYMANN, C., Hist. Jahrbuch 47/1927, S. 342 - 49.
- LEMCKE, Hugo (Hg), Fridangi discrecio. Freidanks bescheidenheit lateinisch und deutsch aus der Stettiner Handschrift, Stettin 1868.
- LEYSER, Hermann (Hg), Incipit aurea fabrica, ZfdA 2/1842, S. 168 - 76.
- LOHMANN, Hans-Eberhard (Hg), Brunos Buch vom Sachsenkrieg, Deutsches Mittelalter, MGH - Bd. 2, Leipzig 1937.
- MARTENE, E. und DURAND, U. (Hgg), Ernestus seu de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna; in: Thesaurus novus anecdotorum, Tom. III, col. 307 - 376, Paris 1717.
- MÜLDENER, Friedrich August Wilhelm (Hg), Walther von Châtillon, Alexandreis, Leipzig 1863.

- PARIS, Gaston (Hg), *Le Carmen de prodicione Guenonis et le légende de Roncevaux*, Romania 11/1882, S. 465 - 518.
- PERTZ, Georg Heinrich (Hg), *Arnoldi Chronica Slavorum ex recensione I. M. LAPPENBERGii in sum scholarum ex monumentis Germaniae historicis*, Hannover 1886.
- PEZ, Bernhard (Hg), *Thesaurus anecdotorum novissimus*, Tom. VI/2, Augustae Vindelicorum et Graeci 1721, S. 13.
- PFISTER, Friedrich (Hg), *Der Alexanderroman des Archipresbyters Leo*, Sammlung mittellateinischer Texte VI, Heidelberg 1913.
- REIMAR, T. A. (Hg), *Petri Blesensis Opusculum de Distinctionibus in Canonum Interpretationes Adhibendas sive, ut auctor voluit, Speculum Juris Canonici*, Berlin 1837.
- SCHMELLER, Johann Andreas (Hg), *Gregorius*, ZfdA 2/1842, S. 486 - 500.
- TRILLMICH, Werner, *Thietmari Merseburgensis episcopi Chronicon. Editionis quam paraverat R. HOLTZMANN textum denuo imprimendum curavit, Freiherr von Stein-Gedächtnisausgabe*, Bd. IX, Darmstadt 1957.

d) Urkunden:

- HEGEL, C. (Hg), *Die Magdeburger Schöppenchronik; in: Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert*, Bd. 7, Leipzig 1869.
- HERTEL, Gustav (Hg), *Urkundenbuch der Stadt Magdeburg*, 3 Bde, Halle 1892 - 96.
- HÖHLBAUM, Konstantin und KUNZE, Karl (Hgg), *Hansisches Urkundenbuch*, Halle 1876 ff.
- ISRAEL, Friedrich und MÖLLENBERG, Walter (Hgg), *Urkundenbuch des Erzstiftes Magdeburg*, Teil I (973 - 1192), Magdeburg 1937.
- VON MÜLVERSTEDT, Georg Albert (Hg), *Regesta archiepiscopatus Magdeburgensis. Sammlung aus Urkunden und Annalisten zur Geschichte des Erzstifts und Herzogthums Magdeburg*, 4 Bde, Magdeburg 1876 - 99.

SCHUM, Guilelmus (Hg), *Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium*,
MGH SS XIV, Hannover 1883 (Nachdruck: Stuttgart -
New York 1963), S. 361 - 486.

ZÖLLNER, Walter (Hg), *Die Papsturkunden des Staatsarchivs Magdeburg
von Innozenz III. bis zu Martin V.*, Wissenschaftliche Bei-
träge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 23,
Halle 1966.

II. Sekundärliteratur

- ADORNO, Theodor W., *Noten zur Literatur*, 3 Bde. Frankfurt a. M., 1958, 1961 und 1965.
- ADORNO, Theodor W., *Ästhetische Theorie. Gesammelte Schriften* Bd. 7, Frankfurt a. M. 1972.
- ADORNO, Theodor W., *Onne Leitbild. Parva Aesthetica*, edition suhrkamp Bd. 201, Frankfurt a. M. 1973.
- AHLGRENZ, Franz, *Untersuchungen über die 'Keltner Handschrift' des Herzog Ernst*, Diss. Kiel 1890.
- AREUSOW, Leonid, *Colours rhetoric*, Göttingen 1963.
- VON ARNSTEDT, Adrian, *Erzbischof Albrecht II. zu Magdeburg vor seiner Erwählung*, in: *Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg* 4, 1869, S. 1 - 10.
- VON ARNSTEDT, Adrian, *Über die Herkunft der Magdeburger Erzbischöfe Albrecht II. (1208 - 1231) und Willbrand (1235 - 1253)*, zugleich als Beitrag zur Genealogie der Grafen von Kevernburg, von Hallermund, von Wassei, von Ratzeburg, von Odenburg und von Starbrücken, in: *Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg* 5 1870, S. 21 - 67.
- VON ARNSWALD, Christian, *Die Landburger Ritterschaft als Landstand im Spätmittelalter*, Göttinger Studien zur Rechtsgeschichte, Bd. 2, Göttingen 1962.
- AUSEN, Hermann und EUSEN, Wolfgang, *Handbuch der deutschen Wirtschaftsgeschichte und Sozialgeschichte*, Bd. 1: Frühzeit bis Ende des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1971.
- AUERBACH, Ernst, *Literatursprache und Foklikum in der lateinischen Späntike und im Mittelalter*, Bern 1958.
- BAETHGEN, Friedrich, *Die Kurie und der Osten im Mittelalter*, in: *Deutsche Ostforschung*, herausgegeben von H. AUSEN, Bd. I, Leipzig 1942, S. 310 - 30.
- BANK, Joachim W., *Literaturwissenschaft*, Bd. 1 *Fragen und Methoden*, Stuttgart 1974.
- BAYER, Hans J., *Untersuchungen zum Sprachstil weltlicher Epen des Deutschen Früh- und Hochmittelalters*, Berlin 1962.

- BEATIE, Bruce Alan, Strophic Form in Medieval Lyric. A formal-comparative study of the German strophes of the Carmina Burana, Diss. [Masch] Cambridge/Mass. 1967.
- BECHTEL, Heinrich, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands, Bd. I: Von der Vorzeit bis zum Ende des Mittelalters, München 21951.
- BECHTEL, Heinrich, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutschlands, München 1967.
- BECKERS, Hartmut, Brandan und Herzog Ernst. Eine Untersuchung ihres Verhältnisses anhand der Motivparallelen, Leuv. Bijdr. 59/1970, S. 41 - 55.
- BEHR, Hans-Joachim, Literatur und Politik am Böhmerhof; Ulrich von Etzenbach, 'Herzog Ernst D' und der sogenannte 'Anhang' zum 'Alexander', ZfdPh 96/1977, S. 410 - 429.
- BENJAMIN, Walter, Illuminationen. Ausgewählte Schriften, Frankfurt a. M. 1969.
- BENJAMIN, Walter, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, edition suhrkamp Bd. 28, Frankfurt a. M. 1974.
- BERTAU, Karl, Das deutsche Rolandslied und die Repräsentationskunst Heinrichs des Löwen, DU 20, 2/1968, S. 4 - 30.
- BERTAU, Karl, Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter, 2 Bde, München 1972 und 1973.
- BETZ, Werner, Althochdeutsche Literatur; in: RL I, Berlin 1953, S. 24¹ - 39¹.
- BEUMANN, Helmut (Hg), Heidenmission und Kreuzzugsgedanke in der deutschen Ostpolitik des Mittelalters, WdF Bd. VII, Darmstadt 1963.
- BEUMANN, Helmut, Das päpstliche Schisma von 1130, Lothar III. und die Metropolitanrechte von Magdeburg und Hamburg-Bremen in Polen und Dänemark; in: Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit, Köln-Wien 1971, S. 20 - 43.
- VON BEZOLD, Friedrich, Das Fortleben der antiken Götter im mittelalterlichen Humanismus, Bonn-Leipzig 1922.
- BEZZOLA, Reto R., Les origines et la formation de la littérature courtoise en occident, Bd. III, Paris 1963.

- BLOCH, Ernst, Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt a. M. 1959.
- BODE, Friedrich, Die Kampfesschilderungen in den mittelhochdeutschen Epen, Diss. Greifswald 1909.
- BÖNSEL, Gertrud, Studien zur Vorgeschichte der Dichtung von Herzog Ernst, Diss. [Masch] Tübingen 1943.
- BONATH, Gesa, Untersuchungen zur Überlieferung des Parzival Wolframs von Eschenbach, Germ. Studien, Heft 238 und 239, Lübeck-Hamburg 1970 f.
- DE BOOR, Helmut und NEWALD, Richard, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 1 - 3, München ²1955 - 1962.
- BORINSKI, Karl, Die Antike in Poetik und Kunsttheorie, 2 Bde; in: Das Erbe der Alten 1, 9/10, Leipzig 1914.
- BOSL, Karl, Staat, Gesellschaft, Wirtschaft im deutschen Mittelalter; in: GEBHARDT, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 7, Stuttgart ⁹1970 (deutscher taschenbuch verlag München 1973).
- BRÄUER, Rolf, Literatursoziologie und epische Struktur der deutschen 'Spielmanns'- und Heldendichtung. Zur Frage der Verfasser, des Publikums und der typologischen Struktur des Nibelungenliedes, der Kudrun, des Ortnit-Wolfdietrich, des Buches von Bern, des Herzog Ernst, des König Rother, des Orendel, des Salman und Morolf, des St. Oswald-Epos, des Dukus Horant und der Tristan-Dichtungen, Berlin (Ost) 1970.
- Rez: SPOHN, Georg R., Weimarer Beiträge XVIII/1972, S. 195 - 199.
SPIEWOK, Wolfgang, DLZ 93/1972, S. 585 - 588.
- BRANDSTETTER, Alois, Prosaauflösung. Studien zur Rezeption der höfischen Epik im frühneuhochdeutschen Prosaroman, Frankfurt/M. 1971.
- BRETSCHNEIDER, Anneliese, Magdeburg als Kultur- und Sprachzentrum in alter und neuer Zeit; in: Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben, Heft 3, Magdeburg (1953).
- BRUMMACK, Jürgen, Die Darstellung des Orients in den deutschen Alexandergeschichten des Mittelalters, Philologische Studien und Quellen, Heft 29, Berlin 1966.
- Rez: MIHM, Arend, AfdA 80/1969, S. 120 - 129.

- BUMKE, Joachim, Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert. Beihefte zum Euphorion 1, Heidelberg ²1977.
- BUNTZ, Herwig, Die deutsche Alexanderdichtung des Mittelalters, Sammlung Metzler Bd. 123, Stuttgart 1973.
- BURDACH, Konrad, Nachleben des griechisch-römischen Altertums in der mittelalterlichen Dichtung und Kunst und deren wechselseitige Beziehungen; in: Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes I, 1, Halle 1925, S. 49 - 100.
- VON DER BURG, Udo, Strickers Karl der Große als Bearbeitung des Rolandsliedes. Studien zu Form und Inhalt, GAG 131, Göttingen 1974.
- CARLES, Jean, La chanson de Duc Ernst (XV^e siècle). Etude sur l'origine et l'utilisation d'une matière légendaire ancienne dans le genre tardif du Lied, Paris 1964.
- CARTELLIERI, Alexander, Philipp II. August. König von Frankreich (1165 - 1223), 4 Bde, Leipzig-Paris 1899 - 1922.
- CARY, George, The medieval Alexander, hrsg. von D. J. A. ROSS, Cambridge 1956.
- Rez: WISBEY, Roy, AfdA 70/1957 - 58, S. 116 - 122.
- DE CESARE, Raffaele, Glosse latine e antico-francesi all' 'Alexandreis' di Gautier de Châtillon, Pubblicazione dell'Università cattolica del Sacro Cuore, N. S. VOL. XXXIX, Milano 1951.
- CHRISTENSEN, Heinrich, Das Alexanderlied Walthers von Châtillon, Halle 1905 (nachgedruckt: Hildesheim 1969).
- CHVATIK, Kvetoslav, Strukturalismus und Avantgarde. Aufsätze zur Kunst und Literatur, übersetzt von H. GAERTNER, München 1970.
- CLAUDE, Dietrich, Geschichte des Erzbistums Magdeburg bis in das 12. Jahrhundert, Teil I: Die Geschichte der Erzbischöfe bis auf Ruotger, Mitteldeutsche Forschungen 67/I, Köln-Wien 1972.
- CLAUDE, Dietrich, Geschichte des Erzbistums Magdeburg bis in das 12. Jahrhundert, Teil II. Von Norbert von Xanten bis Erzbischof Wichmann, Mitteldeutsche Forschungen 67/II, Köln-Wien 1975.

- COLKER, M. L., Walther of Châtillon, Rigord of Saint Denis, and an alleged quotation from Juvenal, *Classical Folia* 24/1970, S. 89 - 95.
- COMPARETTI, Domenico, Vergil im Mittelalter, übersetzt von H. DÜTSCHKE, Leipzig 1875.
- CURSCHMANN, Michael, 'Spielmannsepik'. Wege und Ergebnisse der Forschung von 1907 - 1965, mit Ergänzungen und Nachträgen bis 1967, Stuttgart 1968.
- CURTIUS, Ernst Robert, Zur Literarästhetik des Mittelalters, *ZfomPh* 58/1938, I: S. 1 - 50, II: S. 129 - 232, III: S. 433 - 479.
- CURTIUS, Ernst Robert, Dichtung und Rhetorik im Mittelalter, *DVJS* 16/1938, S. 435 - 75.
- CURTIUS, Ernst Robert, Das Carmen de prodicione Guenonis, *ZfomPh* 62/1942, S. 492 - 509.
- CURTIUS, Ernst Robert, Antike Rhetorik und vergleichende Literaturwissenschaft, *Comparative Literature* 1/1949, S. 24 - 43.
- CURTIUS, Ernst Robert, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern ⁸1973.
- DEHIO, Georg, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Der Bezirk Magdeburg, München-Berlin 1974.
- DENECKE, Ludwig, Ritterdichter und Heidengötter (1150 - 1220), Diss. Greifswald 1929.
- VON DEN DRIESCH, Johannes / ESTERHUES, Josef, Geschichte der Erziehung und Bildung, 2 Bde., Paderborn 1951.
- VON ECKHART, Johann Georg, *Commentarii de rebus Franciae Orientalis et Episcopatus Wirceburgensis*, 2 Bde, Würzburg 1727 und 1729.
- EHRISMANN, Gustav, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, Bd. II, 1 und II, 2, München 1922 und 1927.
- EISENHUT, Werner, Einführung in die antike Rhetorik und ihre Geschichte, Darmstadt 1974.
- ENGELHARDT, Otto, Huon de Bordeaux und Herzog Ernst, Diss. Tübingen 1903.

- ENGELSING, Rolf, Analphabetentum und Lektüre, Stuttgart 1973.
- ERB, Ewald, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis 1160; in: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart, herausgegeben vom Kollektiv für Literaturgeschichte, Berlin (Ost) 1964.
- ERBIG, Franz Eduard, Topoi in den Schlachtenberichten römischer Dichter, Diss. Würzburg 1931.
- VON ERTZDORFF, Xenja, Rudolf von Ems, München 1967.
- FECHTER, Werner, Das Publikum in der mittelhochdeutschen Dichtung, Frankfurt a. M. 1935 (nachgedruckt: Darmstadt 1966).
- FECHTER, Werner, Lateinische Dichtkunst und deutsches Mittelalter, Philologische Studien und Quellen, Bd. 23, Berlin 1964.
- FIEDLER, Hans, Dome und Politik. Der staufische Reichsgedanke in Bamberg und Magdeburg, Bremen-Berlin 1937.
- FISCHER, Hanns, Deutsche Literatur und lateinisches Mittelalter; in: Werk - Typ - Situation, Festschrift für Hugo Kuhn (60), herausgegeben von I. GLIER, G. HAHN, W. HAUG und B. Wachinger, München 1969, S. 1 - 19.
- FLOOD, John L., Nachträgliches zur Überlieferung des Herzog Ernst, ZfdA 98/1969, S. 308 - 318.
- FRANCKE, Kuno, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des XII. und XIII. Jahrhunderts, München 1879.
- FRIED, Johannes, Königsgedanken Heinrichs des Löwen, Archiv für Kulturgeschichte 55/1973, S. 312 - 351.
- FRIEDLÄNDER, Ludwig, Das Nachleben der Antike im Mittelalter, Deutsche Rundschau 92/1897, S. 210 - 40 und S. 370 - 401.
- FRINGS, Theodor, Die Entstehung der deutschen Spielmannsepen, Zeitschrift für deutsche Geisteswiss. 2/1939; abgedruckt: PBB (H) 91/1971, S. 296 - 315.
und: WdF CCCLXXXV, S. 191 - 212.
- FUCKEL, Arthur, Der Ernestus des Odo von Magdeburg und sein Verhältnis zu den übrigen älteren Bearbeitungen der Sage vom Herzog Ernst, Diss. Marburg 1895.
- Rez: AHLGRIMM, Franz, ZfdPh 29/1897, S. 548 - 50.

- FÜGEN, Hans Norbert, Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie. Ein Beitrag zur literatur-soziologischen Theorie, Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft, Bd. 21, Bonn 1974.
- FÜGEN, Hans Norbert (Hg), Wege der Literatursoziologie, Soziologische Texte, Bd. 46, Neuwied-Berlin ²1971.
- GALLIA Christiana, in provincias ecclesiasticas distributa opera et studio Monachorum Congregationis S. Mauri Ordinis S. Benedicti, Tom. IX (De provincia Remensi), Paris 1751.
- GANSBERG, Marie-Luise, Zu einigen populären Vorurteilen gegen materialistische Literaturwissenschaft; in: M. -L. GANSBERG und P. G. VÖLKER, Methodenkritik der Germanistik. Materialistische Literaturtheorie und bürgerliche Praxis, Stuttgart 1970, S. 7 - 39.
- GANSHOF, Francois L. , Das Lehnswesen im fränkischen Reich. Studien zum mittelalterlichen Lehnswesen, Vorträge und Forschungen Bd. 5, Lindau-Konstanz 1960.
- GANZ, Peter F. , Dienstmann und Abt. 'Gregorius Peccator' bei Hartmann von Aue und Arnold von Lübeck; in: Kritische Bewahrung, Festschrift für Werner SCHRÖDER (60), herausgegeben von E. J. SCHMIDT, Berlin 1972, S. 250 - 75.
- GERHARDT, Christoph, Verwandlungen eines Zeitliedes. Aspekte der deutschen Herzog-Ernst-Überlieferung; in: Verführung zur Geschichte, Festschrift zum 500. Jahrestag der Eröffnung einer Universität in Trier (1473 - 1973), hrsg. von G. DROEGE, W. FRÜHWALD und F. PAULY, Trier 1973, S. 71 - 89.
- GHELLINCK, J. , L'essor de la littérature latine au XII^e siècle, 2 Bde., Bruxelles-Paris ²1955.
- GIESAU, Hermann, Der Dom zu Magdeburg; in: Deutsche Bauten, Bd. 1, Burg bei Magdeburg 1936.
- GIORDANO, Carlo, Alexandreis. Poema di Gautier da Châtillon, Napoli 1917.
- GLAUCHE, Günter, Schullektüre im Mittelalter. Entstehung und Wandlungen des Lektürekansons bis 1200 nach den Quellen dargestellt, München 1970.

- GLUCKSMANN, Miriam, Einwände gegen Goldmanns Positionen,
Alternative 71/ April 1970, S. 74 - 87.
- GLUNZ, Hans, Die Literarästhetik des europäischen Mittelalters,
Bochum-Langendreer 1937.
- Rez: CURTIUS, Ernst Robert, ZfomPh 1938,
S. 1 - 50.
- GOLDSCHMIDT, Adolph, Das Nachleben der antiken Formen im Mittel-
alter, Vorträge der Bibliothek Warburg 1.2/1921 - 23,
S. 40 - 50.
- GOLDMANN, Lucien, Soziologie des modernen Romans, Paris 1964;
deutsch: Neuwied-Berlin 1970.
- GOLDMANN, Lucien, Der genetische Strukturalismus in der Literatur-
soziologie, Alternative 71/April 1970, S. 50 - 60.
- GREISCHEL, Walther, Der Magdeburger Dom, Berlin 1929.
- GRÖBER, Gustav, Übersicht über die lateinische Litteratur von der
Mitte des VI. Jahrhunderts bis zur Mitte des XIV. Jahr-
hunderts, Straßburg 1902 (nachgedruckt: München 1963).
- HAACK, Dieter, Geschichtsauffassung in deutschen Epen des 12. Jahr-
hunderts, Diss. [Masch] Heidelberg 1953.
- HABERMAS, Jürgen, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen
zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Neu-
wied 1965.
- HAMANN, Richard und ROSENFELD, Felix, Der Magdeburger Dom.
Beiträge zur Geschichte und Ästhetik mittelalterlicher
Architektur, Ornamentik und Skulptur, Berlin 1910.
- HARMS, Wolfgang, Der Kampf mit dem Freund oder Verwandten in der
deutschen Literatur bis um 1300, Medium aevum, Bd. 1,
München 1963.
- HARTUNG, J., Die Territorialpolitik der Magdeburger Erzbischöfe
Wichmann, Ludolf, Albrecht. 1152 - 1232; in: Geschichts-
blätter für Stadt und Land Magdeburg 21/1886, S. 1 - 58,
113 - 137 und 217 - 252.
- HASKINS, Charles Homer, The Renaissance of the twelfth century, 1927
(nachgedruckt: New York 1957).

- HAUSER, Arnold, Sozialgeschichte der Kunst und Literatur, München 1972.
- HAVEMANN, Wilhelm, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg, 3 Bde, Göttingen 1853, 1855 und 1857.
- HEER, Friedrich, Aufgang Europas, Wien-Zürich 1949.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich, Vorlesungen über die Ästhetik I - III, Werke, Bd. 13 - 15, Frankfurt a. M. 1970.
- HEINEKEN, Hermann, Der Salzhandel Lüneburgs mit Lübeck bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts, Historische Studien, Bd. LXIII, Berlin 1908.
- HELLMANN, Manfred W., Fürst, Herrscher und Fürstengemeinschaft. Untersuchungen zu ihrer Bedeutung als politischer Elemente in mittelhochdeutschen Epen, Diss. Bonn 1969.
- HERKENRATH, Emil, Die Zeit der Alexandreis Walthers von Châtillon, Hist. Vierteljahresschrift 29/1934 - 35, S. 597 f.
- HERKOMMER, Hubert, Der Waise, aller fürsten leitesterne. Ein Beispiel mittelalterlicher Bedeutungslehre aus dem Bereich der Staatssymbolik, zugleich ein Beitrag zur Nachwirkung des Orients in der Literatur des Mittelalters, DVJS 50/1976, S. 44 - 59.
- HESELHAUS, Clemens, Die Herzog-Ernst-Dichtung. Zur Begriffsbestimmung von Märe und History, DVJS 20/1942, S. 170 - 199.
und: WdF CCCLXXXV, S. 213 - 244.
- HOCKE, Gustav René, Über Manierismus in Tradition und Moderne, Merkur 10/1956, Heft 4, S. 336 - 63.
- HOFFMANN, Friedrich Wilhelm, Geschichte der Stadt Magdeburg, Bd. 1, Magdeburg 1871.
- HOHENDAHL, Peter Uwe, Sozialgeschichte und Wirkungsästhetik. Dokumente zur empirischen und marxistischen Rezeptionsforschung, Frankfurt a. M. 1974.
- HOLTZMANN, Robert, Otto der Große und Magdeburg; in: Magdeburg in der Politik der deutschen Kaiser, Magdeburg 1936, S. 45 - 80.

- HOPPE, Willy, Das Erzstift Magdeburg und der Osten, Hist. Zeitschrift 135/1927, S. 369 - 81.
- IVANCIC, Josef, Wie hat Walther von Castiglione Vergil nachgeahmt? Programm des Obergymnasiums Mitterburg 1886.
- JÄGER, Siegfried, Studien zur Komposition der Crescentia der Kaiser-chronik, des Vorauer und des Straßburger Alexander und des Herzog Ernst B, Diss. Bonn 1968.
- JÄNICKE, Oskar, Über die Abfassungszeit der beiden Gedichte des Herzog Ernst, ZfdA 15/1872, S. 151 - 65.
- JAUSS, Hans Robert, Literaturgeschichte als Provokation, edition suhr-kamp, Bd. 418, Frankfurt a. M. 1970.
- JORDAN, Karl, Investiturstreit und frühe Stauferzeit; in: GEBHARDT, Handbuch der deutschen Geschichte, deutscher taschenbuch verlag Bd. 4204, München 1973.
- JORDAN, Leo, Quellen und Komposition von Herzog Ernst, Archiv 12/1904, S. 328 - 43 und S. 457 - 60.
- JUBAINVILLE, Henry d'Arbois de, Histoire des ducs et des comtes de Champagne, 3 Bde, Paris 1859 - 66.
- KALLWEIT, Hilmar und LEPENIES, Wolf, Genetischer Strukturalismus als Interpretationskonzept, Alternative 71/April 70, S. 88 - 92.
- KAPLOWITT, Stephen J., Herzog Ernst and the Pilgrimage of Henry the Lion, Neophilologus 52/1968, S. 387 - 92.
- KARTSCHOKE, Dieter, Die Datierung des deutschen Rolandsliedes, Stuttgart 1965.
- KEHR, P., Das Erzbistum Magdeburg und die erste Organisation der christlichen Kirche in Polen, Abhandl. d. preuss. Akademie der Wissenschaften 1920/1, Berlin 1920, S. 3 - 68.
- KERN, Fritz, Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter, Köln-Münster ²1954.
- KING, Kenneth Charles, Das strophische Gedicht vom Herzog Ernst, ZfdPh 78/1959, S. 269 - 91.

- KLAUBER, Fritz, Charakteristik und Quellen des altfranzösischen Gedichts Esclarmonde, Diss. Heidelberg 1913.
- KNAPP, Fritz Peter, Herzog Ernsts Schild bei Odo von Magdeburg, PBB (T) 94/1972, S. 335 - 47.
- KNAPP, Fritz Peter, Similitudo. Stil- und Erzählfunktion von Vergleich und Exempel in der lateinischen, französischen und deutschen Großepik des Hochmittelalters, Band I, Philologica Germanica 2, Wien-Stuttgart 1975.
- Rez: BEHR, Hans-Joachim, AfdA 89/1978, S. 1 - 6.
- KNAPPE, Karl-Bernhard, Repräsentation und Herrschaftszeichen. Zur Herrscherdarstellung in der vorhöfischen Epik, Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung, Bd. 17, München 1974.
- KÖHLER, Erich, Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik, Tübingen 21970.
- KÖHLER, Erich, Einige Thesen zur Literatursoziologie, GRM 55/1974, S. 257 - 64.
- KÖHRER, Erich (Hg), Deutsche Stadt - deutsches Land, Bd. II: Magdeburg, Berlin 1922.
- KÖTZSCHKE, Rudolf, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, Jena 1924.
- KOHLMAYER, Rainer, Ulrichs von Etzenbach "Wilhelm von Wenden". Studien zur Tektonik und Thematik einer politischen Legende aus der nachklassischen Zeit des Mittelalters, Deutsche Studien 25, Meisenheim a. Glan 1974.
- Rez: BEHR, Hans-Joachim, PBB (T) 99/1977, S. 324 - 328.
- KUHN, Hugo, Dichtung und Welt im Mittelalter, Stuttgart 1959.
- KUHN, Hugo, Aspekte des dreizehnten Jahrhunderts in der deutschen Literatur, Sitzungsberichte der Bay. Akademie d. Wissenschaften 1967/5, München 1968.
- KUHN, Hugo, Eine Sozialgeschichte der Kunst und Literatur. Kritische Reflexionen zur Arnold HAUSER, Sozialgeschichte der Kunst und Literatur, München 1953; in: Text und Theorie, Stuttgart 1969, S. 59 - 79.

- KULISCHER, Josef, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, München-Berlin 1928.
- KURFESS, Alfons (Hg), C. Sallusti Crispi Catilina, Iugurtha, Fragmenta Ampliora, Leipzig 1972, Praefatio.
- KURRAS, Lotte, Katalog des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg. Die Handschriften des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, Bd. 1: Die deutschen mittelalterlichen Handschriften, 1. Teil: Die literarischen und religiösen Handschriften. Anhang: Die Hardenbergschen Fragmente, Wiesbaden 1974.
- LANGOSCH, Karl, Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur, Bd. 2, Zürich 1964.
- LANGOSCH, Karl, Die deutsche Literatur des lateinischen Mittelalters, Berlin 1964.
- LANGOSCH, Karl, Mittellateinische Dichtung in Deutschland; in: RL II, Berlin ²1965, S. 335¹ - 391^r.
- LANGOSCH, Karl, Die europäische Literatur des Mittelalters. Zwei Vorträge und ein Aufriß, Beihefte zu 'Wirkendes Wort' 16/1966.
- LAUSBERG, Heinrich, Handbuch der literarischen Rhetorik, 2 Bde., München 1960.
- LEHMANN, Paul, Die Vielgestalt des 12. Jahrhunderts (1953); in: Erforschung des Mittelalters, Bd. III, Stuttgart 1960, S. 225 - 46.
- (LEKTORAT), Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 1: Grundlagen und Modellanalysen, Stuttgart ²1972.
- LEWANDOWSKI, Theodor, Linguistisches Wörterbuch, 3 Bde, Heidelberg ²1976 (Uni-Taschenbuch Nr. 200, 201 und 300).
- LIMMER, Rudolf, Bildungszustände und Bildungsideen des 13. Jahrhunderts, München-Berlin 1928.
- LÖWENTHAL, Leo, Notizen zur Literatursoziologie; in: Kunst und Gesellschaft Bd. 3, Stuttgart 1975.
- LÜPKE, Gunther, Die Stellung der Magdeburger Erzbischöfe während des Investiturstreites, Diss. Halle 1937.

- LÜTGE, Friedrich, Deutsche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Berlin-Heidelberg-New York ³1966.
- LUKÁCS, Georg, Die Theorie des Romans (1920), Neuwied-Berlin 1971.
- LUKÁCS, Georg, Schriften zur Literatursoziologie, herausgegeben von P. LUDZ, Soziologische Texte, Bd. 9, Neuwied-Darmstadt-Berlin ⁵1972.
- MAGOUN, Francis Peabody jr., The geste of king Alexander of Macedon, Cambridge 1929.
- MANITIUS, Max, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, 3 Bde, München 1911, 1923 und 1931.
- Rez: STRECKER, Karl (zu Bd. 3), Hist. Vierteljahresschrift 27/1932, S. 145 - 67.
- MARLOT, Guillaume, Histoire de la ville, cité et université de Reims, Bd. III, Reims 1846.
- MARX, Karl und ENGELS, Friedrich, Über Kunst und Literatur, herausgegeben von M. KLIEM, 2 Bde, Berlin (Ost) 1967 f.
- MEIER, Hermann, Zum Reimgebrauch im Herzog Ernst D und bei Ulrich von Eschenbach, Diss. Marburg 1930.
- Rez: MAURER, Friedrich, LtBl. 51/1930, Sp. 426 - 31;
ROSENFELD, Hans-Friedrich, AfdA 49/1930, S. 126 - 129.
- MENGERT, Willibald, Magdeburg in der deutschen Geschichte, Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben, Heft 2, Magdeburg (1934).
- MEVES, Uwe, Studien zu König Rother, Herzog Ernst und Grauer Rock (Orendel), Europäische Hochschulschriften I/181, Frankfurt/M. und Bern 1976.
- McKEON, Richard, Rhetoric in the Middle Ages, Speculum 17/1942, S. 1 - 32.
- MÖLLENBERG, Walter, Aus dem geistigen Leben der Stadt Magdeburg im Mittelalter, Neujahrsblätter 42, Halle 1918.
- MOTTEK, Hans, Wirtschaftsgeschichte Deutschlands. Ein Grundriß, 2 Bde, Berlin ⁵1971.

- MRUSEK, Hans-Joachim, Drei deutsche Dome (Quedlinburg, Magdeburg, Halberstadt), Dresden (1963).
- MÜLDENER, Friedrich August Wilhelm, De vita magistri Philippi Gualtheri ab Insulis dicti de Castellione, Diss. Göttingen 1854.
- MÜLLER, Ulrich, Untersuchungen zur politischen Lyrik des deutschen Mittelalters, GAG 55/56, Göttingen 1974.
- Rez: GRUBMÜLLER, Klaus, IASL 1/1976, S. 285 - 291.
- NAUMANN, Bernd, Dichter und Publikum in der deutschen und lateinischen Bibelepik des frühen 12. Jahrhunderts, Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kulturwissenschaft, Bd. 30, Nürnberg 1968.
- NAUMANN, Hans, Versuch einer Einschränkung des romantischen Begriffs Spielmannsdichtung, DVJS 2/1924, S. 777 - 94.
und: WdF CCCLXXXV, S. 126 - 144.
- NEUMANN, Friedrich, Das Herzog Ernst-Lied und das Haus Andechs, ZfdA 93/1964, S. 62 - 65.
und: WdF CCCLXXXV, S. 413 - 416.
- NEUMANN, Hans, Die deutsche Kernfabel des 'Herzog-Ernst'-Epos, Euph. 45/1950 - 51, S. 140 - 164.
und: WdF CCCLXXXV, S. 259 - 288.
- PAINTER, Sidney, Medieval society; in: The development of Western Civilization, herausgegeben von E. W. FOX, Ithaca-New York 1968.
- PARE, G./BRUNET, A./TREMBLAY, P., La renaissance du XII^e siècle. Les écoles et l'enseignement, Paris-Ottawa 1933.
- PAUL, Hans, Ulrich von Eschenbach und seine Alexandreis, Diss. Berlin 1914.
- PAWLOW, Todor, Aufsätze zur Ästhetik, herausgegeben von E. JOHN, Berlin (Ost) 1975.
- PETERS, Ursula, Niederes Rittertum oder hoher Adel? Euph. 67/1973, S. 244 - 60.
- PIRENNE, Henri, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter, München ²1971 (Uni-Taschenbuch Nr. 33).

PEIPER, Rudolf, Walther von Châtillon, Breslau 1869.

PLECHL, Helmut, Studien zur Tegernseer Briefsammlung des 12. Jahrhunderts, Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 13/1957, IV, 1, S. 35 - 114 und IV, 2, S. 394 - 481.

PÖRKSEN, Uwe, Der Erzähler im mittelhochdeutschen Epos. Formen seines Hervortretens bei Lamprecht, Konrad, Hartmann, in Wolframs 'Willehalm' und in den "Spielmannsepen", Philologische Studien und Quellen, Bd. 58, Berlin 1971.

PÖSCHL, Viktor, Die Dichtkunst Virgils. Bild und Symbol in der Aeneis, Innsbruck-Wien 1950.

PONERT, Dietmar Jürgen, Deutsch und Latein in deutscher Literatur und Geschichtsschreibung des Mittelalters, Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur, Bd. 43, Stuttgart 1975.

RABY, Frederic James Edward, A history of secular latin poetry in the Middle Ages, 2 Bde, Oxford 1957.

RÄUSCHL. Gernot, Beiträge zum Motiv der Gefolgschaftstreue in der deutschen Dichtung der Stauferzeit, Diss. [Masch] Wien 1971.

RAND, Edward Kennard, The Classics in the thirteenth century, Speculum 4/1929, S. 249 - 69.

RANKE, Friedrich, Der Waise in der deutschen Krone. Eine Frage des Germanisten an Historiker und Kunsthistoriker; in: Kleinere Schriften, Bern-München 1971, S. 127 - 29.

REINICKE, Sabine, Untersuchungen über die Träger der sogenannten Spielmannsepen in Deutschland, Diss. [Masch] Frankfurt 1923.

REITZENSTEIN, Richard, Studien zu den Fassungen A und B des Herzog Ernst, Diss. [Masch] Göttingen 1922.

Zusammenfassung in: Jahrbuch der Philosophischen Fakultät der Georg August-Universität zu Göttingen, I: Historisch-philologische Abteilung, Göttingen 1922, S. 125f.

REITZENSTEIN, Richard, Zum Text des Herzog Ernst B, ZfdA 62/1925, S. 181 - 84.

- REUTER, Hans Georg, Die Lehre vom Ritterstand. Zum Ritterbegriff in Historiographie und Dichtung, Neue Wirtschaftsgeschichte, Heft 4, Köln-Wien 1971.
- Rez: GELLINEK, Christian, Colloquia Germanica I/2, 1974, S. 130 - 32;
- SCHÜPPERT, Helga, PBB (T) 95/1973, S. 460 - 63;
- VOLLMANN-PROFE, Gisela, GRM 53/1972, S. 436 - 39.
- RICHTER, Dieter (Hg), Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 5: Literatur im Feudalismus, Stuttgart 1975.
- RINGHANDT, Esther, Das Herzog-Ernst-Epos. Vergleich der deutschen Fassungen A, B, D, F, Diss. [Masch] FU Berlin 1955.
- RÖMER, Christof, Das Kloster Berge bei Magdeburg und seine Dörfer 968 - 1565. Ein Beitrag zur Geschichte des Erzstiftes Magdeburg, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 30, Studien zur Germanica Sacra 10, Göttingen 1970.
- ROSENFELD, Hans-Friedrich, Herzog Ernst D und Ulrich von Eschenbach, Palaestra 164, Leipzig 1929 (nachgedruckt: New York 1967).
- Rez: MAURER, Friedrich, LtBl 51/1930, Sp. 426 - 431.
- ROSENFELD, Hans-Friedrich, geschächzabelt, Neuphilologische Mitteilungen 31/1930, S. 85 - 92.
- ROSENFELD, Hans-Friedrich, Der Saganer Herzog Ernst, Festschrift für Hugo SUOLAHTI (60), Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Bd. XXX, Helsinki 1934, S. 579 - 86.
- ROSENFELD, Hans-Friedrich, 'Herzog Ernst' und die deutsche Kaiserkrone, Societatis Scientiarum Fennicae Arsbo - Vuosikirja XXXIX B, Nr. 9, Helsingfors 1961, S. 1 - 19.
- und: H. - F. ROSENFELD, Ausgewählte Schriften zur deutschen Literaturgeschichte, germanischen Sprach- und Kulturgeschichte und zur deutschen Wort-, Mundart- und Volkskunde nebst Bibliographie aller Publikationen des Autors 1923 - 1974, Festschrift für Hans-Friedrich ROSENFELD (75), hrsg. v. H. KUHN, Bd. 1, Göttingen 1974, S. 47 - 63.

- ROSENFELD, Hans-Friedrich, Das Herzog Ernst Lied und das Haus Andechs, *ZfdA* 94/1965, S. 108 - 121.
und: *WdF CCCLXXXV*, S. 417 - 435.
H. - F. ROSENFELD, *Ausgewählte Schriften*,
Bd. 1, S. 64 - 77.
- ROSS, D. J. A., *Alexander historiatus. A guide to medieval illustrated Alexander-literature*, Warburg Institute surveys, Bd. I, London 1963.
- RUHE, Walther, *Die magdeburgisch-brandenburgischen Lehnbeziehungen im Mittelalter*, Diss. Halle - Wittenberg 1914.
- RUPP, Heinz, *Deutsche religiöse Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts*, Freiburg i. B. 1958 (nachgedruckt 1971).
- RUPP, Heinz, *Über das Verhältnis von deutscher und lateinischer Dichtung im 9. bis 12. Jahrhundert*, *GRM* 39/1958, S. 19 - 34.
- RUPPEL, A., *Zur Reichslegation des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg (1222 - 1224)*; in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken*, herausgegeben vom Königl. Preuss. Hist. Institut in Rom, Bd. XIII, Rom 1910, S. 103 - 134.
- SANDROCK, Lucie, *Das Herrscherideal in der erzählenden Dichtung des deutschen Mittelalters*, Diss. Münster 1931.
- SCHÄFERS, Johannes, *Personal- und Amtsdaten der Magdeburger Erzbischöfe (968 - 1503)*, Diss. Greifswald 1908.
- SCHELUDKO, Dimitri, *Neues über Huon de Bordeaux*, *ZfRomPh* 48/1928, S. 361 - 397.
- SCHMID, Karl, *Welfisches Selbstverständnis*; in: *Adel und Kirche*, Festschrift für Gerd TELLENBACH (65), hrsg. von J. FLECKENSTEIN und K. SCHMID, Basel-Wien 1968, S. 389 - 416.
- SCHMIDT, Hermann, *Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg*; in: *Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg* 16/1881, S. 1 - 33 und S. 105 - 56.
- SCHNEIDER, Erich, *Einführung in die Wirtschaftstheorie*, 4 Bde. Tübingen 1947, 1948, 1952 und 1970.

- SCHNEIDER, Hermann, Weltliteratur und Nationalliteratur im Mittelalter, Euph. 45/1950 - 51, S. 131 - 39.
- SCHNEIDER, Hermann und MOHR, Wolfgang, Höfisches Epos; in: RL I, Berlin 1953, S. 669¹ - 683^r.
- SCHRADER, Franz (Hg), Beiträge zur Geschichte des Erzbistums Magdeburg, Studien zur katholischen Bistums- und Klostergeschichte, Bd. 11, Leipzig 1968.
- SCHRAMM, Percy Ernst, Herrschaftszeichen und Staatssymbolik, Schriften der Monumenta Germaniae historica 13/I - III, 3 Bde, Stuttgart 1956.
- SCHRAMM, Percy Ernst, Der König von Frankreich, 2 Bde, Darmstadt 21960.
- SCHRÖDER, Walter Johannes, Spielmannsepik, Sammlung Metzler M 19, Stuttgart 21962.
- Rez: BAUER, Gerhard, Euph. 59/1965, S. 315 - 324.
- SCHRÖDER, Walter Johannes (Hg), Spielmannsepik, WdF Bd. CCCLXXV, Darmstadt 1977.
- SCHUBERT, Ernst, Der Magdeburger Dom, Wien-Köln 1975.
- SCHUMANN, Otto, Zum Carmen de prodicione Guenonis, Zfom Ph 62/1942, S. 510 - 27.
- SILBERBORTH, Hans, Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg; in: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 45/1910, S. 110 - 232.
- SINGER, Samuel, Germanisch-romanisches Mittelalter. Aufsätze und Vorträge, Zürich-Leipzig 1935.
- SONNEBORN, Karl, Die Gestaltung der Sage vom Herzog Ernst in der altheutschen Literatur, Diss. Göttingen 1914.
- SPECHT, Franz Anton, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, Stuttgart 1885 (nachgedruckt 1967).
- STAMMLER, Wolfgang, Herzog Ernst und Heinrich der Löwe, Wort und Bild. Studien zu den Wechselbeziehungen zwischen Schrifttum und Bildkunst im Mittelalter, Berlin 1962, S. 77 - 81.

- VON DEN STEINEN, Wolfram, Zum 'Waltharius'; in: *Mittellateinische Dichtung*, WdF CXLIX, Darmstadt 1969, S. 193 - 218.
- SZKLENAR, Hans, *Studien zum Bild des Orients in vorhöfischen deutschen Epen*, Palaestra 243, Göttingen 1969.
- TAVERNIER, Wilhelm, *Waltharius, Carmen de prodicione Guenonis und Rolandsepos* (1914); in: E. E. PLOSS (Hg), *Waltharius und Walthersage*, Hildesheim 1969, S. 173 - 213.
- THIEME, Hans, *Die Magdeburger und Kulmer Stadtrechte im deutschen Osten*; in: *Deutsche Ostsiedlung in Mittelalter und Neuzeit*, Köln-Wien 1971, S. 144 - 59.
- THOSS, W., *Untersuchungen zum Stil der Spielmannsdichtung*, Diss. [Masch] München 1954.
- TOISCHER, Wendelin, *Odos Ernestus*, ZfdA 24/1880, S. 96.
- TOISCHER, Wendelin, *Über die Alexandreis Ulrichs von Eschenbach*, *Sitzungsberichte der Kais. Akad. d. Wissenschaften Wien* 97, 2, Wien 1881.
- TOISCHER, Wendelin, *Über die Sprache Ulrichs von Eschenbach*, *Programm des k. k. deutschen Neustädter Staats-Ober-Gymnasiums zu Prag*, Prag 1888.
- UHLIRZ, Karl, *Geschichte des Erzbistums Magdeburg unter den Kaisern aus sächsischem Hause*, Magdeburg 1887.
- VORETZSCH, Karl, *Epische Studien. Beiträge zur französischen Helden-sage und Heldendichtung*, Heft 1: *Die Composition des Huon von Bordeaux nebst kritischen Bemerkungen über Begriff und Bedeutung der Sage*, Halle 1900.
- VOSS, Georg, *Die Sage vom Herzog Ernst unter dem Einflusse Wolframs von Eschenbach*, *Beilage zum Programm des Gymnasiums in Buchsweiler, Colmar* 1886.
- WAPNEWSKI, Peter, *Deutsche Literatur des Mittelalters*, *Kleine Vandenhoeck-Reihe* 96 S, Göttingen ²1971.
- WAREMAN, Piet, *Spielmannsdichtung. Versuch einer Begriffsbestimmung*, Amsterdam 1951.

- WEBER, Erich, Das Domkapitel von Magdeburg bis zum Jahre 1567.
Ein Beitrag zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte
der deutschen Domkapitel, Diss. Halle 1912.
- WEBER, Max, Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen ⁵1972.
- WEHRLI, Max, Herzog Ernst, DU 20, 2/1968, S. 31 - 42; wieder ab-
gedruckt: Formen mittelalterlicher Erzählung, Zürich-
Freiburg i. Br. 1969.
und: WdF CCCLXXXV, S. 436 - 451.
- WENTZLAFF-EGGEBERT, Friedrich Wilhelm, Kreuzzugsdichtung des
Mittelalters, Berlin 1960.
- WESTERMANNs Atlas zur Weltgeschichte II: Mittelalter, Braunschweig
1956.
- WETTER, Max, Quellen und Werk des Ernstdichters. 1. Teil: Deutsche
Geschichte und westfränkische Ächtermäre, Bonner Bei-
träge zur deutschen Philologie, Bd. 12, Würzburg 1941.
- Rez: LEITZMANN, Albert, ZfdPh 69/1944, S. 250;
ROSENFELD, Hans-Friedrich, DLZ 63/1942,
Sp. 581 - 89;
SCHOLTE, Jan Hendrik, Neophilol. 27/1944,
S. 133 f.;
WOLFF, Ludwig, HZ 166/1942, S. 430 f.
- WETTER, Max, Der weise in rñches kröne; in: Geistesgeschichtliche
Perspektiven. Rückblick - Augenblick - Ausblick, Fest-
schrift für Rudolf FAHRNER (65), hrsg. von G. GROSS-
KLAUS, Bonn 1969, S. 61 - 111.
- WILLIAMS, John R., William of the White Hands and men of letters;
in: Anniversary essays in medieval history by students of
Charles Homer HASKINS, New York 1929 (nachgedruckt
1967), S. 365 - 87.
- WINTER, F., Erzbischof Albrecht II. bis zu seiner Erwählung und Be-
stätigung; in: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magde-
burg 4/1869, S. 183 - 92.
- VAN WINTER, Johanna, Rittertum. Ideal und Wirklichkeit, München 1969.

- WITTKOWER, Rudolf, Marvels of the East. A study in the history of monsters, Journal of the Warburg and Courtauld Institutes V/1942, S. 159 - 97.
- WOLFRAM, Erich, Die Baugeschichte der Stadt und Festung Magdeburg, Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben, Heft 10, Magdeburg (1936).
- WÜHR, Wilhelm, Das abendländische Bildungswesen im Mittelalter, München 1950.
- ZARNCKE, Friedrich, Zu den Gedichten vom Herzog Ernst, PBB 2/1876, S. 576 - 85.
- ZENKER, Luise, Zur volkswirtschaftlichen Bedeutung der Lüneburger Saline für die Zeit von 950 - 1370, Forschungen zur Geschichte Niedersachsens I/2, Hannover-Leipzig 1906.
- ZORN, Wolfgang, Einführung in die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Probleme und Methoden, München 1972.

ISBN 3-261-02440-2